Mirabeau.

Erster Band.

Mirabeau.

Eine Lebensgeschichte.

Von

Franz Ernst Pipitz,
Docenten an der Universität Zürich.

> Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt,
> Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte.
> Schiller.

Erster Band.

Leipzig:
F. A. Brockhaus.

1850.

Seinem theuren Bruder

Dr. Joseph Pipitz

in Wien

der Verfasser.

Vorwort.

An der Grenze zweier Zeitalter stehen zuweilen große Männer, die, geistige Kolosse, mit einem Fuße in der Vergangenheit, mit dem andern in der Zukunft wurzeln. Ein solcher Mann war Mirabeau. Durch Herkunft, Erziehung und Familienüberlieferungen, durch Lieb' und Leid der Vergangenheit angehörend, ragt er durch seine mächtige Persönlichkeit, in der die leitenden Gedanken des Jahrhunderts ihren Sammelpunkt fanden, über unsere Gegenwart weit in die Zukunft hinein. Gewaltig im Zerstören, schöpferisch im Aufbauen, riß er die morschen Stützen des alten Staates nieder und ordnete die Grundlagen des neuen, der sich auf dessen Trümmern erheben sollte. Auf den Pfaden, die er ging, läßt sich das Werden und Wachsen jener Ideen belauschen, die, in Thaten umgestaltet, die Welt aus ihren Angeln hoben; der Ursprung jener furchtbaren, noch lange nicht vollkommen begriffenen und hinreichend gewürdigten Umwälzung, unter deren Erschütterungen die Erde noch heute bebt. In ihrem Beginne vorzüglich gegen zwei Einrichtungen ge-

kehrt, gegen den durch die unbeschränkte Königsgewalt bedingten Despotismus, und gegen die auf dem Feudalsysteme beruhende politische und gesellschaftliche Ungleichheit, hatte diese Umwälzung zwei Hauptzwecke: die Freiheit, d. h. die Herrschaft vernünftiger, dem Gesammtwillen entsprechender Gesetze, und die Gleichheit, d. h. die Geltung derselben Gesetze für Alle, und zerfiel in die constitutionell-monarchische und die demokratisch-sociale Bewegung, welche sich zuletzt überschlug und in Reaction überging. Jede dieser Phasen der Revolution findet aber ihren Ausdruck in einem Manne, der die Hauptbewegung lenkt, in dem sie sich gewissermaßen vollständig verkörpert, und dessen Geschichte zugleich die Geschichte seiner Partei und seiner Periode ist. Der Mann der constitutionell-monarchischen Periode ist Mirabeau. Sein Leben enthält nicht nur die beste Vorgeschichte der Revolution, weil sich darin die Zustände Frankreichs und Europas im 18. Jahrhundert anschaulich abspiegeln, sondern es bildet auch den Mittelpunkt, um den sich die Bestrebungen, die constitutionelle Monarchie auf dem Festlande Europas, zunächst in Frankreich, zu begründen, am natürlichsten gruppiren lassen. Mirabeau war es vielleicht, der dieses Wort „constitutionelle Monarchie" außerhalb Englands zuerst aussprach; er war es, der dessen Begriff feststellte und die Durchführung im Staate sich zur Lebensaufgabe machte. Führer der Mittelclassen, obschon in den Reihen der Aristokratie geboren, erkannte er die Nothwendigkeit, das Königthum mit dem Bürgerthume zu verbünden, ohne jedoch die den privilegirten Ständen entrissenen Vorrechte zu Gunsten des letztern zu erneuern. Seine Schriften liefern einen fort-

laufenden Commentar zur inneren Entwickelungsgeschichte des Jahrhunderts; seine Reden, die mit elektrischem Schlage die Massen durchzuckten, behandeln, abgesehen von ihrer kunstreichen Form, die unübertroffene Muster darbietet, die wesentlichsten Punkte des constitutionellen Regierungssystems und sind voll mannichfaltiger Belehrung für die Gegenwart; seine Thaten stehen mit beiden im Einklang, und verfolgen bei allen scheinbaren Widersprüchen das nämliche Ziel mit gleich erstaunlicher Kraft und Ausdauer.

Diese Stellung und Wirksamkeit Mirabeau's ist bisher von den meisten Geschichtschreibern verkannt worden, und der Parteigeist hat sich wetteifernd bemüht, ihn bald als verworfenen, mit dämonischer Gewalt auf Umsturz und Anarchie hinarbeitenden Demagogen, bald als abtrünnigen Verräther des Volks und verächtlichen Miethling der Reaction zu brandmarken — Urtheile, die nur darin übereinstimmen, daß sie ihn den einzigen Mann nennen, der die Revolution in ihrem zerstörenden Laufe festhalten, ihr eine andere Wendung geben und das Königthum retten konnte. Auch deutsche Forscher haben sich so falscher Auffassung nicht zu entziehen gewußt, und man begegnet in bekannten und angesehenen Werken groben Irrthümern, deren Verbreitung um so mehr überrascht, je leichter ihre Entstehung nachzuweisen war. Fast überall wird nur hervorgehoben, was Mirabeau verneinte, angriff und zertrümmerte; nicht was er stützte und erhielt, was er regelte, befestigte und für die Zukunft vorbereitete. Man läßt den Staatsmann entgelten, was der Privatmann sündigte, und der Privatmann muß büßen, was der Staatsmann verbrach. Auf solche Art wird sein Leben

in beiden Richtungen misdeutet, während man trachten sollte, eine durch die andere zu erklären.

Der Biograph hatte demnach die Aufgabe, dieses von Natur und Geschick mit verschwenderischem Reichthume ausgestattete, an die Spitze der mächtigsten Bewegungen, durch welche die neuere Welt erschüttert worden, gestellte Leben in seiner ganzen Fülle zu umfassen, im Manne die Zeit, in der Zeit den Mann zu schildern, und ihm den Platz zu sichern, der ihm in der Geschichte gebührt. Ist sie gelöst, so steht Mirabeau weder als Vorbild noch als Warnung da, sondern als auserwähltes Wesen im Kreise der Menschheit, als eine der großartigsten Erscheinungen, die den Entwickelungsgang unsers Geschlechtes bezeichnen.

Zürich, im Mai 1850.

Der Verfasser.

I.

Um das Jahr 1267, als die Guelfen in Florenz mit Hülfe Karl's von Anjou die Oberhand gewannen und die Gibellinen, ihre Gegner, freiwillig die Stadt verließen, wurde auch die Familie Arrighetti zur Auswanderung genöthigt. Azzucio Arrighetti, Gherardo's Sohn, flüchtete sich mit seinem Sohne Peter in die Provence, wo er sich niederließ und im Jahre 1294 starb. Von seinen Nachkommen, die im Lande Güter erworben und mit angesehenen Geschlechtern sich verschwägert hatten, siedelte sich zuerst Honoré in Marseille an und dessen Sohn, Johann von Riqueti, wie der Name im Laufe der Zeit umgestaltet worden war, bekleidete daselbst das Amt eines ersten Consuls oder Vorstehers der Bürgergemeinde. Halb Krieger, halb Kaufmann, vertheidigte er seine Vaterstadt gegen den Fanatismus der Hugenotten sowol als der Liguisten, und bereicherte sich durch Handelsunternehmungen, was in Marseille die adelige Ehre so wenig befleckte wie in Venedig. Dieser Johann von Riqueti kaufte das später zum Marquisate erhobene Gut Mirabeau mit dem auf einem Felsen an der Durance gelegenen Schlosse gleiches Namens und war der Gründer des Ansehéns, das seine Familie in der altberühmten Mittelmeerstadt fortwährend genoß. Seine Schwiegertochter, Johanna von Lenche, brachte als Mitgift das schönste Haus in Marseille, auf dem Platze von Lenche, in welchem Thomas von Riqueti Ludwig XIV. bewirthete, als der Monarch, begleitet von seiner Mutter und dem Cardinal Mazarin, dessen abenteuernde Nichte einer von Thomas' Söhnen später auf der

Flucht beherbergte, zur Vermählung mit der Infantin an die spanische Grenze reiste. Der Stadt kostete dieser königliche Besuch ihre freie Verfassung: an die Stelle der aus dem Adel erkorenen fast unabhängigen Consuln traten Schöppen, die aus der Mitte der Kaufleute erwählt wurden und unter einem vom Hofe ernannten Gouverneur standen. Die meisten Adeligen verließen nun Marseille; auch die Riqueti zogen sich auf ihre Güter zurück und vertauschten die städtischen Beschäftigungen mit Kriegsdienst und Landleben. Ludwig's XIV. Regierung vollendete die Trennung des Adels in zwei Classen, von denen die eine am Hofe Gunst und Genuß suchte, während die andere, auf die Provinz beschränkt, entweder in Bedeutungslosigkeit versank oder die letzten Reste feudaler Unabhängigkeit vor den Eingriffen der Königs- und Ministerwillkür zu wahren suchte. Geistvolle, tapfere und hartnäckige Sonderlinge, wie die Riqueti waren, taugten sie für den schlüpfrigen Boden von Versailles nicht; besser sagten ihnen die Galeeren von Malta zu, und der Kampf mit den Ungläubigen schien ihnen ehrenvoller als das Gezänke mit den räuberischen Dienern des Fiscus. Insbesondere bewies Johann Anton von Riqueti, der zur Zeit als sittenlose Weiber und heuchlerische Priester in des sogenannten großen Königs Namen Frankreich beherrschten, an der Spitze der Familie stand, nicht weniger Muth auf dem Schlachtfelde als stolzes Selbstbewußtsein dem zum Abgotte hinaufgeschmeichelten Despoten gegenüber; und nirgend steht der Name seines Geschlechts auf den Blättern, die der Nachwelt von der Schande jener Tage Kunde geben. Dieser Mann, den der Hof nicht kannte, dessen Tod aber seine Mitbürger als ein öffentliches Unglück beklagten, ließ die Söhne, welche ihm eine hochgesinnte Frau geboren, in der strengen Schule aufwachsen, die ihn selbst gebildet hatte. Hergebrachter Weise gemäß traten die jüngern alle schon als Kinder in den Malteserorden: Victor, durch den Tod zweier ältern Brüder im Besitze des Vorrechts der Erstgeburt, verließ ihn jedoch wieder nach dem Antritte der väterlichen Erbschaft, um sich zu vermählen. Er führte Maria von Vassan heim, eine reiche Erbtochter aus der

Landschaft Limousin, die im 13. Jahre Witwe geworden war, ohne Frau gewesen zu sein.

Dieser Victor Riqueti, Marquis von Mirabeau, war der erste seines Geschlechts, der die heimatliche Provinz verließ, um fern von derselben seinen Wohnsitz aufzuschlagen. Er hatte nämlich schon früh den Degen, dessen Herrschaft zu Ende ging, mit der Feder vertauscht, die glänzendere Triumphe bot, und suchte den Schauplatz auf, wo allein die Kränze vertheilt wurden. Um dem Hofe und der Hauptstadt näher zu sein, kaufte er das Gut Bignon bei Sens und in Paris selbst einen Palast in der Seinestraße der Vorstadt St.-Germain. Ein in Wollüsten versunkener König, rathlose und ihre geistige Unmacht durch rohe Gewalt verhüllende und stützende Minister, schreiende Widersprüche zwischen Gesetzen und Sitten, vorzüglich aber die durch zwei verschwenderische Regierungen herbeigeführte und immerfort steigende Zerrüttung der Finanzen — Alles trug dazu bei, daß man allmälig aufhörte, die Staatsangelegenheiten als Sache der Dynastie zu betrachten, und sie in den Kreis öffentlicher Besprechungen zog. Die Staatswirthschaft kam zuerst an die Reihe: eine Wissenschaft, die noch in der Kindheit lag — denn man war darin kaum weiter gekommen als die Wilden, die den Baum umhauen, um sich der Früchte desselben zu bemächtigen —, die aber jetzt unter dem Schutze einer königlichen Maitresse zu gedeihen begann. An die Stelle des „Systems", wodurch Law die Taschen der Franzosen geleert hatte, indem er ihnen zum Ersatze die eingebildeten Reichthümer des Mississippilandes versprach, trat die Lehre Quesnay's, des vertrauten Arztes der Frau von Pompadour, die auf den Boden verwies und dort durch fleißigen Anbau Schätze an den Tag zu fördern rieth. Seine Schüler, die Oekonomisten, wuchsen bald, von der Mode getragen, zu einer durch Zahl und Einfluß starken Sekte an, die nach dem Tode des Stifters den Marquis von Mirabeau als ihr Haupt verehrte. Diesen Erfolg dankte er zunächst einem Werke, das er nach langen Vorarbeiten um das Jahr 1755 unter dem Titel erscheinen ließ: l'Ami des Hommes ou traité de la popula-

tion — welch erstere Benennung bald vom Buche auf den Verfasser selbst überging und ihm sein ganzes Leben blieb. Der „Menschenfreund" machte, wie Grimm in seinem Briefwechsel erzählt, großes Aufsehen und sein Ruf wurde durch den Versuch, ihn zu unterdrücken, um Vieles gesteigert. Er enthält in der That einige neue und für jene Zeit kühne Ideen, die aber der Marquis in ein höchst seltsames Kleid zu hüllen für gut fand, das vielleicht gerade die Menge blendete, weil sie, was ihr unverständlich ist, für tiefsinnig zu halten pflegt. Hat auch das Emporkommen einer neuen Macht, von der damals noch niemand träumte — der Macht des Capitals und der Industrie —, die Stützen niedergerissen, auf denen das Gebäude des „Menschenfreundes" ruhte, so darf man doch nicht übersehen, daß er gegenüber der schamlosen Ausbeutung, zu der das Volk verurtheilt war, sich der Menschenwürde annahm und Sätze schrieb wie die folgenden: „Unter den Neuern bin ich vielleicht der Erste, welcher gelehrt hat, daß alle Menschen Brüder seien; daß sich keiner zum Schaden des Andern bereichern dürfe; daß die Grundsätze der Gerechtigkeit überall und in allen Punkten mit jenen des wahren Vortheils übereinstimmen; daß Wohlthaten die einzigen Bande seien, die sich für den Menschen ziemen; daß die politische Harmonie einfache, feste und bündige Regeln habe, die keine Gewalt überschreiten kann, ohne mit sich selbst in Widerspruch zu gerathen." — „Keine Macht hat einen sichern Grund, die sich nicht auf den Vortheil des Gehorchenden stützt." — „Das Gesetz des Stärkern macht den Aufstand zum Rechte der Völker." Daneben findet man freilich Lobreden auf das Mönchthum und Manches, was im Zeitalter Friedrich's II. und Voltaire's geradezu widersinnig erscheinen mußte: deshalb und um seiner geschmacklosen, verworrenen und eckigen Sprache willen fiel das Werk auch vor dem Tode seines Urhebers der Vergessenheit anheim.

II.

Auf dem Gute Bignon ward dem Marquis von Mirabeau am 9. März des an großen Männern so fruchtbaren Jahres 1749, im Geburtsjahre Goethe's und Alfieri's, ein Sohn geschenkt, der in der Taufe den Namen Gabriel Honoré bekam. Ungewöhnliche Größe und Stärke, und zwei Backenzähne, die sich bereits entwickelt vorfanden, zeichneten ihn bei der Geburt aus, die durch Freudenbezeigungen der Landleute gefeiert und von dem Vater als das Ergebniß eines Kunstgriffes betrachtet wurde, dessen Kenntniß er seinem vertrauten Freunde, dem Herzoge von Nivernois, dankte. Der Knabe erhielt die rührige Frau eines Schmiedes zur Amme und ward im dritten Lebensjahre von den Blattern befallen, die sein Gesicht so verunstalteten, daß der Marquis seinem Bruder schrieb, sein Neffe sei häßlich wie der des Satan. Diesen Nachtheil wog aber große Regsamkeit des Geistes auf: im fünften Jahre schrieb Gabriel aus dem Stegreife Lebensregeln nieder für den „Herrn Ich", und gab seiner Großmutter bitteres Aergerniß, indem er während des Prunkessens, das auf seine durch einen Cardinal vollzogene Firmelung folgte, die Erklärung, daß Gott nichts Widersprechendes machen könne, z. B. einen Stock mit einem einzigen Ende, zu der Frage benutzte, ob ein Wunder nicht ein Stock sei, der nur ein Ende habe. Und als er bei einem Wettlauf den Preis gewann, der in einem Hute bestand, setzte er den seinigen einem Mitbewerber auf, der blos eine Mütze hatte, mit den Worten: „Da, ich habe nicht zwei Köpfe." Keime, die vielleicht am besten gediehen, wenn sie ihrer eigenen Triebkraft überlassen blieben — wie hätte sich jedoch der Marquis damit begnügen sollen, der für seine Nachkommenschaft schon Ermahnungen zusammenschrieb, bevor er eine hatte, der Marquis, welcher Königen Lehren gab und auf dem Punkte stand, Prinzen zur Erziehung zu bekommen? Gabriel ward also dazu verurtheilt, sich als Spalierbaum an der

väterlichen Weisheit emporzuranken; die üppigen Schößlinge sollten kunstgerecht beschnitten, der ungestüme Lebensdrang in abgemessene Grenzen zurückgedrängt werden. Was der brave Poisson, des Knaben Lehrer, gutmüthig übersah, brachte der Marquis mit doppelter Strenge ein. Er hielt für seinen Sohn stets das Prokrustesbett seines Systems bereit, in das die Natur nie paßte: die Sanftheit Gabriel's bei all seinem Feuer erscheint ihm als Trägheit; daß er, dem Beispiele der Mutter folgend, Arme aufsuchen geht, um ihnen Almosen zu spenden, findet der „Menschenfreund" vom Standpunkte seiner staatswirthschaftlichen Grundsätze höchst verwerflich, und bringt es doch bei all seinem Grübeln und Klügeln zu keinem sichern Urtheil über dieses Stück Schöpfung, das er bald hochherzig, bald niederträchtig, bald ein Wunder von Verstand, Gedächtniß und Fassungskraft, bald einen Auswurf nennt, wie es dessen in jeder Familie gibt. Ein Vergehen jedoch, das wesentlichste von allen, die Gabriel zur Last fielen, erwähnt der Marquis nirgend, obschon es ihn gewiß am meisten wurmte — Gabriel war der Sohn seiner Mutter, und der Marquis haßte diese Mutter, die ihm ein großes Vermögen zugebracht und elf Kinder geboren hatte, er haßte sie und räumte ihren Platz am häuslichen Herde einem jungen, schönen und listigen Weibe ein, der Frau von Pailly, einer Schweizerin, die ihn fortan unbedingt beherrschte. Solche Verhältnisse gehörten in jener guten, alten Zeit zu dem „Bestehenden": wer in seinem Hause den Sultan spielte, erfüllte sogar eine Art Unterthanenpflicht, denn der vielgeliebte Ludwig auf dem Throne ging mit dem Beispiele voran. Voreilig geschlossene oder unerträglich gewordene Ehen zu lösen, verbot das Gesetz des Staates und der Kirche; sie thatsächlich aufzuheben, gestattete, ja befahl die Sitte, vor der die Ehe überhaupt zur bloßen Förmlichkeit herabgesunken war. Nur fehlte in diesem Falle die Gattin, wol von südlichem Blute getrieben, gegen den Anstand, indem sie Lärm schlug und Processe führte; dadurch sah sich der „Menschenfreund" in seinen heiligsten Rechten gekränkt — kein Wunder, daß er dem Sohne, der die Mutter liebte, seine Liebe als Verbrechen anrechnete und ihn dafür büßen

ließ. Der Frau von Pailly schien Gabriel bei Zeiten schon ein ausgemachter Bösewicht, und die Späher, mit denen er umgeben war, ermangelten nicht, Berichte abzustatten, wie man sie wünschte. Poisson freilich nahm sich seiner an: allein lag darin nicht ein Beweis mehr gegen den Knaben, der den zu nachsichtigen Lehrer offenbar berückt hatte? Der Marquis, dem „die Pflicht, seinem ihm von der Vorsehung verliehenen Rufe Ehre zu machen", keine Zeit ließ, sich mit dem „unerklärlich und unheilbar verschrobenen Kopfe" seines Sohnes zu befassen, der ihn und nur ihn allein fürchtete, gab ihm also in der Person eines in den Ruhestand getretenen alten redlichen Offiziers einen andern Aufseher. Noch waren nicht sechs Monate verstrichen, so hatte Gabriel auch diesen „berückt": er rühmt des Knaben umfassendes Gedächtniß, ohne zu bedenken, daß auch der Sand alle Eindrücke annimmt, und daß es sich nicht ums Aufnehmen, sondern ums Behalten handelt; er läßt sich von seiner Gutherzigkeit bestechen, die ja blos Schlaffheit ist und auf gemeine Instinkte deutet; er lobt seinen Geist, in dem nichts steckt als Papagaienart — kurz, er verdirbt ihn vollends, und es ist hohe Zeit, daß der Marquis auf Abhülfe denkt, entschlossen, wenn auch dieser Versuch fehlschlägt, den funfzehnjährigen Unverbesserlichen „in die Fremde zu schicken".

In einem Alter, wo Leute seines Standes aus dem väterlichen Hause in die große Welt zu treten pflegten, ward Gabriel in die Erziehungsanstalt des Abbé Choquart in Paris verbannt, eine Schule strenger Zucht für junge Taugenichtse. Doch durfte der glänzende Name, den er trug, ihn nicht dahin begleiten: er mußte sich trotz alles Sträubens und Weinens in Pierre Buffière — so hieß ein Gut seiner Mutter — umtaufen lassen und sollte den „Graf von Mirabeau", das unverdiente Geschenk des Zufalls, erst wieder im Schweiße seines Angesichts erringen. Der Marquis war indessen bestimmt, auf dem Wege, den er seinen Sohn führte, lauter Täuschungen zu erfahren. Schon nach einem Monat hatte Gabriel das abgehärtete Zuchtmeisterherz des Abbé Choquart erweicht; mit brennendem Eifer warf er sich auf

Alles, was zu lernen war, alte und neue Sprachen, Wissenschaften, besonders Mathematik, Leibesübungen, und gewann überdies die Liebe seiner Kameraden — zu seinem Glücke: denn ihren Bitten verdankte er eine Gnadenfrist, als der Vater, erbittert darüber, daß die Mutter dem Sohne heimlich hatte Geld zukommen lassen, wahrscheinlich auf den Rath der Frau von Pailly, im Begriffe war, ihn außer Landes zu schaffen. Hatte Gibbon wol Unrecht, wenn er den Marquis, den er um diese Zeit kennen lernte, einen Mann nennt, der Phantasie für zehn, aber nicht genug Besonnenheit für sich allein besitze?

Im Laufe der drei Jahre, die Pierre Buffière im Erziehungshause des Abbé Choquart zubrachte, entschlüpfte dem Marquis in einem unbewachten Augenblicke doch einmal die Aeußerung, er hoffe seinen Aeltesten zu retten, und wenn der Bube nur seinen Tollkopf ablege, so könne etwas aus ihm werden. Einen tollen Kopf besaß der Bube gewiß, der, als ihn sein Lehrer einen Abschnitt aus Locke's Versuch über den menschlichen Verstand lesen ließ, in tiefes Sinnen versank und endlich ausrief: „Ha, dies ist ein Buch, wie ichs brauche!" Einen tollen Kopf besaß der Bube, der Alles verschlang, was er von Büchern auftreiben konnte, und, von Thatendrang gepeinigt, auf todte Helden Lobreden schrieb, die man des Druckes und öffentlichen Lobes werth fand. Der Marquis verschaffte ihm bald Gelegenheit, ihnen nachzustreben; geschah es etwa aus Schriftstellereifersucht? Ein Freund hatte ihm von einem Reiterregiment erzählt, das ein „wie der Heergewaltiger gefürchteter" Offizier, der Marquis von Lambert, befehligte, ein Mann ganz nach dem Herzen des Vaters, der ihm seinen Sohn zu überliefern eilte. Pierre Buffière trat demnach als Freiwilliger in das Regiment Berri-Dragoner, begleitet von einem treuen Diener des Marquis und der Frau von Pailly, dem es oblag, den Späher und Angeber zu machen.

Wenn man achtzehn Jahre zählt, Riquetiblut in den Adern hat und in einer kleinen Provinzstadt nothgedrungen ein müssiges Soldatenleben führt, ist man gewiß manchen Versuchungen ausgesetzt. Heldenmüthig überwindet Pierre Buffière sie alle, länger

als ein Jahr; mit sauersüßem Gesichte schreibt der Marquis dem Bruder, er bekomme gute Berichte und wolle für eine Offiziersbestallung sorgen — da bricht sich auf einmal wieder die mütterliche Erbsünde Bahn, das abscheuliche Ungeheuer, wie der treue Diener den Sohn des durch die Frau von Pailly verdrängten Weibes nennt, spielt, verliert vierzig Louisd'or, macht Schulden, verliebt sich in die Tochter eines Häschers und flieht, um sich der gerechten Strenge seines Obersten zu entziehen, nach Paris, in das Haus des Herzogs von Nivernois! Der „Menschenfreund" verfertigt eben auf einem seiner Güter in der Nähe der Hauptstadt ökonomisches Brot für die armen Leute und genießt den Triumph, daß die Reichen es durch Eilboten für ihre Tafel holen lassen, als er von den Freveln des Sohnes hört. Am meisten empörten ihn die Schulden. Zwanzig Erbschaften und ein Dutzend Königreiche würde er verprassen, ruft er aus, wenn man sie ihm gäbe. Daß er sie nicht bekam, dafür war übrigens gesorgt; denn der Marquis maß ihm sein Brot stets mehr als ökonomisch zu. Vierzig Louisd'or im Spiele verloren! Das Haupt der Oekonomisten denkt an eine holländische Colonie, Surinam zum Beispiel, mit dessen Sonne auch Riquetiblut den Kampf nicht aushält. Aber die freche Beredtsamkeit des Buben hat ihm bereits wieder Fürsprecher gewonnen: der Herzog von Nivernois selbst, der in seiner Eigenschaft als Akademiker und Diplomat Redensarten wol nicht so leicht zugänglich war und als Busenfreund des Marquis für Pierre Buffière sicher kein günstiges Vorurtheil hegte, wird durch einen Brief desselben, worin der Marquis nichts als einen Haufen stinkender Lügen sieht, beinahe umgestimmt. Auch Gabriel's Schwager vermittelt: es wird ihm also ausnahmsweise die Rechtswohlthat einer Untersuchung zugestanden, die auf dem Schauplatze seiner Vergehen stattfinden soll. Nach Saintes zurückgebracht, vertheidigt er sich in Gegenwart seiner Ankläger, des Obersten und des treuen Dieners. Die Schulden lassen sich nicht leugnen: allein man trug ihm, so zu sagen, das Geld ins Haus. Zwanzigtausend Livres, mehr als das ganze Städtchen besitzt, hätte man ihm geliehen,

erklärt der Oberst selbst, er brauchte nur seine Satanszunge in Bewegung zu setzen. Was das Spielen betrifft, so beruft sich der neunzehnjährige Freiwillige auf den Reiz des Beispiels, womit man ihn ohne Zweifel absichtlich verlockt. Die Liebschaft mit der hübschen Häscherstochter hatte sich, wie der Marquis mit tugendhafter Entrüstung bemerkt, bis zu einem Eheversprechen und allem möglichen Wahnwitz verstiegen. Es war jedoch des jungen Freiwilligen erster Versuch auf diesem Felde, zugleich sein erster Sieg über einen Nebenbuhler, und dieser kein Geringerer als sein Oberst. Der würdige Mann, dessen Corporalsnatur dem Marquis solche Ehrfurcht eingeflößt hatte, daß er ihn mit den Helden der alten Zeit verglich, war vor dem Pockennarbengesichte Pierre Buffière's zu Schanden geworden und hatte ihn für die Gunst der Häscherstochter büßen lassen, indem er ihn erst durch ein Zerrbild dem Gelächter des ganzen Regiments preisgab und dann für irgend einen Verstoß gegen die soldatische Zucht empfindlich strafte. Der Marquis sah darin blos erschwerende Umstände und verschaffte dem Obersten bald die Befriedigung, den verhaßten Mitbewerber in einem „engen, kühlen Kerker", mit der Aussicht auf Surinam, zu wissen. Auf den Wunsch des „Menschenfreundes", der Aufsehen vermeiden will, gibt der Herzog von Choiseul, welcher auch zu den Abnehmern des ökonomischen Brotes gehört, dem Pierre Buffière Befehl, dem Marschall von Senneterre in La Rochelle einen Brief zu überbringen, der den Boten zur Aufnahme in das Fort der Insel Rhé empfiehlt. Solche Briefe waren, obschon sich ihr Erfinder von dem Gotte des alten Bundes eine so empfindliche Züchtigung zugezogen hatte, unter den allerchristlichsten Königen ein Stück „göttliches Recht" und ein alltägliches Regierungswerkzeug geworden. Auch der „Menschenfreund" bediente sich ihrer zuweilen, wenn gleich in seinem Buche stand, Zwangsmittel seien überall und ohne Ausnahme am geeignetsten, auf den Menschen eine ihrem Ziele entgegengesetzte Wirkung hervorzubringen. Er bediente sich ihrer mit Vorliebe, vielleicht weil eine lettre de cachet es war, die ihm in den ersten Jahren seiner schriftstelle-

rischen Laufbahn die Glorie des Märtyrerthums ohne dessen Qualen — einige Tage Gefängniß im Thurme von Vincennes und ein paar Monate Verbannung nach Bignon — verschafft hatte.

Pierre Buffière unterzog sich seiner Strafe mit Ergebung, er bat sich sogar als Gnade die Gesellschaft des treuen Dieners und die Erlaubniß aus, nach der Entlassung aus dem Gefängnisse wieder in das Regiment des Marquis von Lambert einzutreten, um das gegebene Aergerniß gut zu machen. Dem Kerkermeister auf der Insel Rhé ging es nicht besser als dem wackern Poisson und allen seinen Nachfolgern — den Mann nach dem Herzen des Marquis freilich ausgenommen —, er wurde von Gabriel bezaubert, ließ den Gefangenen in der Festung frei herumspazieren und half ihm schon nach wenigen Monaten mit seiner Fürsprache. So ungelegen sie auch dem Marquis kam, so durfte er sie doch nicht unbeachtet lassen; zudem bot sich gerade eine Gelegenheit dar, des Sohnes auf eine bequeme und minder kostspielige Weise los zu werden. Er sollte nämlich die Corsen, welche nicht zu Genuesern werden wollten, zu Franzosen machen helfen. Kaum haben sich aber die Thore seines Kerkers um diesen Preis geöffnet, so gibt er dem treuen Diener, der ihn nach dem Hafen begleitet, wo er sich einzuschiffen hat, Anlaß zu den kläglichsten Berichten. In den Straßen La Rochelles trifft er einen Offizier, der wegen schlechter Streiche aus dem Regimente gestoßen worden war und die Bekanntschaft mit ihm erneuern will. Pierre Buffière lehnt die Ehre ab, und die Folge ist ein Zweikampf, worin sein Gegner verwundet wird. „Der Kerl hat ein Dutzend Teufel im Leibe“, schreibt der Marquis und ruft ihm, als er ihn endlich in Toulon weiß, mit erleichtertem Herzen den Segenswunsch nach: „Er wird sich am 16. April auf der Fläche einschiffen, die sich von selber furcht; Gott gebe, daß er nicht eines Tages dort rudert!“

III.

Im April des Jahres 1769 also fuhr Pierre Bussière von Toulon nach Corsica, als Unterlieutenant in der Legion von Lothringen, die der Baron von Viomenil befehligte — ein ehrenwerther Offizier, der Strenge mit Milde zu paaren wußte, und seine Theilnahme an diesem Unterdrückungszuge durch den Edelmuth gut machte, womit er sich zwei Jahre später für die Sache der gehetzten Polen opferte. „Man würde ihn auf gemeinschaftliche Kosten hängen, wenn er sich schlecht aufführte", mit diesen Worten hatte der Feldherr selbst den bekümmerten Vater getröstet, als er ihm seinen Sohn empfahl. Auf solche Art zwischen den Galgen und eine corsische Kugel gestellt, ging der Unterlieutenant in sich und entwickelte eine Thatkraft, welche sogar dem Marquis Bewunderung abnöthigte. Die Natur hat ihn nach seinem eigenen Geständniß zum Kriegsmann bestimmt; wohl ist ihm nur im Gewühl des Kampfes, wo die Leiber oder wo die Geister aufeinander platzen, da fühlt er sich größer. Der alte Zauber erwacht: ihm entgeht nicht einmal der Generallieutenant, welcher mit dem Hängen drohte; auch die Corsen nicht, und noch weniger die Corsinnen. Maria Angela erbietet sich, um Gabriel ihre Liebe zu beweisen, Jeden zu erdolchen, der ihm Eifersucht einflößt, und der Oberst Buttafoco möchte die Geschichte seiner unglücklichen Insel von ihm geschrieben sehen. Er studirt die Urkunden, durchreist das Land Schritt für Schritt — vielleicht kam er auch an die Wiege des Knaben, den Frau Lätitia Bonaparte im August des Jahres 1769 geboren hatte — und schildert mit dem ganzen Feuer des Zorns, den in ihm, dem Sohne des „Menschenfreundes", die genuesische Despotenwirthschaft anfacht, deren Spuren er überall gewahrt, die Leiden des Volks, das eben in seinem letzten Kampfe für Unabhängigkeit erlegen war. Als Frucht des einjährigen Aufenthalts in Corsica bringt er ein Werk mit — „du hättest mit einundzwanzig Jahren kein solches zu

Stande gebracht, und ich mit vierzig nicht den hundertsten Theil davon", schreibt der Oheim dem Vater, der zwar in das Lob einstimmt, aber die Arbeit seines Sohnes dennoch und ungeachtet der Bitten Buttafoco's und seiner Landsleute nicht drucken, sondern in irgend einem Winkel des Schlosses Mirabeau vermodern läßt.

Auf dem Wege von Toulon zu seinem Regimente darf Pierre Bufſière seinem Oheim die Hände küssen gehen. Dies war der Bailli von Mirabeau, des Marquis einziger Bruder. Ritter von Malta seit seinem dritten, Seeoffizier seit seinem dreizehnten Lebensjahre, brachte der Bailli, nachdem er seinem Geburtslande einunddreißig Jahre ohne Belohnung gedient und die höchsten Würden seines Ordens theils bekleidet, theils ausgeschlagen hatte, einen großen Theil seines Lebens auf dem väterlichen Schlosse zu, da ihm das Treiben am Hofe und in der Hauptstadt verhaßt war. Nur einmal, als der Cardinal von Bernis ihm das Ministerium des Seewesens verschaffen wollte, ließ er sich verleiten, am Putztische der Frau von Pompadour zu erscheinen. Als einer der schönsten und geistvollsten Männer seiner Zeit macht er den günstigsten Eindruck — da entschlüpft der Dame im entscheidenden Augenblick der Ausruf: „Wie Schade, daß alle diese Mirabeaus solche Hitzköpfe sind!" „Dadurch, Madame, beweist man in unserm Hause allerdings seine rechtmäßige Geburt", entgegnete der Bailli; „die guten, kaltblütigen Köpfe haben jedoch so viele Dummheiten angestellt und so viele Staaten zu Grunde gerichtet, daß es vielleicht nicht sehr unklug wäre, es einmal mit Hitzköpfen zu versuchen. Schlechter wenigstens würden sie es gewiß nicht machen." Eine Antwort, ganz seines Vaters würdig, der eine Bemerkung Ludwig's XIV., die ihm nicht behagte, mit den Worten erwiderte: „Ja, Sire, wenn ich, statt ins Feld zu ziehen, an den Hof gegangen wäre und irgend eine Metze bestochen hätte, so wäre ich befördert worden und hätte weniger Wunden." Zum Höfling also taugte der Bailli nicht; aber auf Guadeloupe, wo er einige Jahre Statthalter war, hörte er das Anliegen des ärmsten Negers, übte Gerechtigkeit ohne

Ansehen der Person und verschmähte es, sich zu bereichern. An seinem Bruder hing er mit einer an Ehrfurcht grenzenden Liebe; sie unterhielten miteinander den lebhaftesten Briefwechsel und nie störte ein Mislaut ihr inniges Verständniß. Nicht als ob er das Thun des Marquis stets gebilligt hätte; allein die Ehrerbietung, welche er dem Familienhaupte und dem „Menschenfreunde" zollte, gestattete ihm nicht mehr als leise Winke, die nur selten in misbilligende Vorstellungen übergingen. So wagte er es auch diesmal erst seinen Neffen zu empfangen, als der Marquis die Erlaubniß dazu gegeben hatte. Wie heitert sich sein langes, ernstes, vor der Zeit von weißen Haaren umschattetes Antlitz bei diesem Wiedersehen auf! Das von der corsischen Sonne gebräunte Pockennarbengesicht Pierre Buffière's erscheint ihm wol häßlich; doch zieht ihn der Ausdruck des Gesichts an, und wenn er es recht betrachtet, findet er darin feine, anmuthige, edle Züge. Und ein solcher Geist ist ihm noch nie vorgekommen! „Wenn er nicht schlimmer ist als Nero", schreibt er in ein paar Wochen seinem Bruder, „so wird er besser als Marc Aurel — entweder ist er der geschickteste und abgefeimteste Possenreißer von der Welt, oder es steckt in ihm das Zeug zu einem Feldherrn oder Seehelden, zu einem Minister, Kanzler oder Papst, zu was er will. Du warst mit einundzwanzig Jahren nicht halb so viel, ich mit fünfunddreißig, als ich in Guadeloupe den Theaterkönig spielte und den Creolen das Geständniß auspreßte, man sehe mir den Europäer nicht an, nichts gegen ihn." Der alte Schloßkaplan ist nicht weniger bezaubert und bricht fast in Thränen aus, als Gabriel mit gepreßtem Herzen zu ihm sagt: „Ach, möchte mich mein Vater nur kennen lernen wollen! Ich weiß, daß er glaubt, ich habe ein schlechtes Herz: möchte er mich nur auf die Probe stellen!"

Der Marquis wußte derlei Ueberschwänglichkeiten zu würdigen. Geht mir mit euerm guten Herzen, sagte er, damit fängt man Tröpfe. Und du, mahnt er den Bruder, nimm dich in Acht vor seinem Satansschnabel — Niemand versteht es besser als er, Einem aus der Hand zu essen. Sein Kopf ist eine Wind- und

Feuermühle; mit seiner unerschütterlichen Verwegenheit wird er sein Glück machen, wenn er einmal nicht mehr toll ist. Der romantische Duft, den dieser Taugenichts vom Scheitel bis zur Zehe ausströmt, ist dem guten Bailli ins Gehirn gestiegen — mag er seinen Oheim gewinnen, bei seinem Vater wird es ihm nicht so leicht gelingen. Und als Pierre Buffière, dem der Minister auf Verwendung seiner Vorgesetzten eine Hauptmannsbestallung verliehen hat, gern in wirklichen Dienst träte, und dem Vater anliegt, ihm eine Compagnie zu kaufen, erhält er zur Antwort: „Die Bayard und die Duguesclin haben auch keine gekauft." Ueberhaupt will er vom Soldatenwesen nichts hören. Was kümmern ihn die Neigungen seines Sohnes? Gabriel hat alle Bücher über Kriegskunst gelesen, aus dreihundert solchen Schriftstellern Auszüge gemacht, über alle Zweige des Kriegsdienstes Denkschriften verfaßt — der auf acht Monate berechnete Papiervorrath des Oheims ist in acht Tagen erschöpft — der Hauptmannsdegen rostet in der Scheide und die Hartnäckigkeit des Marquis rückt den Marschallstab jeden Tag in weitere Ferne. Da will er es mit dem Seedienst versuchen: auf dem Meere wimmelt es nicht von Generalen und Obersten, man kann sich dort eher Bahn brechen, eine stürmische Nacht entscheidet, ob der wachhabende Offizier etwas taugt. Laßt mich mit diesen romanhaften Träumereien und Luftschlössern in Ruhe, entgegnet der Marquis: Pierre Buffière soll unsere Ephemeriden und meine Oekonomika lesen — Landwirth werden soll er und arbeiten. Das Hauptübel in Frankreich ist Widerwille gegen Arbeit. Wer zum Güterbesitzer bestimmt ist, soll unter den Menschen leben, die seine Brüder sind und nicht Schwämme zum Ausdrücken, damit er in die Oper gehen und auf dem pariser Pflaster mit vergoldeten Rädern herumfahren kann. Will dieser Pierre Buffière meinen Namen tragen, so muß er meine Wissenschaft gründlich inne haben: du glaubst nicht, Bruder, wie sie das Herz beruhigt und wie behaglich sie den Geist stimmt.

Der Neffe glaubte es auch nicht. Er meinte, nur Physiker und Chemiker könnten die Theorie des Ackerbaus wesentlich er-

weitern; er begriff nicht, warum man ungeheuer weitschweifige Erläuterungen einiger ebenso einfachen als wahren Grundsätze vorzugsweise die Wissenschaft nenne und den Doktor Quesnay den Confucius von Europa heiße; die Wörter auf ist gefielen ihm nicht und er hatte keine Lust, die Livree einer Sekte zu tragen. Alles in ihm lechzte nach freier Entwickelung — und der ökonomische Katechismus, den ihm der „Menschenfreund" aufnöthigte, hätte diesen Drang stillen sollen? Statt sich in jenen zu vertiefen, entwirft er lieber Feldzugsplane gegen die Durance, studirt den Boden, auf dem er lebt, und füllt sich wol auch nebenbei den Kopf mit den sechstausend Bänden, welche der Bailli gesammelt hat. Dieser, der die Ansichten seines Neffen über die Wissenschaft einigermaßen theilt, läßt sich durch die ablehnende Kälte des Bruders im Lobe des Neffen nicht stören. Ein reifer Kopf sei derselbe zwar nicht, aber ein starker Kopf, und am besten komme man ihm bei, wenn man auf seinen Verstand einwirke. Von Eigendünkel sei er allerdings nicht frei, was um so gefährlicher, als er im Umgange mit seinen Altersgenossen und selbst mit bejahrtern Männern nothwendig eine gewisse Ueberlegenheit des Genies fühlen müsse. Der Zügel der Schüchternheit fehle ihm ganz; nur dich fürchtet er, setzt er hinzu, allein mit Zwang ist bei ihm nichts auszurichten. Du solltest, ich will nicht sagen, ihm Güte zeigen, aber den Bogen nicht so straff spannen. Du hast, wie ich dir schon vor dreißig Jahren sagte, von der Mutter her Hang zur Pedanterei; damit langweilt man die Alten und verdirbt die Jungen, an denen man um so weniger verzweifeln darf, als sie kein Laster haben, das nicht eine verpfuschte Tugend ist. Der Kopf deines Sohnes ist eine Gedanken- und Ideenmühle, es lodert in ihm, doch denke nur an das Riquetiblut und seine einundzwanzig Jahre.

Die Legion von Lothringen, welche nach ihrer Ausschiffung in Hyeres geblieben war, kommt endlich wieder zum Vorschein, und Pierre Buffière macht sich auf den Weg, um sich ihr anzuschließen. Der Bailli benutzt die Abwesenheit seines Neffen, um Urtheile über ihn einzuziehen, und alle ohne Ausnahme lauten

günstig. Die Bauern rühmen, daß der junge Herr so freundlich und gar nicht stolz sei; die Schloßbedienten, ein müssiges Jägervolk, das ihm überallhin nachzog, sagen, man müsse eben stets um ihn gewesen sein wie sie, um zu wissen, wie gut er sei; und einige Offiziere von der Legion, die der Kaplan ausholt, bedeuten ihm in derber Kasernensprache: „Morbleu, Herr Abbé, er ist ein verteufelt lebhafter Bursche, aber ein guter Kerl, der Geist hat wie dreimalhunderttausend Teufel, und parbleu! ein verdammt wackerer Junge." Alle diese Zeugnisse beeifert sich der Oheim dem Vater vorzulegen, sein Herz strömt über, so oft er auf den Neffen zu sprechen kommt, er wird beredt wie ein Jüngling, der die Geliebte schildert. „Wenn ihm etwas durch den Kopf fährt, so wirft er ihn zurück und hat für nichts mehr Augen. Er ist jünger, als man in seinem Alter zu sein pflegt; und seine Betrachtungen, seine Gedanken, seine Aufsätze, die an Locke erinnern, stehen in seltsamem Gegensatze zu seinem kindischen Wesen. Kein Zigeuner macht sich weniger aus Sonne, Wind, Regen und Hagel —, den Krieg scheint er zu lieben, aber als ich ihm neulich die sittlichen Schattenseiten dieses Handwerks zeigte, ließ er den Kopf hängen und versank in Nachdenken." Wer hätte dem Bailli widerstehen können? Der Marquis vermochte es nicht; durch Familienangelegenheiten ins Limousin gerufen, wo er Gabriel vielleicht zum Handlanger brauchen konnte, gestattet er ihm, nachdem er mehr als drei Monate auf Schloß Mirabeau zugebracht, sich dem Vater zu nähern. Der Oheim versieht ihn noch mit einem Empfehlungsschreiben, worin es heißt, im Oekonomistenhandwerk sei der Pierre Buffière vielleicht nicht sehr gut beschlagen, dafür habe er Genie —, und mit dieser Gattung Leute, setzt der Bailli gleichsam vorbauend hinzu, ist immer etwas anzufangen. Dir braucht man nicht zu sagen, daß es ebenso lächerlich ist, wenn ein Vater verlangt, seine Kinder sollen sich mit ihren Ideen nach den seinigen richten, als wenn er will, ihre Füße sollen in seine Schuhe passen. Nur das Herz muß am rechten Flecke sitzen, alles Andere ist Geschmackssache. Uebrigens ist dein Sohn arbeitsam, fürchtet, ehrt und liebt dich —,

lieb' ihn auch ein wenig. Ich weiß, wie ich's hatte: wenn der Vater mich schalt, schwieg ich, aber meine Gedanken gingen doch ihren eigenen Weg. Die Menschen bessern sich eben nur nach ihrem eigenen Sinne. Ueber gewisse Punkte denkt er gerade wie ich, d. h. das Gegentheil von Dem, was eure feilen Stadtfedern in die Welt schmieren.

IV.

Mit diesem Briefe in der Tasche reiste Pierre Buffière nach Aigueperse im Limousin, wo ihn der Vater mit Güte, sogar mit einem Anflug von Rührung empfing. Sie waren einander fast fremd geworden; ein Augenblick des Wiedersehens riß jedoch die Scheidewand nieder zwischen ihren Herzen, und Gabriel feierte seinen zweiten Geburtstag. „Vater", sprach er, „bewilligen Sie Ihrem Sohne eine Gnade, die für unsere wechselseitige Ruhe nöthig ist. Ich bin jung und habe tausend Fehler; sie sind mit dem Guten vermischt, das mir eigen ist und sie vielleicht aufwiegt. Meine Erregbarkeit ist groß. Wenn ich Sie finster sehe, wenn Ihre Blicke mir nicht immer die Heiterkeit Ihrer Seele abspiegeln, dann werde ich in Verzweiflung gerathen, aber schweigen, schweigen wie Sie; ich werde mich ungehört verurtheilt glauben. Reden Sie also, ich bitte Sie, wenn etwas in meinem Betragen Sie verletzt hat: ich werde mich vertheidigen oder mein Unrecht gestehen, Sie werden sich eines Bessern überzeugen, oder verzeihen. Nichts wird in Ihrem Busen heimlich gähren, nichts mein Herz zerreißen. Wir werden uns immer verstehen, und nichts wird das Glück stören, das mir der sichere Besitz Ihrer Liebe verschafft." Wer gibt seinem Kinde einen Stein, wenn es um Brot bittet? Wer verschließt ihm sein Herz, wenn es um Liebe bittet? Auch Gabriel ward nicht abgewiesen; der Vater wollte ihm vertrauen, doch müsse er, bedeutete er ihm, seiner selbst Meister zu werden trachten; sehe er ihn auf falschem Wege, so werde er ihn ersuchen, die Reise in einem weniger gefährlichen Lande abzuwarten; seine von Wohlleben strotzenden Adern müß-

ten schlaffer werden; es sei genug Zeit verloren, wenn man auf das Unermeßliche der dreifachen Laufbahn hinblicke, die er zurückzulegen habe, wolle er nicht zu tief hinabsinken. Mahnungen, die der Sohn beherzigt zu haben scheint; denn schon nach vierzehn Tagen darf er wieder den Namen führen, auf welchen der Marquis so stolz ist: Pierre Buffière verwandelt sich in den Grafen von Mirabeau.

Aber er bewies sich auch als echten Mirabeau. Mitten im Winter um vier Uhr Morgens zu Pferde flößt er dem Marquis, der kein Müssiggänger war, Erstaunen über die Masse der Geschäfte ein, die er in kürzester Zeit abthut. Diese Ueberfülle von Geist und Blut sucht sich nach allen Seiten Bahn zu brechen: nur die Kaiserin von Rußland, meint der Marquis, an die Orloff und Potemkin denkend, wäre für seinen Sohn, diesen Dämon des Unmöglichen, vielleicht noch eine passende Gemahlin! Und der Lieblingsdiener des Marquis, eine Art Sancho Pansa, blickt Gabriel halb bedauernd, bald bewundernd an und sagt: Gestehen Sie, Herr Graf, daß ein Körper sehr unglücklich ist, der einen Kopf zu tragen hat wie den Ihrigen. Die verwickeltsten Angelegenheiten entwirren sich unter seiner ordnenden Hand — er steuert einer Hungersnoth, stiftet Schiedsgerichte und weiß, was gewiß am schwierigsten war, zwischen dem Vater und der Mutter, die Erbschaftsstreitigkeiten zu gleicher Zeit ins Limousin führten, so geschickt die Mitte zu halten, daß er weder jenem Anstoß gibt, noch diese kränkt. Der Vater schenkt ihm sein ganzes Vertrauen, und der „Menschenfreund" erkennt ihn gleichsam als ebenbürtig an, indem er in den Ephemeriden dem Eifer Zeugniß gibt, womit der Oekonomistennovize sich der Sache der Landleute annimmt, „deren Antlitz in unserm alten Europa überall ein Marterholzgepräge trägt, als ob sie Unterdrückung für ebenso unvermeidlich ansähen, wie Regen und Hagel." Eine Prüfung hat er noch zu bestehen — Paris, und dahin darf er seinem Vater im Februar des Jahres **1771** folgen.

Es war gerade eine böse Zeit. Die Frau Gräfin du Barry

plünderte die Taschen des Königs; um sie wieder zu füllen, plünderte der Abbé Terray die Taschen des Volks, und damit ihnen Niemand das Recht dazu streitig mache, vernichtete der Kanzler Maupeou die letzte Schranke der Willkür, das Parlament. Die Feste in Versailles gingen jedoch ihren alten Gang, obschon das Mene, Tekel an den Mauern des Palastes zuweilen sichtbar wurde. Dem Grafen von Mirabeau öffnen sich alle Thüren; er macht die Runde bei der ganzen königlichen Familie, von Ludwig XV. an bis zur sechsjährigen Prinzessin Elisabeth, Schwester des Dauphins, die durch ihre naive Frage, ob er geimpft worden sei, den ganzen Hof zum Lachen bringt; darf, weil sein Adel über das Jahr 1400 hinaufreicht, „in den Kutschen des Königs fahren", speist, jagt und spielt mit den Prinzen und hinterläßt überall den günstigsten Eindruck. Vielleicht schenkte auch die Frau Gräfin neben dem Throne des heil. Ludwig dem kräftigen Jüngling mit dem Feuerauge, der sich trotz der Pockenfurchen neben den tänzelnden, witzelnden, kriechenden Höflingen des „Ochsenauges" gewiß wie ein Halbgott ausnahm, ein Lächeln des Wohlwollens und wünschte sich, wenigstens auf einige Stunden, in die Straßen von Paris zurück. Die alten Obersthofmeisterinnen sehen die Würde aller gegenwärtigen und zukünftigen Höfe durch diesen Sausewind bedroht: der Marquis meint aber, da man seit 500 Jahren Mirabeaus geduldet, die nie gewesen wie andere Leute, so werde man auch diesen dulden, der seinem Namen sicher keine Schande machen werde. Uebrigens will er ihn nicht auf dem Eise der Gunst Schlittschuh laufen lassen, sondern versetzt ihn zu neuer Probe in die Bibliotheken von Paris, wo er bald so heimisch wird wie in Versailles, und sich in Gesellschaft ernster Gelehrten tagelang unter alte Bücher vergräbt. Wohin, fragt sich der Marquis, mit diesem elastischen Burschen, der sich an der Seite des Bauers auf meinen Gütern ebenso behaglich fühlt wie an den Stufen des Thrones? Zum Soldaten hätte er freilich Talent; aber dies Handwerk ist veraltet und aus der Mode wie die Turniere. Der Bailli möchte aus seinem Neffen einen Diplomaten machen; allein auch darauf geht der

Marquis nicht ein: das alte Mistrauen wird durch Zwischenträger wieder angefacht, und die öffentlichen Angelegenheiten tragen dazu bei, es zu nähren. Der Abbé Terray liebäugelte mit den Oekonomisten; und der „Menschenfreund", welcher zu seinen ökonomistischen Dienstagskränzchen eine Art Erlaubniß der Minister bedurfte und aus manchen andern Gründen wünschte, mit ihnen auf gutem Fuße zu bleiben, sah es ungern, daß sein Sohn sich zur Opposition neigte, und bedeutete ihm, seine Väter seien stets Royalisten gewesen. Der Graf von Mirabeau meinte hingegen, wo die ganze Nation zur Opposition gehöre, da könne ein Ehrenmann nicht Royalist sein.

Die Frau von Pailly half dem Marquis aus der Verlegenheit. Auf ihren Rath schickte er Gabriel im Sommer wieder ins Limousin, und als er dort, obschon sich selbst überlassen, den gelegten Schlingen entgangen war, mit Spähern auf den Fersen in die Provence zurück, wo er starrköpfigen Bauern und schlauen Advocaten gegenüber den Vortheil des Gutsherrn wahren soll. Welche Mühe er sich auch gibt, sie findet keine Anerkennung mehr: man hat ihn aus dem Herzen des Vaters verdrängt. Er fühlt sich in seiner Kraft gelähmt; der Bailli ist abwesend, Surinam taucht wieder vor seinen Blicken auf und er betäubt sich, um sich zu zerstreuen.

Da bietet ihm der Zufall Gelegenheit dar, sich aus dieser peinlichen Lage zu befreien. Vater und Oheim, die beide auf die Fortpflanzung des Riqueti-Stammes erpicht sind und denen das Abenteuer mit der Häscherstochter von Saintes gewiß noch in frischem Andenken schwebt, hatten sich schon seit ein paar Jahren nach einer passenden Braut für Gabriel umgesehen. Der Marquis ist sehr wählerisch. Geld und zwar viel Geld ist allerdings die Hauptbedingung; aber nicht Geld allein. Seine Enkel müssen Malteserritter werden können; ihre Mutter muß also ebenbürtig sein. Das Fräulein von Marignane in Aix vereinigt die gewünschten Eigenschaften; aber sie ist, eine zweite Penelope, von einer Schar mitgiftlustiger Freier umworben, und ein vertrauter Freund des Bailli, der, wahrscheinlich in höherm Auf-

trage, anfragt, bekommt zur Antwort, sie sei bereits so gut als verlobt. Gabriel, der selbst noch keinen Schritt gethan, meldet dies Ergebniß dem Vater, und der Menschenfreud, welcher in seiner zuweilen an Jean Paul erinnernden Weise einmal geschrieben, neben dem häuslichen Glücke seien alle Paradiese der Eitelkeit nur Vorhöllen, dabei jedoch, durch eigene Erfahrung nicht gewitzigt, in Bezug auf die Ehe ganz den Vorurtheilen seiner Kaste huldigt — der Menschenfreund erwidert ihm, alle seine Schritte seien einer des andern werth, und er habe durch eigene Schuld sein Glück verscherzt. Durch diesen Vorwurf gestachelt, will Gabriel dem Vater beweisen, daß er sein Glück noch nicht verscherzt; nähert sich der Braut, verscheucht die Nebenbuhler, überwindet tausend Schwierigkeiten und gewinnt endlich Herz und Hand des Fräuleins, das er am 22. Juni 1772 heimführt. Maria Emilie von Covet war ein kleines, braunes, fast lohfarbiges Mädchen von 18 Jahren, mit hübschen Augen, hübschen Haaren und schlechten Zähnen, das beständig lächelte und auf den ersten Anblick fast gemein aussah; dabei offenherzig, gefühlvoll, lebhaft und drollig — also keine Katharina von Rußland, aber die einzige Tochter des Marquis von Marignane, nach dessen Tode sie ein großes Vermögen zu erwarten hatte. Vielleicht beschleunigte ein Zug des Mitgefühls den Erfolg, dessen sich Mirabeau so schnell bei ihr erfreute; denn auch ihre Aeltern lebten getrennt, und vom Vater vernachlässigt, von der Mutter mishandelt, von einer geizigen Großmutter, unter deren Dache sie lebte, gequält, mußte auch sie die Ehe als Befreierin willkommen heißen. Sonst waren die Vorzeichen, unter denen diese Ehe geschlossen wurde, nichts weniger als günstig; von den nächsten Verwandten des Bräutigams wohnte keiner der Vermählung bei, und die Mutter beantwortete nicht einmal den Brief, worin er ihr dieselbe anzeigte. Freilich hatte Niemand sie zu Rathe gezogen, und der „Menschenfreund" sich begnügt, ihr davon mit den Worten Kunde zu geben: „Unser Sohn wird vermählt sein, wenn Sie diese Zeilen erhalten; er steht unter der Gewalt des Vaters, wie Sie unter der des Gatten."

Auch mußte der Sohn diese Gewalt von Neuem empfindlich fühlen. Der Aufenthalt in Aix, wo der Graf von Mirabeau sich von seinen reichen Mitbewerbern nicht verdunkeln lassen durfte, die achttägige Hochzeitfeier, die Geschenke an Braut und Gäste, die Einrichtung des Haushalts — dies Alles war mit den 200 Thalern nicht zu bestreiten gewesen, die der „Menschenfreund" großmüthig dazu anwies. Der Sohn machte also Schulden, wozu ihn einigermaßen das Beispiel seines Vaters berechtigte, dessen ökonomistische Grundsätze ihn keineswegs vor ökonomischer Zerrüttung schützten. Und da sich die Wucherer von Aix gegen den Erben des Hauses Riqueti-Mirabeau und den Gemahl der reichsten Erbin der Provinz gewiß nicht hartherziger bewiesen, als die von Saintes gegen den Dragoner-Freiwilligen Pierre Buffière, so machte er wol mehr Schulden als er gerade mußte. Mit einem jährlichen Einkommen von 9000 Livres — 6000 hatte ihm der Vater zugesichert und 3000 der Schwiegervater — sollte er die Zinsen bezahlen und mit Frau und Dienerschaft in Aix leben. Dies war ohne Zweifel möglich; allein wo blieben dann die Diamanten und die neuen Kleider der Frau von Mirabeau? Wo die Bücher und Kunstsachen für den Grafen? Viel leichter war es, die alten Schulden mit neuen zu vermehren; ja es schien fast, wie dies in ähnlichen Fällen zu gehen pflegt, durch eine Art Nothwendigkeit geboten. Nach einigen Monaten überschaut der junge Ehemann seine Lage und findet sie verzweifelt; vom Vater ist nichts zu hoffen; er wendet sich also an den Schwiegervater, der sich erbietet, ihm 60,000 Livres, auf die der Graf erst nach dem Tode der Großmutter seiner Gattin Anspruch hatte, schon jetzt auszuzahlen, wenn der Marquis seine Einwilligung dazu gäbe, wie der Ehevertrag es verlangte. Einem unverbesserlichen Verschwender 60,000 Livres zur Verfügung stellen, diese Unbesonnenheit paßte weder zum Charakter des „Menschenfreundes", noch zu den Plänen der Frau von Pailly; die Einwilligung wurde verweigert und der Graf, dessen Stellung in Aix nicht länger haltbar war, sah sich genöthigt, auf dem alten Schlosse an der Durance eine Zufluchts-

stätte zu suchen. Da gab es Gemächer, die schon in den Tagen seiner Urgroßmütter für altfränkisch galten; konnte er seiner jungen Gattin wol zumuthen, sich mit diesem verwitterten Hausrath zwischen verblichenen Tapeten zu behelfen? Er mußte ihr mindestens ein paar anständige Zimmer einrichten lassen, und geriethen sie auch zu kostbar, so war es am Ende doch der Familiensitz, den dieser Aufwand schmückte. Und was sollte er mit seinen 23 Jahren, was mit dem Kopfe anfangen, dem schon mit 15 die Welt zu enge war? Er macht Entwürfe zur Verbesserung des Gutes, läßt sich in allerlei gewagte Unternehmungen ein, mehr um sich zu betäuben, als weil er an Erfolg glaubt, und verschlimmert täglich seine Lage. Die lügenhaften Berichte, welche an seinen Vater abgehen, erhalten einen Schein von Begründung: der „Menschenfreund“ verurtheilt seinen Sohn, wie gewöhnlich, ungehört, erwirkt eine lettre de cachet und verweist ihn nach dem Städtchen Manosque.

V.

Diese Strafe kam gerade zu rechter Zeit. Der Graf trug sich nämlich mit dem Plane, die Durance zu zähmen und eine große Bodenstrecke urbar zu machen —, ein Unternehmen, wodurch er nicht nur binnen zehn Jahren seine Schulden tilgen, sondern auch Ertrag und Bevölkerung des Gutes verdoppeln zu können meinte. Es waren ihm sogar schon die nöthigen Gelder zugesichert — aber offenbar steckte hinter der ganzen Sache nichts als Schwindelei, sonst hätte der „Menschenfreund“, welcher nun bereits 20 Jahre Bücher über Landwirthschaft schrieb, wol selber auf den Einfall kommen müssen. Eine lettre de cachet steuerte solcher Projectenmacherei am besten — leider war sie nicht wirksam genug, den Gedankenflug des Grafen auch in anderer Richtung zu hemmen. Denn statt mit der Durance zu kämpfen, trat er nun mit einem andern, gefährlichern Gegner in die Schranken und schrieb den „Versuch über den Despotismus“.

Dieser „Versuch", des 23jährigen Mirabeau politisches Glaubensbekenntniß, zerfällt in einen geschichtlichen und einen philosophischen Theil. Der geschichtliche führt den Beweis, daß die Freiheit alt und der Despotismus neu sei, der philosophische, daß, wenn auch das Gegentheil wahr wäre, dies den unveräußerlichen Rechten des Menschen keinen Eintrag thäte. Seine Schrift, sagt Mirabeau, sei keine Geschichte des Despotismus — ein Werk, das so schön als schwierig sei und den Griffel eines Tacitus fodere —, auch unternehme er noch weniger eine allgemeine Gesetzgebung zu entwerfen, d. h. die der Natur zu entwickeln; er beschränke sich auf übersichtliche Betrachtungen, und da das Herz allein beredt mache, das seinige aber es redlich meine und von den Wahrheiten, die er niederschreibe, durchdrungen sei, so hoffe er, seine Worte würden nicht ungehört verhallen. Durch das Lesen der Alten — Tacitus wird am häufigsten angeführt — und der Besten unter den Neuern genährt, dabei von Namen allein nicht bestochen — Montesquieu, Rousseau, Alembert werden zuweilen bestritten —, geht Mirabeau auf den Urzustand zurück, wie Rousseau, der nach seiner Meinung das kräftigste Genie mit dem redlichsten Gemüthe verbindet und sich unter allen französischen Schriftstellern durch anmuthigen und hinreißenden Ausdruck hervorthut, kommt jedoch zu dem Ergebniß, daß die Natur den Menschen zur Geselligkeit bestimmt habe. Wäre dies auch nicht der Fall, setzt er hinzu, die menschliche Gesellschaft bestehe einmal, und allen möglichen Büchern werde es nicht gelingen, sie aufzulösen. Umschaffen könne man sie auch nicht, sondern nur belehren und aus ihr Nutzen ziehen. Die Menschen seien ursprünglich gut, ihr wahrer Vortheil stehe immer mit der Gerechtigkeit im Einklang, und man brauche sie blos darüber aufzuklären, um gerade ihre Vorurtheile und Leidenschaften zur Grundlage ihrer Verbrüderung zu machen. Eine Hauptleidenschaft sei die Herrschsucht; allein weil jeder Mensch Hang zum Unterdrücken habe, so müsse auch jedem daran liegen, nicht unterdrückt zu werden. Der Despotismus sei also der gemeinschaftliche Feind, auch der Feind der Könige. Wo er herrsche,

da gebe es kein Gesetz als das Recht des Stärkern; stets aber werde das Volk endlich mächtiger als der Tyrann und räche sich früher oder später. Dies sähen die Könige freilich nicht ein, weil sie, in Folge ihrer nichtswürdigen Erziehung, ganz anders dächten und fühlten wie die übrigen Menschen. Mit den Worten Nachwelt und Ruhm richte man bei ihnen nichts aus; nur für ihren Nutzen seien sie empfänglich, und dieses Wort müsse man ihnen daher recht oft wiederholen. Das Volk bezahlt Euch, ruft er ihnen zu, weil es hofft, Ihr werdet ihm mehr einbringen, als Ihr ihm kostet; wer aber besoldet, hat das Recht, den Besoldeten zu verabschieden, wenn er ihm schlechte Dienste leistet. Denkt an jenes Wort, das ein mächtiger Despot einst zu hören bekam: „Was würdest du machen, Philipp, wenn es deinen Unterthanen einfiele, nein zu sagen, so oft du ja sagst?" Tretet Ihr das Gesetz mit Füßen, so verliert Ihr selbst am meisten. Dann hält nur die Furcht Eure Unterthanen im Zaum, und in dem Augenblicke, wo sie aufhört, stürzt Euch Empörung ins Verderben. Das Volk wird sich seiner Zahl und Stärke bewußt werden, es wird sich erinnern, daß Ihr keine Macht habt als die, welche es Euch überläßt; es wird sich erinnern, daß die Menschen, gleich an Rechten und Pflichten und nur durch den Werth ihrer Leistungen verschieden, gleichen Anspruch auf Freiheit und das gleiche Recht, sie zu vertheidigen, haben, und daß Herr, Hoheit, Majestät Titel sind, hinter denen sich nur ein Mensch, aber auch wirklich ein Mensch verbirgt. Man habe, fährt er fort, die Oberherrlichkeit im Staate häufig mit der väterlichen Gewalt verglichen: das seien Träumereien, welche die Erfahrung widerlege — Jahrhunderte vergingen, bevor die Natur einen Heinrich IV. hervorbringe. Nicht auf den persönlichen Charakter der Herrscher, auf Grundsätze müsse man den Bau der Menschenrechte stützen, besonders in Frankreich, wo Begeisterung für die Könige, Selbstdünkel und Mangel an politischer Bildung die Gefahr der Knechtschaft vergrößere, wo es so weit gekommen sei, daß man das Heil nur vom Uebermaß des Uebels erwarten könne, denn je tiefer der Verfall, desto näher die Wiedergeburt. Das seien freilich Dinge,

die gefährlich auszusprechen; aber sein einziges Ziel sei Wahrheit, seine einzige Beschäftigung, sie zu verkünden. Nie werde er, betheuert Mirabeau, sich mit Huldigungen, dem Despoten dargebracht, entehren, nie seine Lippen mit Lobsprüchen auf denselben beschmuzen. Die erniedrigendste Knechtschaft sei die des Sklaven, der seine Feder und seine Grundsätze verkaufe, und die gehässigste Tyrannei jene, die auf den Gedanken laste. Die dem Unterrichte in den Weg gelegten Hindernisse, die Verbote, welche die Pressen und die Verbreitung ihrer Erzeugnisse hemmen, das seien die Waffen, deren sich die Despoten zuerst bedienten. Sie seien gleich verwerflich, vom politischen wie vom rechtlichen Standpunkte. Vom politischen, weil solche Maßregeln das größte Mistrauen gegen die Absichten der Regierung erregen, zwischen Volk und Herrscher babylonische Verwirrung stiften und die Fehler der Minister unvermeidlich machen, welche keinen Rath und keine Belehrung erhalten und weder Tadel, noch Beschwerden, noch das strenge Urtheil der öffentlichen Meinung zu fürchten brauchen. Verwerflich und grausam vom rechtlichen Standpunkte: denn welchen Namen verdiene wol die Verfassung eines Staates, wo der König das Volk immer bekriegen könne, ohne daß dieses im Stande sei, über seine Rechte und über die Bedrückungen, denen es zur Beute wird, ins Klare zu kommen, sich über die Minister zu beklagen, den Herrscher zu enttäuschen oder ihm die Hände zu binden, wenn er ein Tyrann wird? Wo die Helfershelfer des Despoten immer einen Theil der Bürger verführen und betrügen können, ohne daß es dem andern gestattet sei, sie eines Bessern zu belehren? Ein anderes Werkzeug des Despotismus, zu dem es die Loosung gegeben, seien die stehenden Heere; sie seien zu allen Zeiten die Geißel der Freiheit gewesen und würden es bleiben. Das Schreiberregiment, von dem die alten Staaten nichts gewußt und das in Frankreich seit Ludwig XI. immer raschere Fortschritte gemacht, habe einen unerträglichen Grad erstiegen, an die Stelle der Ehre sei das Gold getreten und der Luxus vollende das Verderben. Diesen Ausgang habe das Werk Karl's des Großen genommen, von dem

man so treffend gesagt, er habe sein Jahrhundert emporgehoben, indem er es sich zu Füßen gelegt (Worte des Marquis von Mirabeau), das Werk Karl's des Großen, des Eroberers und Gesetzgebers von beinahe ganz Europa, des Staatengründers, der die Bürde unbeschränkter Gewalt gewiß am besten zu tragen vermocht, aber die Unmöglichkeit, daß Einer allein einen großen Staat regiere, eingesehen und begriffen habe, man werde nie im Stande sein die Menschen zu überreden, ein Einziger könne seinen Willen zum Gesetz erheben. Dieses Werk, die Lehensverfassung, sei eigentlich allerdings nichts Anderes gewesen als ein Bund der Starken gegen die Schwachen, es habe aber da wenigstens der beständige Grundsatz gegolten, daß Niemand ohne eigene Zustimmung besteuert werden könne. Jetzt verkünde man in Frankreich als Gesetz, daß dem Monarchen gegenüber alle Regeln, alle Formen, Vorstellungen und Rechte zu nichte werden. Solche Zustände könnten nur Diejenigen gleichgültig lassen, deren Herz sich nicht bei dem Gedanken empöre, daß vier Fünftheile der Menschen zum Leiden verdammt sind, um einigen Auserwählten ein ruhiges und genußreiches Leben zu bereiten. Alle Großen und Reichen, die sich um ihre Mitbürger nicht verdient machen, seien wahre Bankerottirer, und Lobredner des Despotismus müßten außer dem Gesetze erklärt werden, das sie ja doch mit Füßen treten. Schließlich faßt Mirabeau das Ergebniß seiner Untersuchungen in folgenden Sätzen zusammen:

Die Menschen leben in Gesellschaft um ihres Nutzens willen.

Der König, das Oberhaupt der Gesellschaft, ist durch sie und für sie eingesetzt.

Kein Mensch hat das Recht, einen andern zu unterdrücken, denn keiner will unterdrückt sein; und verleiht Stärke Recht, so kann ein Stärkerer stets das gleiche Recht in Anspruch nehmen.

Wer sich um das Gemeinwohl nicht kümmert, der verzichtet auf den Schutz der Gesellschaft.

Die Menschen sollen keine Macht anerkennen, die sie nicht nährt, und daher diejenige stürzen, welche sie ausbeutet und unterdrückt.

Der Despotismus, welcher sich beinahe in alle europäischen Verfassungen eingeschlichen, hat alle Sprachen, alle Ideen, alle Gefühle sogar verunstaltet.

Der Eigennutz, zum Beweggrund und Maßstab aller menschlichen Handlungen geworden, hat die Grenzen der Gewalt unaufhörlich erweitert, um den Lohn seiner Knechtsdienste zu empfangen.

Die Priester, zu allen Zeiten Parteigänger und Helfershelfer des Despotismus, vertheidigen umsonst die Lehre vom leidenden Gehorsam, eine dumme, abenteuerliche Lüge, von der das reine Christenthum nichts weiß.

Das göttliche Gesetz ist und kann kein anderes sein, als das der Menschheit vortheilhafteste. Jeder Grundsatz also, der das Glück und die Freiheit der Völker beeinträchtigt, ist in den Augen des höchsten Wesens ebenso verwerflich wie in jenen unserer Vernunft, des Geschenkes seiner wohlthätigen Allmacht.

Diesen Sätzen sind noch einige beigefügt, welche hauptsächlich vor den Folgen der in Frankreich besonders gefährlichen Verweichlichung warnen. Mirabeau verhehlt sich nicht, daß er vielleicht in der Wüste predigt — aber sehe auch ein in Knechtschaft versunkenes Volk Jene, die das Rechte wollen, für Thoren an, Pflicht und Gewissen seien unbestechliche Richter und Vergelter, und von Cato bis Turenne seien solche Männer zu allen Zeiten geehrt worden. Wenn diese großen Männer, ruft er aus, in das Grab gestiegen, wenn die Leidenschaften und die Berechnungen des Eigennutzes zum Schweigen gebracht sind und der Neid verstummt, dann ertönt die Stimme der Nachwelt: die lügnerischen Täuschungen verschwinden, das thörichte Geschrei verhallt; und gereichten auch große Gaben und mannhafte Tugenden, verfolgt und verschmäht, mehr als einmal Dem zur Qual, welchen die Natur über seine Mitmenschen erhob, so tröstete ihn doch sein eigenes Bewußtsein; er ahnte das Urtheil der Nachwelt, und die späte Huldigung, die wir ihm darbringen, verkündet Denjenigen, welche edler Wetteifer auf die dornige Laufbahn des echten Ruhmes lockt, daß sie einst die Stelle einnehmen werden, die sie

verdienen, und daß die Beschlüsse der öffentlichen Meinung, die einzig dauerhaften, die einzigen, denen kein Sterblicher entgeht, früher oder später Gerechtigkeit üben.

VI.

Während Mirabeau sich in so kräftiger Sprache der „Menschenrechte“ annahm, die noch kein freiheitlüsternes Volk auf seine Fahne geschrieben hatte, beschäftigte sich der „Menschenfreund“ damit, seinen Sohn der wenigen Rechte zu berauben, die ihm geblieben waren. Er ließ ihn nämlich, mit Einwilligung der Verwandten, mundtodt erklären, eine Demüthigung, die Mirabeau um so tiefer erschütterte, je unverdienter sie ihm schien.

Während seines Aufenthaltes in Manosque hatte er sich strenger Sparsamkeit beflissen, obschon es ihm weder an Gelegenheit, noch an Auffoderung zu neuen Schulden fehlte; denn der Marquis hielt ihn so kurz, daß er sich genöthigt sah, die Diamanten seiner Gattin zu verpfänden, um die Kosten ihres Wochenbettes zu bestreiten. Jetzt ward er durch eine Förmlichkeit beschimpft, die ihn ganz zum Spielball der Launen seines Vaters machte. Umsonst entwarf er, um den letzten Rest häuslicher Selbständigkeit zu behaupten, eine beredte Schilderung von den steigenden Bedrängnissen seiner Lage, umsonst erbot er sich mit einer verhältnißmäßig kleinen Summe baaren Geldes, für deren Zinsen seine Einkünfte haften sollten, alle seine Schulden zu tilgen, umsonst versuchte er endlich das Herz seines Vaters zu erweichen — der Marquis nannte seine Entschuldigungsgründe erbärmliche Ausflüchte, thörichtes Geschwätz, seine Vorstellungen Empörung gegen die väterliche Gewalt, die unnachsichtlich zu handhaben er in diesem Augenblicke fester als je entschlossen war. Denn die Geheimnisse seines Hauswesens standen auf dem Punkte, enthüllt zu werden; die Marquisin von Mirabeau hatte die Gerichte angerufen, und es begann jene Reihe ärgerlicher Rechtshändel, die den Namen des „Menschenfreundes“ der

Welt zum Gespötte werden ließen und seinen Ruf für immer befleckten. „Wenn die Vorsehung das Verderben meines Hauses beschlossen hat", schrieb er am Neujahrstage 1774 seinem Bruder, „wenn es unter meiner unseligen Herrschaft hereinbrechen soll, dann darf es wenigstens nicht meiner Schwäche zur Last fallen... Wollen meine Kinder nicht Zeugen der Schritte sein, zu denen mich meine Stellung zwingt, so mögen sie sich entfernen, ich werde es ihnen nicht verargen; bleiben sie aber, so verbiete ich ihnen von heute an, als Familienoberhaupt und als Vater, ein Wort über diese Angelegenheit unaufgefodert mit mir zu sprechen; was meine Freunde betrifft, so wird sie mein düsteres Schweigen bald belehren, daß ich ihres Rathes nicht bedarf. Du allein behältst das Recht, mir Alles zu sagen... doch wirst du, hoffe ich, erst dann einschreiten, wenn meine Kräfte erschöpft sind."

Durch gerichtlichen Spruch der Befugniß, über seine Habe zu verfügen, beraubt, von seinem Vater, dessen, freilich vielbelastetes, Einkommen sich auf 80,000 Livres belief, auf ein Jahrgeld von 1000 Thalern beschränkt, durch eine lettre de cachet in eine kleine Landstadt gebannt, mußte Mirabeau auch jener Tröstungen entbehren, die er am häuslichen Herde hätte finden können. Obschon ein Theil der Schuld an der Zerrüttung seiner Umstände seiner Gattin zur Last fiel — binnen zehn Monaten brauchte sie z. B. für 1600 Livres Spitzen und ähnlichen Flitterkram —, blieb sie nicht nur den Maßregeln nicht fremd, welche die Familie, den Marquis an der Spitze, in Folge derselben traf, sondern suchte sich auch, der Zurückgezogenheit in Manosque satt, durch ein Liebesverhältniß zu zerstreuen, das sie mit einem jungen Menschen einging, der schon vor ihrer Vermählung mit ihr Briefe gewechselt hatte. Der Zufall und die Erbitterung einer entlassenen Magd führen Mirabeau auf die Spur: ein Zweikampf ist unvermeidlich: da wirft sich der greise Vater des Schuldigen dem Gekränkten zu Füßen und fleht für seinen Sohn um Schonung. Mirabeau, der nicht nur mit der Familie seines Beleidigers innig befreundet war, sondern auch sich für ihn selbst als

Unterhändler um ein vortheilhaftes Ehebündniß bemühte, das sich jetzt zu zerschlagen drohte, gewährte volle Verzeihung und trieb, um den Aeltern des jungen Menschen einen Beweis davon zu geben und den Ruf seiner Gattin vor jedem Verdachte zu bewahren, die Großmuth so weit, daß er nach dem Schlosse des vermeinten Schwiegervaters eilte und dort nicht eher nachließ, als bis der Ritter von Gassaud — so hieß der Verfasser der Briefe an die Frau von Mirabeau — wieder zu Gnaden aufgenommen war. Ein Ungefähr ließ ihn auf dem Rückwege nach Manosque dem Baron von Villeneuve-Moans begegnen, der nicht lange vorher die Marquise von Cabris, Mirabeau's Schwester, an einem öffentlichen Orte schwer beleidigt und dem Bruder die übliche Genugthuung verweigert hatte; und dieser benutzte die Gelegenheit, den saubern Edelmann, der sich nicht als Ehrenmann benehmen gewollt, wie einen Feigling zu züchtigen. Unglücklicherweise waren einige Landleute Zeugen des Vorfalls, den der Baron sogleich urkundlich beglaubigen ließ, um bei günstigem Anlasse gerichtliche Rache nehmen zu können. Zwar wurde dadurch seine eigene Schande beglaubigt — allein auch Mirabeau's Entfernung von Manosque und sein Ungehorsam gegen die lettre de cachet. Zu verheimlichen war da nichts, wol aber zu entschuldigen. Mirabeau war von verbannten Parlamentsgliedern umgeben, die sich an ihre lettre de cachet ebenso wenig kehrten — der gerade eintretende Regierungswechsel erfüllte ja Alles mit freudigen Hoffnungen —, und blieb dem Marquis auch der eigentliche Beweggrund der kurzen Reise seines Sohnes verborgen, so war ihm doch der schlechte Ruf kein Geheimniß, in dem der Gegner desselben in der ganzen Provinz stand, und als Vater wie als stolzer Patrizier mußte er nur billigen, daß der Sohn den Beleidiger der Tochter gezüchtigt. Das ganze Vergehen dieses Sohnes beschränkte sich also darauf, daß er seinen Bann gebrochen — und der „Menschenfreund" selbst hatte die lettres de cachet nicht nur wiederholt für einen verwerflichen Eingriff in den Gang der Gerechtigkeit erklärt, sondern auch, als ihn Ministerwillkür eines gegen das Bestehende gerichteten Buches wegen mit Gefängniß

und Verweisung strafte, die Behauptung aufgestellt, die Verbannung an einen bestimmten Ort sei „ein Kerker, aus dem es kein Verbrechen, zu entfliehen". Grundsätze, die sich auf dem Papiere trefflich ausnahmen, jedoch einem Taugenichts von Sohn gegenüber keine Anwendung fanden. Der Minister Maurepas, den eine lettre de cachet um einiger Stachelverse auf die Frau von Pompadour willen sein halbes Leben lang vom Hofe entfernt gehalten hatte, zögerte keinen Augenblick, dem „Menschenfreunde" zu Gefallen eines jener verhängnißvollen, mit der königlichen Unterschrift versehenen Blättchen mit dem Befehle auszufüllen, den Grafen von Mirabeau auf das Schloß If zu bringen. Was der Graf verbrochen, darum kümmerte sich weder der König — seit ein paar Monaten Ludwig XVI. — noch der Minister, noch irgend ein Gericht. Car tel est notre plaisir — das genügte. In der Hoffnung, den Vater durch Unterwürfigkeit endlich zu erweichen, ließ sich Mirabeau von der Wiege seines kranken Kindes weg ohne Widerstand in den Kerker führen, ungeachtet er von dem ihm drohenden Schicksale im voraus unterrichtet gewesen war und ein Freund ihm alle Mittel zur Flucht darbot.

VII.

Auf dem Schlosse If, einem Staatsgefängniß auf der Insel gleiches Namens am Eingange des Hafens von Marseille, kam Mirabeau zu seinem Nachtheile wieder unter die Obhut eines wackern Soldaten zu stehen, der ihn bald lieb gewann. Zu seinem Nachtheile: denn der Marquis erhielt dadurch abermals Grund zu Mißtrauen gegen seine Verführungskünste und neue Auffoderung, sie zum Besten der Menschheit unschädlich zu machen. Umsonst hatte er dem Befehlshaber der Feste Strenge empfohlen, umsonst dem Sohne jede Art von Briefwechsel untersagt — der Gefangene hatte bald so viele Freunde als die Insel Bewohner zählte, und seine Feder rührte sich emsig wie immer. Und da er dem Vater nicht schreiben durfte, so beschrieb er die

Thaten seiner Väter, und entwarf zur künftigen Belehrung für seinen eigenen Sohn eine Geschichte seines Hauses, die er mit einer Hinweisung auf die Heiligkeit der Pflichten gegen die Aeltern eröffnete. Wie mochte ihm, der selber ein Verstoßener war auf dem einsamen Felsen im Meere, das Herz beben, wenn er dabei an das kranke, halb verwaiste Kind daheim in der Wiege dachte! Wie mochte ihm das Herz beben, wenn er an die Mutter dieses Kindes dachte, die seine Großmuth dadurch vergalt, daß sie, statt die Befreiung des Gatten zu fördern, sich auf Kosten desselben beim Schwiegervater einzuschmeicheln suchte? Sie hatte ihn zu sehr beleidigt um ihn nicht zu hassen, verbarg sie gleich den Haß anfangs unter zärtlichen Worten, die sie aber durch ihr Handeln fortwährend Lügen strafte. Statt sich, wie Mirabeau dringend verlangte, mit ihm zu vereinigen, oder auch nur in seine Nähe zu eilen, trieb sie sich in Paris umher, wo es ihr gewiß nicht an Gelegenheiten fehlte, das Abenteuer von Manosque zu erneuern, und nöthigte ihren Gatten einer Mahnung an die Vergangenheit die Drohung beizufügen, daß er, wenn der erste Jänner 1775 sie noch in der Hauptstadt sähe, in seinem Leben nicht wieder das gleiche Haus mit ihr betreten würde. Freilich stellte sich auch der „Menschenfreund" zwischen Mann und Weib, zwischen Vater und Sohn, zwischen Mirabeau und die Freiheit. Unter nichtigen Vorwänden wich er der Erfüllung des Versprechens aus, wodurch er die Loslassung des Gefangenen vom Zeugniß des Kerkermeisters abhängig gemacht hatte, und sann auf neue Prüfungen für ihn — vielleicht um sich nach dem Beispiele seines Meisters, dem, wie er in einer um diese Zeit bei Quesnay's Todtenfeier gehaltenen Rede behauptete, der Rang über Minos und Rhadamanth gebührte, mindestens neben den Höllenrichtern einen Platz zu sichern. Bei solchen Gesinnungen konnte ihm nichts erwünschter kommen als ein weiterer Beleg für die Verworfenheit seines Sohnes, und einen solchen fand er gerade wieder da, wo Andere einen Beweis für die Herzensgüte desselben sahen. Mirabeau hatte sich nämlich der hübschen Frau des Soldatenwirthes von If, der seine Gattin unge-

fähr ebenso behandelte, wie der „Menschenfreund“ die seinige, eifrig angenommen und keinen Beruf gefühlt, das Feuer ihrer Dankbarkeit zu mäßigen: der Ehemann rächte sich durch Verleumdungen, die der Befehlshaber zwar widerlegte, der Marquis jedoch sorgfältig aufspeicherte und bedächtig hervorsuchte, als es galt, dem Schicksale des Sohnes eine andere, die entscheidende Wendung zu geben. Acht Monate hatte dieser nun im Gefängnisse zugebracht, geschmachtet, wenn es nach dem Willen des Marquis gegangen wäre; der Bailli selbst, obschon bereits seit zwei Jahren dem Zauberkreise des Neffen fern, begann den Kopf zu schütteln und schrieb dem Bruder, er solle sich in Acht nehmen, man lasse sich's nun einmal nicht ausreden, daß er gegen die Seinen ein bischen hart sei, und in den Augen des Publicums falle diesem da nichts zur Last als Schulden, die aber jetzt dermaßen in der Mode seien, daß, wenn man alle verschuldeten jungen Leute einsperren wollte, nur Grauköpfe auf den Straßen zu sehen wären — und der Befehlshaber von If sprach in dem Schreiben, worin er über das Betragen seines Gefangenen den günstigsten Bericht abstattete, die Hoffnung aus, das Herz des Menschenfreundes, welcher der Welt so treffliche Lehren gegeben, werde einem Sohne, der sich durch seine Unterwürfigkeit vollen Anspruch auf die Zärtlichkeit des Vaters erworben, nicht länger verschlossen bleiben. Allein der „Menschenfreund“ hatte an der Stelle, wo sich gewöhnlich das Herz befindet, ein System, und keinen Raum für einen Sohn. Am liebsten hätte er ihn mit einem Stein am Halse in die Tiefen des Meeres versenkt, und da dies nicht auszuführen war, so riß er ihn wenigstens von dem Fleckchen Erde los, wo er sich wieder eine Art Heimat gebildet, und verbannte ihn „unter die Bären des Jura“. Dieses Ausdruckes bediente sich Mirabeau selbst, um den neuen Aufenthaltsort zu bezeichnen, den ihm sein Vater anwies. Es war wieder ein Staatsgefängniß, die Feste Joux ober Pontarlier in der Franche-Comté, und Mirabeau trat in Begleitung eines einzigen Polizeibeamten im Mai des Jahres 1775 die Reise dahin an. Er hätte auf dem langen Wege quer durch

das ganze Königreich seinem Führer hundertmal entfliehen können; allein er verschmähte es, denn er wollte den Vater durch seine Ergebung rühren. Und Ergebung bedurfte es, um sich im 26. Jahre gelassen in dieses „von einem Dutzend Invaliden erheiterte Eulennest" schleppen zu lassen. Ueber der Insel If wölbte sich doch der schöne Himmel der Provence und das Meer umrauschte sie — die Mauern von Joux aber waren noch im Mai schneebedeckt. Dies nannte der „Menschenfreund" das Loos seines Sohnes verbessern — der Sohn hingegen meinte, es sei darauf abgesehen, daß ihn die Nähe der Schweiz locke ins Ausland zu fliehen, und sich die Rückkehr ins Vaterland für immer abzuschneiden. Ein Hauptgrund jedoch, warum der Marquis seinen Sohn von einem Gefängniß ins andere wandern ließ, war die Besorgniß, er möchte sich sonst der Sache seiner Mutter annehmen, die ebenfalls durch lettres de cachet zur Vernunft gebracht werden sollte.

VIII.

Die ersten Tage des Aufenthaltes in Joux waren für Mirabeau ziemlich peinlich. Herr von Saint-Mauris, der Befehlshaber des Schlosses, ein dünkelhafter alter Geck, hatte zwar, die vom Marquis erhaltenen Weisungen abgerechnet, noch keinen besondern Anlaß, den Gefangenen zu quälen, fühlte sich jedoch gewiß ebenso wenig geneigt, einem Menschen, der die Eigenschaften, von denen er selbst sich den Schein zu geben suchte — Jugend und Geist — wirklich besaß, sein Wohlwollen zuzuwenden. Dies bewies er gleich durch die Schwierigkeiten, welche er dem Wunsche Mirabeau's, zuweilen Pontarlier zu besuchen, entgegenstellte, ungeachtet demselben bei der Versetzung nach Joux diese Erleichterung mit Bestimmtheit zugesagt worden war. Erst als die Festlichkeiten, womit man auch in Pontarlier die Krönung Ludwig's XVI. feierte, Herrn von Saint-Mauris, der zugleich Gouverneur des Städtchens war, Gelegenheit gaben, den vollen Glanz seiner

Würde zu entfalten, trug seine Eitelkeit über seine Mißgunst den Sieg davon, und er gestattete Mirabeau nicht nur von seiner Herrlichkeit Zeuge zu sein, sondern foderte ihn auch auf, eine Beschreibung des Festes zu entwerfen, die den Rathsherren von Pontarlier solche Freude machte, daß sie alle insgesammt dem Verfasser ihren Dank dafür abstatteten. Also war Mirabeau's Zauberkraft wieder thätig, und die guten Leute des Städtchens boten ihm wetteifernd Gelegenheit dar, sie zu üben.

Besonders freundliche Aufnahme fand Mirabeau in dem Hause des Marquis von Monnier, ehemaligen Präsidenten der Rechenkammer von Dole, der sich nach Aufhebung dieser Behörde nach Pontarlier zurückgezogen. Ein beinahe siebzigjähriger Greis, war der Präsident vor vier Jahren zur zweiten Ehe geschritten, um sich an seiner Tochter zu rächen, die sich gegen seinen Willen vermählt und ihm durch gerichtlichen Spruch eine Mitgift abgenöthigt hatte. Ein anderer Rechenkammerpräsident gab ihm sein Kind — als Naturforscher hätte Herr von Ruffey das sechzehnjährige Mädchen früher einmal gern an den dreiundsechzigjährigen Buffon verhandelt, allein der berühmte Verfasser der „Epoques de la nature" besann sich eines bessern, und so kam es, daß Sophie, der nur die Wahl zwischen Traualtar und Kloster blieb, im 18. Jahre die Gattin des Greises wurde, der sie zum Werkzeug seiner Rache wählte. Solche Bündnisse zwischen „Jänner und Mai" kamen damals in den höhern und höchsten Ständen häufig vor. Die Ehe war, sagt einer der Chorführer der guten Gesellschaft jener Zeit, ein Schritt geworden, den man that, um seine Glücksumstände zu verbessern, aber zugleich eine Unbequemlichkeit, deren Last man von sich abwälzte, indem man alle Pflichten unerfüllt ließ. Die Ehemänner, welche die Ausschweifungen ihrer Frauen nicht verhindern konnten, ohne sich äußerst lächerlich zu machen, hatten den klugen Entschluß gefaßt, gar nicht mehr mit ihnen zu leben. Sie wohnten zusammen, sahen einander jedoch nie; man erblickte Mann und Frau nie im nämlichen Wagen, fand sie nie in der nämlichen Gesellschaft, und noch weniger an einem öffentlichen Orte bei-

sammen. Zwar gilt diese Schilderung zunächst blos von dem Hofadel; allein trugen auch die mit dem Parlamente zusammenhängenden Familien strengere Sitten zur Schau, so war doch das Beispiel ansteckend, und schon der Haushalt des „Menschenfreundes" beweist, wie wenig selbst Leute, die das Wort Sittlichkeit fortwährend im Munde führten, sich durch solche Absprünge in den Augen der öffentlichen Meinung zu schaden glaubten.

Vier Jahre also hatte Sophie Ruffey mit dem Präsidenten von Monnier zusammengelebt, als Mirabeau sie sah. Und welche Jahre! Ich bekam, schreibt sie ihrer Mutter, keinen Sou und wurde unaufhörlich ausgescholten; Besuche durfte ich weder empfangen, noch abstatten, und mein ganzes Leben brachte ich am Whisttische zu als Mitspielerin des Marquis; trotz dieser Einsamkeit und obschon ich nicht tanzen, kaum mit Jemandem sprechen durfte, sprach man doch schon von mir, und der Marquis ward täglich zänkischer und eifersüchtiger, ohne zu wissen auf wen oder warum.

In dieses Haus kam Mirabeau. Wußte er, was die Sitte foderte, so bewarb er sich um die Freundschaft des Mannes und um die Liebe der Frau. Beides fiel ihm leicht. Der Marquis ließ sich gern von ihm erzählen, und Sophie — Sophie war nur zu bereit ihn zu lieben. Ueberdies würde den rachsüchtigen Vater ein Erbe glücklich gemacht haben, mußte er ihn auch, wie er sich manchmal äußerte, dem heil. Geiste verdanken. Wie geschickt hätte ein Höfling von Versailles, ein Lauzun zum Beispiel, Mirabeau's Kamerad in Corsica, solche Umstände benutzt! wie geschickt jedes Aufsehen zu vermeiden gewußt, das nicht den Glanz seiner Eroberungen vermehrte! Wie sehr verletzte dagegen Mirabeau den Anstand! Statt Sophien seine Liebe zu erklären und ihr anzudeuten, daß sie bei der Freundschaft, die ihn mit dem Gemahle verknüpfe, von seiner Dienstbeflissenheit nichts für ihren Ruf und ihre häusliche Ruhe zu fürchten habe, ließ er sich von einer jener Leidenschaften hinreißen, wie sie Leander in den Hellespont, Abälard in das Kloster, Francisca von Rimini in die Hölle

trieben. Und Sophie war nicht klüger als Francisca. Wie einst Desdemona, ließ auch sie sich manche Thränen entlocken, wenn er von dem Trauerschicksal sprach, das seine Jugend traf, und lohnte ihn mit einer Welt von Seufzern. Auch sie wünschte wol, daß ihr ein solcher Mann bestimmt, und dankte und bat ihn, wenn ein Freund von ihm sie liebte, sollte er sein Leben ihn erzählen lehren, dann wäre sie sein. Und Mirabeau verstand gewiß den Wink wie Othello. Sie liebte ihn, weil er Gefahr bestand; er liebte sie, weil sie ihm Mitleid schenkte. Beide vergaßen den Schwur, der ihre blühende Jugend an das öde Alter fesselte und seine Glut sich in sich selbst verzehren hieß — aber sie vergaßen ihn erst nach langen Kämpfen.

Als Mirabeau die Gefahr kommen sah, wandte er sich an den Oheim und bat ihn um Fürsprache bei dem Vater. „Retten Sie mich", schrieb er ihm, „aus der schrecklichen Gährung, in der ich mich befinde... glauben Sie mir, es gibt Menschen, die man beschäftigen muß, und ich gehöre zu diesen; die Thätigkeit, die Alles vermag und ohne die man nichts vermag, schäumt über und wird gefährlich, wenn sie weder Ziel noch Zweck hat.... Bitten Sie meinen Vater wenigstens, er möchte mich frei lassen — er wird mich doch nicht wahnsinnig machen, mich nicht in Raserei stürzen wollen — ich fühle, daß meine Gesundheit schwindet; mein heißer Kopf leidet um so mehr, je mehr ich mich anstrenge, die Gewalt über ihn zu behaupten..." Der Bailli schickte den Brief seinem Bruder. „Seht einmal den Taugenichts", entgegnete der Marquis, „jetzt spielt er den Kranken und speculirt auf den weichherzigen Charakter des Grafen von Saint-Mauris. Aber ich habe den würdigen Mann bereits vor seinen Schlichen gewarnt und ihm diesmal nur gemeldet, daß wir an die Krankheiten des Burschen nicht glauben und überdies keine Aerzte sind.." Auf den Rest des Briefes, den er kaum las, ging er nicht ein. So war der Versuch, seiner Leidenschaft zu entfliehen, Mirabeau mißlungen. Nicht besser glückte ihm ein anderer, sie zu zügeln. Er bat den Vater um seine Gattin, und Sophie selber, von gleicher Angst getrieben, hieß ihn diese Scheidewand

aufrichten zwischen ihren Herzen. Der Vater hörte nicht, und Sophiens Geliebter setzte den Becher der Lust an die Lippen.

Aber Eifersucht hatte alle seine Bewegungen bewacht. Nicht die Eifersucht des Gatten — der Präsident empfand so wenig davon, daß er vielmehr, als Mirabeau seine Besuche eine Zeitlang einstellte, ihn dringend zur Fortsetzung derselben einlud —, sondern die gefährlichere eines abgewiesenen Nebenbuhlers, und die gefährlichste, die eines verschmähten Weibes. Herr von Saint-Mauris hatte die Freundschaft, welche ihn mit dem Präsidenten verknüpfte, dazu benutzt, sich um die Gunstbezeigungen der Frau von Monnier zu bewerben — zurückgestoßen, verwandelte sich seine Liebe in Haß, den ein Weib, das mit ihm engen Verkehr unterhielt und einen solchen mit Mirabeau einzuleiten umsonst versuchte, noch mehr anfachte. Zuerst brauchte das würdige Paar die gewöhnlichen Mittel: bezeichnende Anspielungen, boshafte Ausstreuungen, namenlose Briefe. Schon beschäftigten sich alle bösen Zungen des Städtchens mit den beiden Liebenden, und der Präsident, welcher dem heil. Geiste bisher nichts hatte in den Weg legen wollen, mußte sich endlich wol gezwungen sehen, seiner Nachsicht ein Ziel zu setzen. Da bot Mirabeau's böser Stern dem Herrn von Saint-Mauris eine weit bequemere Gelegenheit dar, seine Rachsucht zu befriedigen.

Der Menschenfreund hatte seinen Sohn, als er ihn nach Joux schickte, mit seiner gewöhnlichen Freigebigkeit ausgestattet. Mirabeau's ganzer Kleidervorrath bei seiner Ankunft in dem schneebedeckten Jura beschränkte sich auf einen Rock von Camelott, und von seinem auf 1200 Livres herabgesetzten Jahrgelde war ihm während des Aufenthaltes daselbst kaum der vierte Theil ausgezahlt worden. Davon ließen sich seine Bedürfnisse unmöglich bestreiten, um so weniger als ihn der Wunsch des Herrn von Saint-Mauris selbst, dem zu Gefallen er eine Schrift über die Salzwerke der Franche-Comté ausarbeitete, zu kleinen Reisen und Nebenausgaben veranlaßte. Auf einer dieser Reisen kam er auch nach Neuenburg und gab bei dem dortigen Buchhändler Fauche den „Versuch über den Despotismus" in Druck.

Fauche war Rousseau's und Raynal's Verleger; Mirabeau trat mit ihm in nähern Verkehr und wollte, mit jenem unerschütterlichen Vertrauen auf die Zukunft, das er nie verlor, Fauche's Sohn sogar bewegen, den Beruf des Vaters aufzugeben und unter seinem Schutze eine Laufbahn höherer Art einzuschlagen. Der Hülfsquellen sicher, welche ihm diese Verbindungen eröffneten, unterschrieb Mirabeau, dem die Großmuth des „Menschenfreundes" jeden andern Ausweg versperrte, einen Wechsel im Betrage von 1500 Livres. Das Unglückspapier fiel Herrn von Saint-Mauris in die Hände; zugleich ward er als Befehlshaber eines Grenzpostens von der Regierung auf den „Essai sur le depotisme" aufmerksam gemacht, dessen Einschwärzung er verhindern sollte. Willkommene Vorwände, um sich an seinem Nebenbuhler zu rächen — denn Vorwände waren es doch nur, da der Wechsel zwar ein Verstoß gegen die lettre de cachet, aber keineswegs fällig war, und die Weisung des Ministeriums Mirabeau's gar nicht erwähnte. Herr von Saint-Mauris hatte nichts Eiligeres zu thun, als seinen Gefangenen aufs Schloß zu berufen und dem Marquis Bericht zu erstatten — Mirabeau hingegen, der nur zu gut wußte, daß sein Kerkermeister zu jeder Strenge bevollmächtigt werden würde, beschloß zu fliehen. Von einem Balle weg, mit dem Sophie auf den Wunsch des Präsidenten die Bohnenkönigswürde ihres Geliebten feierte, eilte er über die Grenze. Es war der 16. Jänner 1775.

IX.

Sobald Mirabeau sich in Sicherheit befand, schrieb er seinem Vater und dem Herrn von Saint-Mauris. Allein welche Gründe er jenem entgegenhalten, wie kräftig er diesem ins Gewissen reden mochte, Erfolg war von solchen Briefen nicht zu erwarten: deshalb wandte er sich zugleich an den Kriegsminister, Grafen von Saint-Germain, und bat ihn, seinen natürlichen Vorgesetzten, um Schutz, um Raum zur Vertheidigung und um

Anstellung im wirklichen Dienste. Ja, er machte selbst noch einen Versuch, seine Gattin zu bewegen, sein Loos mit ihm zu theilen. Er wollte sich mit ihr in die Schweiz zurückziehen, wo er von seiner Arbeit leben konnte — Fauche sicherte ihm ein festes Einkommen von 1000 Thalern zu —, er wollte lieber in den Sold eines Buchhändlers treten, als von der Gnade des „Menschenfreundes" abhängig sein, und war bereit, der Mutter seines Sohnes das schwerste Opfer zu bringen. Mit so fester Hand hielt er noch seine Leidenschaft im Zaume, so wenig täuschten ihn seine entflammten Sinne über die Pflicht, seinem Leben einen würdigern Inhalt zu geben, als bloßes Schwelgen mit Gefühlen darzubieten vermochte! Frau von Mirabeau war jedoch nicht im Stande, aus dem Geleise des Gewöhnlichen herauszutreten — die heiße Beredsamkeit ihres Gatten erwärmte sie nicht, und Alles, was er erlangte, waren einige eiskalte Zeilen, worin sie ihm mit Sanftmuth zu verstehen gab, er möge wol verrückt sein. Und diesem der Liebe wie des Hasses gleich unfähigen Weibe, dessen blöder Sinn in seinem großmüthigen Aufschwunge nur abenteuerliche Thorheit sah, diesem Weibe sollte er Sophien opfern, in der ihm die ganze Fülle schöpferischer Herrlichkeit verkörpert schien? Um dieses Weibes willen sollte er auf einen Besitz verzichten, dessen berauschende Wonne er kaum gekostet? Sprach Gesetz und Sitte für sein Weib, und war Sophie die Sünde — hatte ihn nicht Gesetz und Sitte von einem Kerker in den andern geschleppt und Sophie allein ihn getröstet? Waren ihre Ansprüche nicht heiliger? Durfte er sie verlassen, die sich ihm ganz zu eigen gegeben? Nein, mit ihrem Loose wollte er fortan das seinige verknüpfen — ihretwegen widerstand er der Versuchung, sich mit dem Klange seines Namens, mit der Spitze seines Degens, mit der Gewalt seines Geistes eine Stellung zu erobern, wie sie tausend Abenteurer vor ihm errungen, wie sie auch ihm nicht entgehen konnte, wenn er für sich allein der Welt den Handschuh hinwarf. Um Sophien nahe zu bleiben, kehrte Mirabeau also nach kurzem Aufenthalte in der Schweiz wieder nach Pontarlier zurück und verbarg sich daselbst. Herr von

Saint-Mauris kam ihm jedoch bald auf die Spur, und führte mit dem Instinkte des Hasses auf seinen Gegner den Schlag, der ihn am empfindlichsten treffen mußte.

Herr von Monnier hatte bisher Alles unbeachtet gelassen, was ihm dienstfertige Zuträger über die Beziehungen zwischen Sophien und Mirabeau hinterbrachten; er schien absichtlich die Augen zu schließen und bot Mirabeau, als dieser aus der Schweiz nach Pontarlier zurückkehrte, sogar in seinem eigenen Hause eine Zufluchtstätte an. Von einem Manne, der die Schande seiner Tochter aller Welt verkündet und 100,000 Thaler verschwendet hatte, um ihren Liebhaber an den Galgen zu bringen, von einem solchen Manne ließ sich wol erwarten, daß er kein Mittel scheuen würde, um, selbst auf Kosten der Ehre, seine Rachsucht zu befriedigen. Aber Herr von Monnier war auch fromm: seine Schwestern zwar ließ er im Elend verkommen, doch betete und fastete er, gab Almosen und ehrte die Priester. Von Saint-Mauris gesendet, mußte ihm nun ein solcher das Aergerniß vorstellen, welches der lasterhafte Wandel seiner Gemahlin gab, und ihm zeigen, welche Schuld er sich durch seine Nachsicht auflud. Der würdige Altardiener des zornigen Jehovah erschütterte das Gewissen des Präsidenten so tief, daß dieser, ohne Sophien ein Wort zu sagen, seine gesammte Dienerschaft versammelte und ihrer Obhut die Hausfrau übergab. Nach einem solchen Vorfalle, der natürlich sogleich stadtkundig wurde, konnte Sophie nicht länger im Hause des Herrn von Monnier bleiben und kehrte, auf den Rath Mirabeau's, zu ihrer Familie nach Dijon zurück, wohin ihr Mirabeau folgte.

Die Präsidentin von Ruffey, deren Schutz Sophie jetzt anrief, war eine sehr tugendhafte Frau, was sie indessen nicht gehindert hatte, ihre 18jährige Tochter einem 70jährigen Greise zu verkuppeln. Da die Sittlichkeit einer Ehe, gegen deren Vollziehung die Natur sich sträubte, in ihren Augen keinem Zweifel unterlag, mußte ihr eine Liebe, welche diese Ehe in Frage stellte, als Empörung gegen alle göttlichen und menschlichen Gesetze erscheinen. Begünstigung derselben war demnach von ihr gewiß

nicht zu hoffen — aber ihr Vortheil, die Ehre der Familie, die Sorge für die Zukunft ihrer Tochter foderten wenigstens, daß sie alles Aufsehen möglichst vermeide und Sophien in aller Stille mit Herrn von Monnier zu versöhnen suche. Sie mußte bei ihren Maßregeln die Menschen nicht ganz unberücksichtigt lassen, mit denen sie es zu thun hatte, und sich von den Absichten, die sie vereiteln wollte, zuvörderst Kenntniß verschaffen. Regeln, die zu sehr nach irdischer Klugheit schmeckten, um in einem Kopfe Platz zu finden, der sein Augenmerk ganz auf das Himmlische gerichtet hielt. Die Präsidentin erblickte in Sophien ein störrisches Kind, das durch Strenge zur Pflicht zurückgeführt werden mußte, in Mirabeau aber einen ruchlosen Verführer, und beeilte sich, als sie seine Ankunft in Dijon erfuhr, ihn bei der Policei anzuzeigen. Zum Glücke war der Oberprofoß von Burgund ein verständiger Mann, der die Lage Mirabeau's ohne Vorurtheil überschaute und Alles that, um sie zu erleichtern. Er ließ ihn nicht nur auf sein Ehrenwort frei, sondern bat den Minister überdies um Widerruf des inzwischen eingetroffenen Befehls, den Gefangenen nach Joux zurückzusenden. Mirabeau hingegen war von seiner Leidenschaft nicht so ausschließend beherrscht, um seine Freiheit blos zu ihrer Befriedigung zu benutzen. An Entsagung dachte er freilich nicht, so wenig als Sophie — vielleicht ließ sich aber der Besitz durch Zugeständnisse an das Herkommen sichern. Dies ward versucht: Mirabeau beredete Sophien, die im älterlichen Hause ohnedies keine Erleichterung gefunden hatte, zu Herrn von Monnier zurückzukehren, während er selbst sich auf dem Schlosse von Dijon stellte, das ihm ein Befehl des Ministers zum einstweiligen Gefängniß anwies. Darin lag schon ein Erfolg, den er dem Eifer der in Dijon erworbenen Freunde zu danken hatte, die von seiner Mutter, welche sich eben in Paris aufhielt, kräftig unterstützt wurden. Jetzt galt es zunächst dem „Menschenfreund" entgegenzuwirken, der seinen Sohn, gerade weil er in Dijon Freunde zählte, nach einem andern Kerker versetzt zu sehen wünschte. „Vergessen Sie nicht", schrieb Mirabeau seiner Mutter, „daß jetzt der entscheidende Augenblick ist; wenn

meine Angelegenheiten jetzt nicht erledigt werden, so stehen mir auf Jahre hinaus Fesseln bevor — — überliefert man mich wieder der Gewalt meines Vaters, so bin ich ein verlorner Mensch." Auf den Rath des Befehlshabers der Stadtfeste von Dijon, der sich seiner auf das wohlwollendste annahm, beabsichtigte Mirabeau das Parlament dieser Stadt zum Richter anzurufen. Die Umstände waren günstig: Herr von Malesherbes der die lettres de cachet nicht liebte, war Minister — die Marquise von Mirabeau fand bei ihm geneigtes Gehör, und der „Menschenfreund" mußte den Aerger erleben, daß dieser Mann „mit seinem philanthropischen Firlefanz und seinen saubern republikanischen Ideen" seine Vorwürfe mit den Worten erwiderte, „es sei ganz natürlich, die Freiheit zu suchen". Und beinahe hätte sie Mirabeau auch erlangt: die Commissaire, denen Malesherbes die Untersuchung seiner Angelegenheit auftrug, erstatteten günstigen Bericht und sahen in dem Processe, den der Baron von Villeneuve-Moans gegen Mirabeau anhängig gemacht und der ein Contumazurtheil zur Folge gehabt hatte, das einzige Hinderniß seiner unmittelbaren Freilassung. Sie besorgten nämlich für diesen Fall neue Händel zwischen beiden Gegnern und meinten, Mirabeau solle erst dann auf freien Fuß gesetzt werden, wenn jener Proceß rechtskräftig erledigt sei. Obschon Letzterer nicht daran dachte, sich mit einem Widersacher zu messen, der sich selbst das Brandmal der Ehrlosigkeit aufgedrückt, so hätte er sich einen solchen Aufschub doch gerne gefallen lassen, wenn er die endliche Entscheidung in Dijon abwarten durfte. Ließ sich aber eine Versetzung durchaus nicht vermeiden, so wollte er mindestens nicht zu weit von Paris entfernt werden, wo seine Mutter für ihn thätig war. Solche Nähe und solchen Verkehr strebte der Marquis um jeden Preis zu verhindern — der Rücktritt des edeln Malesherbes half ihm zum Ziele, nämlich zu einem Kerker, wie er ihn für seinen Sohn wünschte. Jetzt blieb diesem kein Ausweg mehr als Flucht ins Ausland. Dazu rieth ihm Herr von Malesherbes selbst, bevor er sein Amt niederlegte, mit dem Bedeuten, dies sei der letzte Dienst, den er ihm erweisen könne.

Der Stadtoberste von Dijon, welcher das Ehrenwort des Gefangenen hatte, entband ihn desselben, und als Kunde kam, der Befehl zur Versetzung nach Dourlans — ein Staatsgefängniß in der Picardie, das Mirabeau am meisten fürchtete — werde nächstens eintreffen, machte sich der Sohn des „Menschenfreundes" nach der Schweiz auf den Weg und suchte ganz nahe bei Pontarlier eine Zufluchtstätte auf.

Sophie weilte nun bereits zwei Monate unter dem Dache des Präsidenten. Dieser, sich selbst überlassen, war ganz geneigt zu dulden, was nicht zu ändern war, und sich mit dem Scheine der Ehe zu begnügen. Sophie täuschte ihn nicht: sie hatte ihrer Liebe kein Hehl, versprach aber, sich ruhig in das Unvermeidliche zu fügen, wenn man das Heiligthum ihrer Empfindungen unangetastet lasse. Ihrer tugendhaften Mutter waren solche Vorbehalte ein Gräuel, und da sie ihr überdies noch sträflichere Hintergedanken zu verbergen schienen, so nahm sie, um die Tochter zeitlichem und ewigem Verderben zu entreißen, zu Mitteln ihre Zuflucht, wie der duldsame Glaube, dem sie anhing, sie gegen verstockte Ketzer anzuwenden pflegte. Herr von Monnier ward zur äußersten Strenge aufgefodert, und da man seiner Schwäche nicht traute, so mußte Sophiens Schwester, die ebenso fromm war wie ihre Mutter, sammt ihrem Bruder nach Pontarlier gehen und der Sünderin die Hölle heiß machen. Dieses würdige Paar glaubte seinen Zweck am besten zu erreichen, wenn es Sophien das Haus ihres Gatten zur Hölle machte — vielleicht zog sie dann ein Kloster vor, wo der Teufel endlich wol seine Gewalt über sie verlieren mußte. Allein Sophie hätte einem Kloster den Tod vorgezogen und lag ihrem Geliebten mit inständigen Bitten an, sie aus ihrer qualvollen Lage zu befreien. „Höre mich", schrieb sie ihm, „ich kann diese Pein nicht mehr ertragen: es ist zu schrecklich, fern von dem Manne meines Herzens zu sein und ihn unglücklich zu wissen. Vereinigen wir uns oder laß mich sterben — ich will und kann das künftige Jahr nicht mehr hier erwarten. Von Dir getrennt leben, heißt täglich tausendfachen Tod leiden. Nach dem, was wir gethan, gibt es für uns

keinen Rückweg mehr; beschleunigen wir also unser Glück. Ich begehre nichts als Dich; mit Freuden ertrage ich Alles, wenn ich nur Dein Loos theile, wenn nur nichts uns trennt.... Was zögerst Du? Eilen wir, mein Geliebter!. Ach, jeden Augenblick fühle ich tiefer, daß ich nur durch Dich und in Dir leben und glücklich sein kann! — — Wenn Du mir nicht schreibst, wenn ich nicht alle Deine Briefe erhalte, so bürge ich für nichts mehr. Abends lese ich alle Deine Schwüre, ach, mein Freund! und spreche sie Dir nach — ja, Dein will ich sein, nur Dein, und nichts in der Welt soll meine Liebe ändern... Fürchte nichts, welche Schlingen sie mir auch legen, sie werden mich nicht überlisten; und brächten sie es mir von Deiner Hand geschrieben, mit unserm Namenszug besiegelt, daß Du mich nicht mehr liebest, ich glaubte ihnen nicht, so gewiß bin ich Deiner." Flucht, schnelle Flucht mit ihrem Geliebten, ihrem Gatten — denn dies war ihr Mirabeau, weil nichts als eine leere Formel sie an Herrn von Monnier knüpfte — war Sophiens steter Gedanke. Was weiter aus ihr werden würde, kümmerte sie nicht. „Werde ich denn nie das Zeichen zum Aufbruch erhalten?" mahnte sie ihn; „Du sagtest mir, es könne uns nicht fehlen: Du würdest in Sprachen, Musik, Malerei Unterricht geben. Ohne Zweifel denkst Du noch so — und ich, welche Arbeit würde ich scheuen, wenn ich nur bei Dir sein könnte? Meine jetzige Lage martert mich entsetzlich, sie muß enden, ich wiederhole es, Gabriel oder sterben!"

Gabriel oder sterben! Warum unterbrach dieser Aufschrei eines gequälten Menschenherzens die nächtliche Stille nicht, in der Stunde, wo Gabriel's Vater sich „mit seiner Ehre und seinem Gewissen" über das Schicksal des Sohnes berieth? Vielleicht hätte er dann Barmherzigkeit geübt, vielleicht den Rathgebern mißtraut, die er „Ehre und Gewissen" nannte, die aber blos Masken waren, hinter denen sich seine eigenen Leidenschaften versteckten. Allein nichts unterbrach jene Stille, und der „Menschenfreund" glaubte ein Werk der Gerechtigkeit zu thun, während er ein Werk des Hasses that. Wie hätte er sonst triumphiren

können, als ihm der Minister — Malesherbes' unwürdiger Nachfolger — den Mont St.-Michel zum Kerker für seinen Sohn bewilligte? Den Mont St.-Michel, dieses scheußliche Denkmal menschlicher Grausamkeit mit seinen Käfigen, seinen furchtbaren Erinnerungen, seiner trostlosen Oede mitten im Flugsande!

Sophiens Arme und der Mont St.-Michel – dazwischen lag also jetzt Mirabeau's Zukunft. Und während die Geliebte voll heißer Sehnsucht der Wiedervereinigung entgegenharrte, wartete der Vater mit ebenso heißer Ungeduld auf die Kunde von der Einkerkerung. Ein beutelustiger Jäger hielt er seinen Blick auf die Schweißhunde gerichtet, die auf sein Geheiß die Spur des edeln Wildes verfolgten — die pariser Policei hatte ihm nämlich ihren verschmitztesten Diebesfänger zur Verfügung gestellt, und dieser jagte, mit Empfehlungen an alle Höfe, mit Weisungen an alle Gesandten versehen und von zwei Helfershelfern begleitet, dem Flüchtlinge nach. Eine lustige Jagd, wenn nicht der Mont St.-Michel im Hintergrunde seine düstern Zinnen erhöbe und das Herz des armen, jungen Weibes in Pontarlier so ängstlich schlüge!

Mirabeau hatte sich schon während des Aufenthaltes in Dijon mit seiner Lieblingsschwester, Luise von Cabris, in Einverständniß gesetzt, die ebenfalls mit ihrem Vater im Kriege begriffen war, und für die Lage des Bruders um so mehr Mitgefühl empfand, als sie selber in unglücklicher Ehe lebte. Jetzt machte sie mit ihm ganz gemeinsame Sache, vermittelte seinen Briefwechsel mit Sophien und förderte seine Flucht, auf der sie ihn theilweise auch begleitete. Und mit den glühenden Betheuerungen, den ängstlichen Mahnungen, den verzweifelnden Klagen, die zwischen Sophien und Gabriel, zwischen Gabriel und Luisen hin- und herflogen, kreuzten sich die Berichte der Spürhunde des Marquis und die Briefe, worin der „Menschenfreund" seinem Aerger Luft machte. „So bin ich denn", klagt Gabriel Luisen, „aus meinem Vaterlande verbannt, ohne Hoffnung, meinen Sohn wiederzusehen, für alle meine Freunde verloren, und habe aus meiner Hingebung keinen Gewinn gezogen, der mich für die geringste

meiner Einbußen entschädigen könnte! Alles habe ich der Liebe geopfert und nichts für die Liebe gethan. Nie werde ich in mein Vaterland zurückzukehren wagen, selbst wenn ich es wünschte. Gegenstand des beleidigenden Mitleidens jener armseligen Wesen, die sich für weise halten, weil sie keiner Leidenschaft fähig sind, strenge verdammt von den Thoren, die ihre Vorurtheile Sittlichkeit heißen, was sollte, was möchte ich, fern von Sophien, in Frankreich thun? Mein Zustand ist eine hitzige Krankheit, die mir die Seele zerreißt und alle Federkraft meines Körpers erschlafft... Das einzige Heilmittel ist die Liebe... muß ich darauf verzichten, so unterlieg' ich." „Ach, Du schreibst mir nicht mehr!" jammert Sophie, „warum hast Du mir geschrieben? warum ließest Du mich nicht sterben, ehe mich Dein Schweigen an Deiner Liebe zweifeln lehrte? Solcher Tod wäre süß gewesen neben dem was ich leide; Deine Liebe ist mein Alles, die Liebe durchdringt mein ganzes Wesen, sie ist untrennbar von meinem Dasein, und nur mit dem Leben kann sie von mir weichen. Schreibst Du nicht mehr, dann komme wenigstens für einen Augenblick, damit ich Dich nur einmal noch sehen, Deine Hand mir aufs Herz legen und mit dem Schwure, daß ich nur für Dich lebte, sterben kann." „Wir haben", meldet der Diebesfänger nach einer fruchtlosen Jagd von mehreren Wochen, die ihn von Dijon, wo die Frau Präsidentin Aufschlüsse gab, nach Genf, von hier durch Savoyen in die Provence, von dort nach Nizza und von da wieder nach Aix führte"; „wir haben Alles gethan, was der menschliche Geist ersinnen kann, und zwar in einer Jahreszeit, wo die Hitze außerordentlich ist, und sind von Strapazen erschöpft; unsere Beine sind geschwollen, wir gehen jetzt nach Lyon und bitten, uns dort ein paar Tage Ruhe zu gönnen... Der Herr Marquis hatte mir's wol vorher gesagt, daß sein Sohn ungemein verschlagen sei, und bei den Warnungen, die ihm Frau von Cabris zukommen ließ, ist es kein Wunder, daß er uns entschlüpft ist. Wahrscheinlich hat er sich in Antibes oder Nizza eingeschifft." „Der Bösewicht", grollt der Marquis, „hat jeden Tag einen andern Schlupfwinkel; er besitzt die Gabe, die feigen oder schurkischen

Spione zu wittern, und wird mit seinem abscheulichen Talente die Welt brandschatzen." „Die weichliche und verdorbene Zeit, worin wir leben", schreibt er dem Bailli, „die närrische Verwirrung in unserm Staatsleben, die Umwälzungen, welche bevorstehen, weil man zu viele Arme und zu wenig Reiche hängt, erleichtern den Spitzbuben ihr Spiel, und sie stiften nur deswegen nicht mehr Schaden, weil ihre Klauen noch nicht spitzig genug sind ... Du wirst sehen, sie werden ihn nicht erwischen."

Und sie erwischten ihn wirklich nicht. Sophiens Verwandten, die mit frommer Verachtung irdischer Klugheit die Zwecke der mit Herrn von Saint-Mauris verbündeten erblustigen Tochter des Präsidenten redlich förderten, gelang es endlich, den alten Mann zu bewegen, daß er sich, das trotzige Herz der Gattin zu bändigen, um eine lettre de cachet bewarb. Dringender als je rief Sophie den Geliebten um Befreiung an; und Gabriel eilte aus der Provence, wohin er auf tausend Umwegen seinen Verfolgern entkommen war, durch die Berge von Nizza, über den großen Bernhard, durch das Wallis nach Verrieres, einem ganz nahe bei Pontarlier gelegenen Flecken im Fürstenthume Neuenburg. Am 23. August kam er hier an und in der folgenden Nacht vereinigte sich Sophie mit ihm. Im Rausche des Wiedersehens vergaßen sie die Gefahr und verlebten, unbekümmert um Kerker und Kloster, in Verrieres drei selige Wochen. Die Spürhunde waren freilich durch Briefe, die Mirabeau absichtlich hatte auffangen lassen, auf eine falsche Fährte gelockt worden, mußten aber, wenn es ihnen darum zu thun war, ihre Beute in Verrieres, wo man die Flüchtlinge kannte, nothwendig erhaschen. Allein der Zweck des Marquis war erreicht. Ein Verbrechen, das dem Sohne die Rückkehr nach Frankreich für immer verschloß, bot mehr Sicherheit als ein Staatsgefängniß und ersparte dem Vater überdies weitere Mühen und Kosten. „Ich glaube mich jetzt verpflichtet", schrieb er dem Bailli, „fortwährend auf Mittel zu denken, die Verbannung dieses elenden Narren zu besiegeln und ihn der Familie ein- für allemal vom Halse zu schaffen." Der „elende Narr" — vom „Menschen-

freunde" deshalb so genannt, weil er in einem an gutherzigen Ehemännern so reichen Zeitalter aus purer Lust am Scandal eine Frau entführt hatte — zögerte nicht, den Vater der Sorge für sein Entkommen zu entheben, und setzte seinen Stab weiter nach Holland, begleitet von der „Metze", die, statt der herrschenden Sitte zu huldigen und ihren Gatten zu Gunsten einer Reihe von Liebhabern zu betrügen, einer lächerlichen Leidenschaft fröhnend, ihren Ruf ihrem Glücke opferte.

X.

Am 7. October 1776 in Amsterdam angekommen, mietheten sich Herr und Frau von Saint-Mathieu — diesen Namen entlehnte Mirabeau von einem Gute seiner Mutter — bei einem Schneider in der Kalverstraße ein. Hundertfunfzig Louisd'or an Barschaft, ebenso viel an Juwelen, zwei Anzüge und sechs Hemden — das waren die Schätze, welche sie aus Frankreich mitgenommen hatten, und mit Dem, was ihnen davon blieb, sollten sie nun die neue Laufbahn beginnen. In einem Lande, wo es so sehr von Abenteurern wimmelte wie in Holland, wo man unempfohlene Fremde so mistrauisch betrachtete und vor ihnen die Taschen so fest zuhielt, in einem solchen Lande war es gewiß keine leichte Aufgabe, die Vorurtheile, die jedes neue Gesicht erweckte, zu überwinden und den zähen Krämerseelen Vertrauen einzuflößen. Mirabeau, in alle Sättel gerecht, schickte sich jedoch schnell in seine neue Rolle, die eines von der Feder lebenden Schriftstellers, und erwarb sich bald anständigen und genügenden Unterhalt. Der holländische Buchhandel, das Kind der Zwangsherrschaft Ludwig's XIV., hatte seinen Höhepunkt freilich schon überschritten: die mildere Regierung Ludwig's XVI., die Mitbewerbung der Schweiz und Englands, das allmälige Wegsterben der Häupter jener von Bayle sich herschreibenden Oppositionsliteratur hatte Zahl und Bedeutung der Censurflüchtlinge, denen die holländischen Pressen eine Freistätte gewährten, beträchtlich

vermindert — indessen war der Verkehr noch immer lebhaft genug, und Holland der Kanal, auf dem englischer Geist nach Frankreich eingeschmuggelt wurde. An diesem Vermittlungsgeschäfte, das auf die Gestaltung des französischen Schrift- und Staatswesens so großen Einfluß übte, nahm auch Mirabeau thätigen Antheil, wobei ihm seine Sprachkenntniß trefflich zu Statten kam; aber er beschränkte sich nicht darauf. Die Hand, welche, an Tacitus ein Vorbild nehmend, dem Despotismus die Larve abzureißen versucht hatte, fühlte sich zu kräftigerem Eingreifen berufen: sie schleuderte einen Augenblick den Spaten von sich, womit sie für das tägliche Brot arbeitete, und ergriff das Banner der Freiheit, um es einem geknechteten Volke vorzutragen. Gestachelt von jenem Hasse gegen Unterdrückung, der dem Sohne des „Menschenfreundes" im Blute steckte, schrieb Mirabeau seinen „Rath an die Hessen und andere von ihren Fürsten an England verkaufte deutsche Völkerschaften". Anlaß dazu gab ihm der Schacher, den einige deutsche Landesväter auf gut patriarchalische Weise mit ihren Unterthanen trieben, als das mit seinen Colonien im Kampfe begriffene England um Hülfstruppen verlegen war.

„Unerschrockene Deutsche!" beginnt Mirabeau, „welches Brandmal laßt ihr euren edlen Stirnen aufdrücken!.. Wie! jene tapfern Deutschen, die ihre Freiheit mit solchem Muthe gegen die Ueberwinder der Welt vertheidigten und den römischen Heeren Trotz boten, werden nun verächtlichen Negern gleich verkauft und vergießen ihr Blut für die Sache der Tyrannen! Sie dulden, daß man bei ihnen Menschenhandel treibt!" „Ahmt", mahnt er diese weißen Sklaven, „ahmt die Völker, gegen die man euch hetzt, lieber nach, statt sie zu bekämpfen! Sie sind ja eure Brüder — sie brechen ihre Fesseln, brecht die eurigen auch!.. Bedenkt wenigstens, welche Nation ihr angreift. Wißt ihr, was der Fanatismus der Freiheit vermag? Er ist der einzige, der nicht gehässig, der einzige, der achtungswerth ist: aber er ist auch der mächtigste... Verweichlichte Europäer, ihr geht Menschen bekämpfen, die stärker, gewerbfleißiger, muthiger, thätiger sind, als ihr

es sein könnt.. Sie begeistert eine große Sache, euch treibt schmuzige Gewinnsucht... Wollt ihr die wahren Beweggründe kennen, warum man euch die Waffen in die Hand gibt? Eitler Prunk, schändliche Verschwendung haben die Finanzen der Fürsten zerrüttet, die euch beherrschen; ihre Erpressungen haben ihre Hülfsquellen ausgetrocknet; sie haben das Vertrauen ihrer Nachbarn zu oft getäuscht, um es noch einmal in Anspruch nehmen zu können. Sie müßten daher jener ausschweifenden Ueppigkeit, jenen unaufhörlich sich erneuernden Launen entsagen, die ihre Hauptbeschäftigung sind; dazu können und werden sie sich nicht entschließen. England braucht Menschen und kauft sie um hohen Preis. Um sich augenblicklicher Verlegenheit zu entziehen, ergreifen eure Fürsten begierig dieses verderbliche Auskunftsmittel; sie heben Soldaten aus und verhandeln sie. Mit dem Blutgelde zahlen sie dann schimpfliche Schulden oder erwerben sich Credit zu neuen. Habsüchtigen Wucherern, verächtlichen Metzen, niederträchtigen Possenreißern werden jene Guineen zu Theil, die man für euer Leben gibt... Ja, geht nach Amerika, ihr gequälten, verrathenen, verkauften Völker; aber umarmt dort eure Brüder, vertheidigt sie gegen ihre Verfolger, theilt ihr Glück... lernt von den Amerikanern die Kunst, frei und glücklich zu sein und die gesellschaftlichen Einrichtungen dem Wohle jedes Einzelnen anzupassen..." Diese Flugschrift ward in fünf Sprachen übersetzt und blieb nicht ohne Wirkung: wenigstens mußte, wie der Marquis von Mirabeau erzählt, der „kleine Affe von einem Landgrafen" seine widerspänstigen Landeskinder in eigener Person zum Hafen führen, weil sie sich gegen ihre Offiziere auflehnten. Auch fand man gerathen eine Gegenschrift erscheinen zu lassen, deren Verfasser aber, nach Art aller für eine schlechte Sache gemietheten Sophisten, Gründe durch Schmähungen und Verdächtigungen ersetzte. „Ihr nennt", erwiderte ihm Mirabeau, „meinen „Rath an die Hessen" eine zügellose Schmähschrift. Alle Despoten nennen die Freiheit Zügellosigkeit, alle ihre Handlanger nennen beherzte Schriftsteller zügellose Scribler: allein weisen und redlichen Männern, die wissen, daß die Zügellosig-

keit sich mit der Freiheit fast ebenso wenig verträgt wie der Despotismus, ist nicht unbekannt, daß heutzutage, wo der Fanatismus seine letzten Athemzüge thut und mehr ehrlose Lobredner der Willkür als begeisterte Verehrer der Freiheit auftreten, ein Schriftsteller selten Zügellosigkeit predigt... Ihr sagt, daß ich die Völker zum Aufruhr reize, weil ich behauptet habe, daß die Amerikaner der Menschheit das edelste Beispiel geben... Ihr scheint von den heiligen Rechten des Menschen keinen Begriff zu haben und nennt jeden Widerstand gegen eine Regierung Aufruhr. Allein wenn die Gewalt in willkürliche Unterdrückung ausartet, wenn sie sich an den Rechten vergreift, zu deren Schutz sie eingesetzt ward, wenn sie den Vertrag bricht, der ihre Befugnisse regelt und ihre Grenzen bestimmt, dann wird Widerstand Pflicht und kann nicht Aufruhr heißen... Wer seine Freiheit erringen will und für sie kämpft, übt ein vollgültiges Recht; der Aufruhr aber unterscheidet sich wesentlich von einem durch die Verfassung freier Völker und vor Allem durch das Naturgesetz, diese Quelle aller Gesetze, gestatteten Bunde... Ihr seid, sagt ihr, der Niederträchtigkeit, den Menschenhandel zu billigen, nicht fähig. Warum nennt ihr mich also einen frechen Scribler, weil ich ihn gleich abscheulich finde, mag er mit schwarzen Sklaven oder mit freien Weißen getrieben werden? Politische Knechtschaft ist ja noch gehässiger als häusliche Sklaverei: Hochverrath an der Nation ist ja das schwerste aller Verbrechen, und ein Volk steht ebenso hoch über seinem Souverain, wie dieser über dem Einzelnen."

Für die Schmähungen, womit feile Helfershelfer deutscher Duodeztyrannen den kühnen Vertheidiger der Menschenrechte überschütteten, gewährten ihm die Achtungsbeweise reichliche Entschädigung, die er von angesehenen Gelehrten und Staatsmännern der Republik empfing. Als verlassener Flüchtling war Mirabeau nach Holland gekommen, und schon nach einigen Monaten stand er in lebhaftem Verkehr mit Männern der Wissenschaft und des praktischen Lebens. Mancherlei Anknüpfungspunkte gewährte ihm auch die Verbindung, in die er bereits in

Frankreich mit dem Freimaurerorden getreten war. In einer Zeit, wo man noch die Wirkungen vor Augen hatte, die von einer andern geheimen Gesellschaft, dem Jesuitenorden, ausgegangen waren, wo die veralteten Formen, in denen sich, England vielleicht ausgenommen, der Staat überall bewegte, geistreichen Männern den Spielraum verengten, wo der Drang schöpferischer Kräfte mit dem Herkommen in steten Widerspruch gerieth, in einer solchen Zeit, wo die Adern des öffentlichen Lebens überall unterbunden waren, lag der Gedanke sehr nahe, einen allmälig zu bloßem Spielwerk herabgesunkenen geheimen Verein, dessen Organisation aber den Vortheil fester Gliederung darbot, zu umfassendern Zwecken zu benutzen. Auch Mirabeau suchte seinem durch den Druck des „Bestehenden" gehemmten Gestaltungstriebe auf diesem Gebiete Bahn zu brechen und entwarf mit jener rastlosen Thätigkeit, die ihm Bedürfniß war — seit zehn Jahren arbeitete er täglich acht, in Holland 12 bis 15 Stunden — einen Plan zur Reform des Freimaurerordens. Er legte dabei Ansichten zum Grunde, welche mit jenen, die Weishaupt bei der gleichzeitigen Stiftung des Illuminatenordens leiteten, überraschende Aehnlichkeit haben, ungeachtet zwischen beiden Männern kein äußerer Zusammenhang obwaltete. Es sollte ein engerer Bund, gleichsam ein Ausschuß der „tugendhaftesten, menschlichsten und aufgeklärtesten" Freimaurer gebildet werden, der zwar die Hauptaufgabe, Förderung des Wohles der Menschheit, mit dem ganzen Orden gemein hätte, seine Bestrebungen jedoch vorzugsweise auf zwei Ziele richten müßte: Ausdehnung und Vervollkommnung der Erziehung, und Verbesserung der Regierung und Gesetzgebung. Bei jenem Geschäfte, das den Brüdern des untern Grades oblag, sollte das Augenmerk hauptsächlich auf das Volksschulwesen gerichtet werden; den Brüdern des höhern Grades aber ward zur Pflicht gemacht, Alles zu fördern, was dem Despotismus Grenzen setzen konnte. Als Misbräuche, auf deren Abstellung sie hinwirken sollten, wurden namentlich bezeichnet: Leibeigenschaft, Lehensrechte, Frohnen, Zunftzwang, Handelsbeschränkungen, übermäßige Zölle und Steuern, und den Brüdern

in Deutschland ward eingeschärft, sich besonders die Aufrechthaltung der ständischen Rechte angelegen sein zu lassen. Da die Religion eine Sache sei, die jeder Einzelne mit Gott und seinem Gewissen abzumachen und in die sich gegen den Willen der Betheiligten Niemand einzumischen habe, so müsse Duldung errungen werden für alle Bekenntnisse, wenn sie nicht Handlungen vorschreiben, die mit der gesunden Sittenlehre in offenbarem Widerspruche stehen und das Glück der Menschen augenscheinlich beeinträchtigen. Die Brüder des höhern Grades werden ferner gemahnt, ungerechten Uebergriffen der Gewalthaber Widerstand zu leisten, und wenn sie dieselben nicht verhindern können, sie zu allgemeiner Kunde zu bringen und die Schuldigen dem Gerichte der öffentlichen Meinung zu überliefern. Zu diesem Zwecke müssen sie, heißt es weiter, aus allen Kräften die Preßfreiheit begünstigen, die stärkste Schranke gegen Tyrannei und Unterdrückung; sie müssen Schriften verbreiten, welche den Zwingherren misfallen, und deren Verfasser unterstützen; sie müssen sich endlich derjenigen Mitbrüder, die sich durch Uebermaß von Eifer in Erfüllung ihrer Verpflichtungen in Unglück verwickelt haben, auf das thätigste annehmen: die Namen solcher Märtyrer für die Sache der Menschheit sollen allen Brüdern mitgetheilt und ihre Thaten der Welt verkündet werden. Dies waren die Umrisse eines Planes, der auf friedlichem Wege „die ursprünglichen, auf Gleichheit und Brüderschaft gegründeten Beziehungen zwischen den Menschen" herstellen wollte.

Bei dem angestrengten Leben, das Mirabeau in Amsterdam führte, hatte er an Sophien eine treue Gefährtin. Sie verfertigte Auszüge, durchsah Probebogen, besorgte die Ausgabe einer „Geschichte der Reisen", und beschäftigte sich in den Nebenstunden mit Malerei und weiblichen Arbeiten. Sie war es auch allein, die dieses Leben verschönerte. Im Ueberfluß erzogen und aufgewachsen, war sie nie so heiter, so beherzt, so aufmerksam, gleichmüthig und zärtlich wie in der Armuth, und mit Entzücken sah Gabriel den ganzen Reichthum dieses der hingebendsten Liebe fähigen Frauengemüthes vor seinen Blicken sich entfalten. Ihre

Sanftmuth zügelte seinen Ungestüm; in ihrem für die feinsten Abstufungen der Gefühle empfänglichen Herzen, in ihrer gelehrigen Zärtlichkeit fand er unerschöpfliche Nahrung für die Glut seiner Empfindungen, für das Feuer seiner Sinne, und wenn unfreiwillige Wallungen das innige Einverständniß vorübergehend trübten, so führte ein Blick, ein Kuß von ihr die Heiterkeit auf seine Stirne, den Frieden in seine Seele zurück. Freilich war nicht Alles Sonnenschein und Glück auf diesem Liebeseiland — Sophien war es peinlich, den Mann, der ihr die Welt ersetzte, im Solde eines Buchhändlers stehen zu sehen, und Mirabeau ertrug mit Ungeduld eine Abhängigkeit, die seinen strebenden Geist in die Fesseln des täglichen Bedürfnisses schlug. Die Zurückgezogenheit, auf welche die Umstände sie beschränkten, die Entbehrungen, zu denen ihre beengte Lage sie verurtheilte, die Verlegenheiten endlich, die Mirabeau, der nie zählen gelernt hatte, trotz seines Fleißes bestürmten, und hundert andere Klippen, an denen schon tausend für die Ewigkeit geschlossene Bündnisse nach kurzer Dauer zerschellt sind, hätten im gewöhnlichen Laufe der Dinge der beleidigten Moral wol Genugthuung verschafft, konnten aber einer Leidenschaft nichts anhaben, die zwei Wesen, deren innere Sittlichkeit hoch über hergebrachter Sitte stand, zwingend aneinander kettete. Einer solchen Leidenschaft mußten härtere Prüfungen auferlegt werden, und die Rächer des Gesetzes zögerten damit nicht lange.

Mirabeau's Zufluchtstätte wurde bald entdeckt. Er selbst ließ es an der nöthigen Vorsicht fehlen und glaubte, auf ein erkauftes Ansässigkeitsrecht gestützt, den Verfolgungen Trotz bieten zu können. Diese gingen zunächst nur von Sophiens Verwandten aus: der Marquis wollte anfangs nichts damit zu schaffen haben, und als ihm einer jener Spürhunde, die dem Flüchtling so lange auf der Fährte gewesen waren, seine Dienste von Neuem anbot, wies er ihn mit kurzen Worten ab und schrieb dem Bailli, er habe an der Vergangenheit genug und wolle diese Leute, die ihn an den Haaren und Gedärmen ins Hospital schleppten, ihrem Schicksale überlassen. Ein Entschluß, den er bald änderte,

wenn er ihn je im Ernste hegte: die Gelegenheit war zu lockend. De Brugnières — so hieß der Spürhund — hatte nämlich mit der Präsidentin von Ruffey einen Handel abgeschlossen, wodurch er sich gegen eine Entschädigung von 100 Louisd'or, die ihm nur im Falle des Gelingens gebührte, anheischig machte, die entlaufene Tochter einzufangen und an einem bestimmten Orte abzuliefern. Der Marquis ging nun mit ihm einen ähnlichen Vertrag ein — weniger um den entlaufenen Sohn wieder in seine Gewalt zu bekommen, als um dessen „saubere Feder" zum Schweigen zu bringen, die sich bereits gegen den „Menschenfreund" selber zu wenden anfing. Im „Versuche über den Despotismus" hatte Mirabeau nicht nur Quesnay und die Oekonomisten günstig erwähnt, sondern auch eine Stelle aus einer Schrift seines Vaters rühmend hervorgehoben — jetzt gab ihm aber eine Beurtheilung jenes Versuches in der Gazette littéraire Anlaß, an die Herausgeber dieser Zeitschrift einen Brief zu richten, worin er unter dem Titel „Ein Beitrag zu der zahlreichen Sammlung philosophischer Heucheleien" seine Jugend und die von dem Vater erlittenen Verfolgungen schilderte. Freilich gebrauchte er den Kunstgriff, daß er von sich in der dritten Person sprach und den Namen Saint-Mathieu beibehielt; allein der Schleier war durchsichtig, und an der Thatsache, daß er gegen die väterliche Willkür den Schutz der Oeffentlichkeit anrief, wurde dadurch nichts geändert. Auch der Mutter kam er mit seiner Feder zu Hülfe, und verfaßte für sie einen Theil jener halb für die Gerichte, halb für das Publicum bestimmten Denkschriften, welche der Welt die häuslichen Geheimnisse des „Menschenfreundes" enthüllten. Nur mit Widerstreben entschloß sich Mirabeau zu diesen Versuchen, dem im Dunkeln wirkenden Einflusse seines Vaters die Macht der öffentlichen Meinung entgegenzustellen. Er fühlte wohl, daß ein solches Auftreten nicht ganz zu rechtfertigen war; doch schien es ihm auch, der Vater habe ihn dadurch, daß er seine Rechte überschritten, seiner Pflichten gleichsam entbunden und ihm, dem Unterdrückten, liege es ob, die Grundsätze der Ordnung und Gerechtigkeit, auf denen alle Gesetze beruhen, gegen den Unterdrücker geltend zu machen.

Was aber auch den beiden Liebenden bevorstand, es fehlte nicht an Warnungen. Die Marquise von Mirabeau, welche übrigens, wahrscheinlich um ihren Widerspruch gegen die ohne ihre Mitwirkung zu Stande gekommenen Ehen zu bethätigen, Sophien als Tochter und den Liebhaber der Frau von Cabris als Schwiegersohn behandelte, suchte ihren Sohn wiederholt zu bewegen, sich von Frau von Monnier zu trennen. Sophie selbst war, wenn es Gabriel's Glück galt, zu jedem Opfer bereit; Mirabeau hingegen wies mit Entrüstung alle Vorschläge ab, die ihm zumutheten, ein Weib zu verlassen, an das er sich durch die heiligsten Bande geknüpft glaubte. Von Pontarlier her, wo auf die Klage des Präsidenten gegen Mirabeau der Proceß eingeleitet war, erhielt dieser den Rath, der schlimmen Wendung, welche die Parteilichkeit der Richter der Angelegenheit zu geben drohte, durch irgend ein Zugeständniß zuvorzukommen. In Amsterdam ließen sich von Zeit zu Zeit Späher sehen — endlich kam Brugnières selbst, und Mirabeau ging im Gefühle seiner Sicherheit so weit, daß er den Policeimann in dessen eigenem Gasthofe zur Zielscheibe des Gelächters machte. Dieser war seiner Sache zu gewiß, um solche Neckereien übel zu nehmen: die Minister, deren guten Willen kein „kürbisköpfiger" Malesherbes mehr hemmte, hatten seine Sendung auf alle Weise erleichtert, und das Wild war von Schlingen umstellt, ehe es sich dessen versah. Zu spät erhielt Mirabeau Nachricht, daß seine und Sophiens Auslieferung begehrt sei; zu spät kam die Bürgschaft seiner Freunde; zu spät traf er Maßregeln zur Flucht — sein Zaudern, ein Misverständniß oder Verrath und sein Ehrgefühl, das ihm verbot, sich allein zu retten, überlieferten ihn den Verfolgern. An demselben Tage, wo er ihnen in die Hände fiel, ward er wiederholt gewarnt, „man werde ihn morgen verhaften" — der französische Consul bot ihm Paß und Reisegeld an, wenn er Frau von Monnier ihrem Schicksal überlassen wolle; er verschmähte es. Die Gefahr rückte immer näher: Sophie wollte das Haus nicht vor dem Geliebten verlassen, und zusammen durften sie sich nicht zeigen. Also entfloh er zuerst; ein Freund sollte Sophien eine andere

Straße führen — da ward sie ergriffen. Sobald Mirabeau davon hörte, kehrte er zurück und gab sich gefangen. Es war der 14. Mai 1777. Vier Tage vorher hatte das Amtsgericht von Pontarlier ihn „wegen Verführung und Entführung“ zum Tode durch das Schwert, und Sophien zu lebenslänglicher Einsperrung in ein Besserungshaus verurtheilt.

XI.

„Endlich ist der Bösewicht in Ketten“, mit diesen Worten leitete der Marquis in einem Briefe an seinen Bruder die gute Nachricht ein — „es wäre mir lieb gewesen, wenn man den Elenden hätte an die Holländer ausliefern können, damit er in den Colonien zu Grunde gegangen wäre. Hätte man ihn gehängt, so wär's incognito geschehen; denn wir sind am Ende Alle sterblich, und wenn er uns überlebt, so behält er Verstand genug, um dem Narrenhause zu entgehen, und Tollheit und Verruchtheit genug, um den Namen zu schänden, den er trägt. Man hat mir aber erwidert, das gehe nur bei jungen, unverheiratheten, gleichsam heimatlosen Leuten. Ich habe ihn also hinter Schloß und Riegel versorgt, obschon mir Alles mit dem ewigen Geleier in den Ohren lag, ich solle ihn seinem Schicksale überlassen — dieses Schicksal wäre das Rad, und davor müssen wir den Namen unserer Väter bewahren. Und wie bald würde er mir und den Meinigen wieder zur Last fallen, mit dem ganzen Gewichte seiner Ränke, seines unseligen Talentes, seines Alters, seiner Sitten, seiner Ruchlosigkeit, des Ertrages seiner Prellerien, des Beistandes seiner würdigen Kameraden, in einer Stadt, wo allen Thorheiten, allen mörderischen Anschlägen auf Leib und Seele Thür und Thor geöffnet ist! Nein — mein Entschluß steht fest: nur die Obrigkeit und ich sollen wissen, wo er ist, und nach meinem Tode wird ein versiegelter Zettel es meinem Stellvertreter sagen.“

Ewiges Gefängniß, dies war also das Loos, welches der „Menschenfreund" dem Sohne zudachte. Der Policeimann war barmherziger: er gestattete den Liebenden einander zu sehen, zu sprechen, auf der Reise beisammen zu bleiben — ein Trost, für den Sophie das Opium hingab, womit sie sich vor den Qualen ewiger Trennung zu schützen im Begriffe stand — und erwirkte, daß Frau von Monnier nicht, wie ihre tugendhafte Mutter wollte, nach Sainte-Pelagie, einem Zuchthause für verworfene Dirnen, sondern nach einer weniger verrufenen Besserungsanstalt gebracht wurde. „Dieser Herr von Monnier", schrieb er dem Policeilieutenant, „ist alt, beinahe blödsinnig und in seine Frau verliebt. Wer weiß, ob sie nicht wieder zu ihm zurückkehrt? Das Kind, mit dem sie im dritten Monate schwanger geht, spielt vielleicht einmal eine bedeutende Rolle." Mirabeau kam in den Schloßthurm von Vincennes.

Der Thurm von Vincennes wurde von Philipp von Valois begonnen und von Karl V. vollendet. Den Wall umgaben 40 Fuß tiefe, 20 Fuß breite und mit Quadersteinen bekleidete Gräben. Nicht weniger als zehn Thore versperrten den Eingang zu den Kerkern, deren Mauern 16 Fuß dick, deren Gewölbe mehr als 30 Fuß hoch waren. Durch die engen, mit zwei- und dreifachen Gittern und halb erblindeten Scheiben verwahrten Luken fand nur spärliches Licht den Weg, und die schauerliche Abgeschiedenheit des Unglücklichen, der in diesem Grabe zum Leben verurtheilt war, unterbrach nichts als der Besuch des Gefangenwärters, der auf alle Fragen nur die Antwort hatte: Ich weiß nicht. Doch auch den Befehlshaber des Thurmes bekamen die Gefangenen bisweilen zu sehen, und selbst der Policeipräfekt ließ sich etwa einmal im Jahre herab, sich persönlich nach ihrem Zustande zu erkundigen. Erstere Stelle bekleidete, als Mirabeau in den Thurm kam, Herr von Rougemont, letztere Lenoir.

Wie mochte Mirabeau in jener Nacht zu Muthe sein, wo er, von zwei Wächtern geführt, die enge, steile Wendeltreppe empor, die weiten Säle entlang, deren Eisenthüren sich knarrend in ungeheuern Angeln bewegten, vom Befehlshaber mit den

Worten bewillkommt, „hier sei das Haus des Schweigens", zum ersten Male seinen Kerker betrat? Wie mochte ihm zu Muthe sein, als er sich in diesem Raume allein sah, allein mit dem Gedanken an das verlorene Glück, eine Beute jenes Schmerzes, den Dante den größten nennt?

Herr von Rougemont, vom „Menschenfreunde" ohne Zweifel vorbereitet, verschonte den Ankömmling nicht nur mit keiner jener peinlichen Förmlichkeiten, die den Eintritt in Kerker zu begleiten pflegen, sondern erschwerte den Beginn seiner Gefangenschaft auch durch Entbehrungen, von denen Mirabeau keine lästiger fiel, als der Mangel an Büchern und Schreibgelegenheit. Ein Blatt Papier war ja der ganze Raum, auf den er sich mit seiner Thatkraft jetzt beschränkt sah, und es blieb ihm, so vielen Bedrängnissen gegenüber, keine andere Waffe als die Feder; sie war das einzige Werkzeug, womit er sich durch die Kerkermauern zu Sophien Bahn brechen konnte, sie war aber auch der Hebel, womit sich eine Welt aus den Angeln heben ließ.

Endlich, nach 14 langen Tagen, durfte der Gefangene schreiben — freilich zählte Herr von Rougemont die Bogen und behielt sich die Durchsicht des Geschriebenen vor. Auch Bücher bekam er — freilich blos erlaubte, die aber, wenn sie auch sonst nichts taugten, zuweilen doch weiße Blätter enthielten, mit denen sich der Papiervorrath vermehren ließ. Jetzt fehlten, um Mirabeau's Lage erträglich zu machen, nur noch Nachrichten von Sophien — und neben einem menschenfreundlichen Arzte übernahm es Brugnières selber, der aus einem Verfolger der beiden Liebenden ihr Agent geworden war und sie manchmal besuchen durfte, einen Verkehr zwischen ihnen zu besorgen, in dem sie, so gehemmt er war, reichen Trost und Ersatz fanden. Alles, was Mirabeau bewegte, sein ganzes Denken und Empfinden, gewann in den Briefen Leben und Ausdruck, die er an Sophien richtete; ihnen vertraute er seine geheimsten Regungen wie seine ungestümsten Wünsche an; bald waren sie die Boten seiner Zärtlichkeit, bald die Herolde seines Zornes, und mochte er verzweifelnd an den Eisenstäben seines Kerkers rütteln, oder, vom heißen Drang

der Sinne überwältigt, in der Erinnerung an vergangene Freuden schwelgen, so war es Sophie, in deren Schoos er seine Klagen ausschüttete, vor deren Blicken er die üppigen Bilder heraufbeschwor.

Aber erleichterte auch der Verkehr mit Sophien Mirabeau den Druck seiner Fesseln, so ließ er doch nichts unversucht, was sie brechen konnte. Vom ersten Tage seiner Gefangenschaft an faßte er dieses Ziel ins Auge und verfolgte es unablässig. Zuvörderst hing sein Schicksal von Rougemont und Lenoir ab — ihre Gunst mußte gewonnen werden, und er gewann sie. An jenem hatte er freilich, die Nebenbuhlerschaft abgerechnet, einen zweiten Saint-Mauris: er nennt denselben in einem Briefe an Sophien einen teuflisch harten, mistrauischen, doppelzüngigen und lügnerischen Menschen, und dieses Urtheil war gewiß nicht ganz übertrieben, denn auch Frau Roland, die damals häufig nach dem Schlosse Vincennes kam, sagt von Rougemont, sein finniges Gesicht habe im Verein mit seiner anmaßenden Dummheit ein höchst abstoßendes Ganzes ausgemacht. Allein Mirabeau, der sich auf Menschen verstand, benahm sich während der ersten sechs Monate so vorsichtig, ließ sich alle Verkürzungen mit solcher Geduld gefallen und zeigte sich für jede Erleichterung so dankbar, daß Herr von Rougemont, sowol vor seinen Vorgesetzten als vor dem Marquis, seinem Gefangenen das beste Zeugniß gab. Sobald sich Mirabeau auf diese Weise vor den nachtheiligen Folgen eines verleumderischen Erstlingsberichtes sicher gestellt hatte, begann er allmälig entschiedener aufzutreten, bis er endlich, auf den inzwischen erworbenen Schutz Lenoir's gestützt, den Bedrückungen seines Kerkermeisters den nachdrücklichsten Widerstand entgegenzusetzen wagen durfte. Lenoir war es auch, den er zwischen sich und seinem Vater zum Richter anrief, und seine beredten Briefe bewirkten wenigstens, daß der Policeilieutenant sich Mühe gab, das grelle Misverhältniß, welches hier zwischen Vergehen und Strafe bestand, einigermaßen auszugleichen. Weiter reichte seine Gewalt nicht; und Mirabeau, der nichts wollte als Gerechtigkeit, nichts als freien Raum zur Vertheidigung, bewarb

sich um beides vergebens: eine lettre de cachet war mächtiger als alle Gesetze.

Während Mirabeau in solchen Kämpfen sich abmühte, spielte sein Vater die Rolle des „Menschenfreundes" weiter, und suchte, während der Sohn im Kerker seine Jugend vertrauerte, in den Bädern von Mont d'Or Stärkung und Erholung. Daß diesen Sohn außer dem Verluste der Freiheit noch tausend Widerwärtigkeiten, daß ihn Krankheit und Mangel am Nothwendigsten bedrängten, kümmerte den „Menschenfreund" nicht; dagegen empfand er für die verwahrlosten „Wilden" der Umgegend, die ein Kirchenfest in den Badeort lockte, das innigste Mitleiden. „Diese Leute bezahlen die Kopfsteuer!" schrieb er einer Freundin, „und man will ihnen noch das Salz nehmen! und man weiß nicht, wen man ausbeutet, wen man zu regieren, wen man mit bequemen und schleppenden Federstrichen stets ungestraft aushungern zu können glaubt, bis zur Katastrophe! Solche Blicke erwecken große Gedanken! Armer Jean Jaques, sagte ich bei mir selbst, wer dich mit deinem Systeme zu diesen Leuten da Noten abschreiben schickte, hätte deine Abhandlung unbarmherzig widerlegt! Diese Gedanken waren jedoch wieder tröstlich für einen Mann, der es sich zur Lebensaufgabe gemacht hat, zu predigen, daß man die Bürde des Armen erleichtern und den Unterricht allgemein machen müsse, und zugleich zu zeigen, wie dieser Unterricht beschaffen sein muß, um die einzig mögliche Schranke zwischen Unterdrückung und Empörung, den einzigen aber unfehlbaren Friedensvertrag zwischen den Starken und den Schwachen, zu bilden. Ach, das Blindekuhspiel wird, wenn man es zu weit treibt, mit dem allgemeinen Umsturze endigen!"

Dem Marquis fiel es nicht ein, wie sehr er selber diesen Umsturz förderte, indem er die nämliche Willkür, womit man den aus den Fugen weichenden Staat zusammenhalten wollte, als Werkzeug brauchte, um den morschen Bau seiner häuslichen Gewalt zu stützen! Er dachte nicht daran, daß der nämliche Druck, unter dem das Volk seufzte, auch auf seinem Sohne lastete, und daß er die Schranke, welche er zwischen Unter-

drückung und Empörung aufrichten wollte, selber niederreißen half! Er hatte sich's zur Lebensaufgabe gemacht, zu predigen, daß man die Bürde des Armen erleichtern müsse — unter welcher Bürde aber ließ er seinen Sohn seufzen! „Ich zähle die Tage", schrieb dieser an Sophien, „wo meine Gesundheit nicht leidet, diejenigen hingegen, wo ich ruhig bin, zähle ich nicht, weil keiner verstreicht, wo mich nicht Hoffnung und Angst, Schmerz und Verlangen bestürmen. Meine Seele wird zwar fortwährend vom nämlichen Gefühle beherrscht, ist jedoch dabei der Spielball tausend entgegengesetzter Empfindungen, die einander bekämpfen und mir keinen Augenblick Ruhe lassen. Manchmal weide ich mich an Träumereien aller Art: ich erfinde, muthmaße, berechne und überrede mich, es stünden mir Hülfsmittel zu Gebote, die vielleicht nur in meiner Einbildung vorhanden sind. Kaum ist aber der Bau meines Glückes aufgerichtet, so zerstört ihn wieder ein einziger Gedanke, und ich finde noch mehr Gründe zur Verzweiflung, als ich mir früher vorgegaukelt, um meine Hoffnungen zu stützen: so verfließen mir die Tage. Was ich auch thun, was ich auch lesen mag, um mich zu zerstreuen nichts ist im Stande, meine Aufmerksamkeit zu fesseln. Ganz in meine Liebe versunken, nehme ich an nichts Anderem Theil; die Literatur, welche so viel Reize für mich hatte, langweilt und ermüdet mich; die Politik, mit der ich mich so eifrig befaßte, ekelt mich an: es empört mich, daß Interessen, die mir so kleinlich erscheinen, die Menschen zu so vielen Verbrechen verleiten. Die Geschichte versetzt mich in Zorn, indem sie mir unaufhörlich die Treulosigkeit der Menschen, die Tyrannei der Großen, den Sklavensinn der Untergebenen und besonders die Niederträchtigkeit der Geschichtschreiber vor Augen stellt, die den ehrenwerthesten, nützlichsten und edelsten Beruf zu einem schändlichen Lügen- und Schmeichlergewerbe herabwürdigen." Und an Lenoir schreibt er: „Die Hausordnung ist so außerordentlich, ich hätte bald gesagt, so abscheulich strenge, daß ich erliegen muß, wenn ich lange hier bleibe. Völlige Einsamkeit; Verbot an den Gefangenwärter, sich länger in unsern Kerkern aufzuhalten, als der Dienst erfodert, und von etwas

Anderem mit uns zu sprechen; eine Stunde Spaziergang auf vierundzwanzig; keine literarischen Hülfsmittel; wenig und schlechte Bücher; endlose Förmlichkeiten und Verzögerungen, wenn es sich um die Erfüllung unserer harmlosesten Wünsche handelt; keine Werkzeuge von irgend einer Art; kurz, jede Zerstreuung, jeder Trost mit der sinnreichsten Grausamkeit entrissen." Alle diese Drangsale vermochten jedoch nicht, Mirabeau's Muth zu brechen. „Du kannst darauf zählen", versicherte er Sophien, „daß ich meinem Vater nicht das Vergnügen machen werde, mich in Wahnsinn fallen zu sehen, damit er mich unter diesem Vorwande für meine übrige Lebenszeit in ein Zuchthaus sperren kann. Ich werde dem Unglück nicht Zeit lassen, mich in einen solchen Zustand zu versetzen." Mehr als seine eigenen Beschwerden kümmerte ihn Sophiens Lage; nichts was sich darauf bezog, entging seiner zärtlichen Sorgfalt, und nichts erschien ihm unbedeutend, wenn es durch die Liebe Bedeutung erhielt. Sophie-Gabriel — so nannte er die Geliebte, um die Innigkeit des Bündnisses zu bezeichnen — war der Mittelpunkt des Kreises, in dem sich seine Gedanken bewegten, der Mittelpunkt, zu dem sie immer wieder zurückkehrten. Was er auch verloren, nichts schien ihm unersetzlich, so lange ihm Sophie blieb, und je feindseliger ihm die Welt entgegentrat, desto eifersüchtiger bewachte er ein Kleinod, dessen Werth niemand besser zu würdigen verstand als er. Nicht sinnliches Bedürfniß hielt ihn an Sophien gefesselt: er hatte, ein zweiter Prometheus, in ihr das schlummernde Leben geweckt und liebte sie als die Ergänzung seines eigenen Wesens. „Ich habe", schrieb er ihr, „so wenig gewöhnliche Vorurtheile und denke so wenig wie andere Leute, daß ein von kleinlichen Rücksichten beherrschtes Weib nie für mich gepaßt hätte. Dich fand ich stark, energisch, entschlossen, fest. Noch mehr: meine Laune ist ungleich, meine Reizbarkeit außerordentlich, meine Lebhaftigkeit übermäßig. Ich bedurfte also einer sanften und nachsichtigen Frau, um selig zu sein, und konnte nicht hoffen, daß diese herrlichen Eigenschaften sich zu noch selteneren Tugenden gesellen würden, die man gewöhnlich für unvereinbar mit ihnen hält.

Dennoch, meine Gattin, fand ich dies Alles in Dir." In Mirabeau veredelte sich die Wollust zur schönen Kunst; er blieb keusch in seinem brennendsten Taumel, und wenige Menschen haben von der zarten Verknüpfung sinnlicher und geistiger Liebe so viel gewußt wie er. Ein Wort, das ihm Sophiens Seele malte, war ihm kostbarer als die berauschendsten Genüsse; und Frau von Ruffey's Vorwurf, er habe ihrer Tochter „Lehren der Schamlosigkeit" gegeben, erwiderte er mit den Worten: „Was Deine Mutter „Lehren der Schamlosigkeit" nennt, waren, ich wage es zu behaupten, Lehren der Ehre und Tugend, deren Du ohne Zweifel nicht benöthigtest, die aber die einzigen sind, welche ich zu geben weiß, wenn Du jene der Liebe ausnimmst. Ich genieße meine Geliebte mit Entzücken; ich bin der wollüstigste und glühendste Mensch, aber ich verführe nicht. Man kann genießen, ohne zu verderben; allein die Frömmlerinnen, die erst fromm wurden, nachdem sie Metzen waren, wissen das nicht. Der leere Schein, den sie Frömmigkeit nennen, ist eine Huldigung, welche sie der Tugend darbringen. So lange sie jung waren, setzten sie diese ins Geheimhalten ihrer Ausschweifungen; später glauben sie Alles durch Mummereien und besonders durch herbe Strenge gut zu machen. Was Sophie und Gabriel betrifft, so denken sie, daß Tugend und Gefühl unzertrennlich sind; daß man Dem Alles schuldet, der Alles für uns gethan hat; daß die Ehre einer Frau nicht darin besteht, keinen Geliebten zu haben, wie die Mäßigkeit nicht darin, Hungers zu sterben, sondern daß sie befiehlt, nur einen Geliebten zu haben und ihn zu vergöttern; daß sie endlich von beiden Geschlechtern fodert, das Versprochene zu halten, dankbar und fest zu sein, dem Unglück und der Verfolgung nicht nachzugeben... Das ist unsere Ehre, unsere Religion, das sind unsere Grundsätze: wehe dem, der sie für schamlos hält! seine dürre Seele ist nicht im Stande, die unsere zu beurtheilen." „Die Liebe", sagte er ein anderes Mal, „ist eine so zarte Blüte, daß der leiseste fremdartige Hauch sie zerstört" — neben ihr schien ihm selbst die Freundschaft eine Art Untreue: „denn ist das Herz einmal glühend, so fühlt es das

Laue nicht mehr, oder wird davon peinlich berührt." „Ich muß so denken", fügte er bei, „zu meiner Rechtfertigung; denn seit ich Dich anbete, liebe ich nichts mehr: ich bin der Rührung, des Mitleidens, des Diensteifers fähig, aber keiner andern Neigung." Mirabeau's gesunde Natur stieß alles Falsche, Halbe und Einseitige von sich; was ihn ergriff, ergriff ihn ganz, und jeder Funke loderte in ihm zur Flamme empor. So wurde seine Liebe durch die Vaterschaft auf den höchsten Grad gesteigert: er betrachtete Sophien nicht mehr als ein abgesondertes Wesen, sondern fühlte sich mit ihr eins und empfand nichts schmerzlicher, als wenn sie von diesem Bewußtsein weniger durchdrungen schien. „Der Einklang der Seelen ist es", rief er aus, „was unserer Zärtlichkeit die Krone aufsetzt. Jene unbegrenzte, beispiellose Hingebung ist es, was bewirkt, daß die ganze Welt in unsern Augen nur ein Atom ist; daß jedes Anliegen vor dem geliebten Gegenstande zurücktritt, oder sich vielmehr mit ihm verschmilzt; daß jedes Opfer zum Genusse, jedes Gefühl zur Pflicht wird; daß Verbrechen und Tugend, Ehre und Schande, Glück und Unglück für uns nur in Dem bestehen und stets bestehen werden, was unsere Liebe fördern oder sie benachtheiligen, was Sophie-Gabriel freuen oder kränken kann..."

XII.

In die Briefe also, welche diesen innigen Zusammenhang zweier so reich begabter Naturen vermittelten, strömte, von der Liebe befruchtet, die ganze Lebensfülle über, welche in Mirabeau nach Gestaltung rang. Wie Bausteine zu einem Tempel, den die Ungunst der Zeit vor der Vollendung in Trümmer fallen ließ, liegen darin Ideen zerstreut, bald formlos hingeworfen, bald in klassischer Schönheit ausgemeißelt, denen an einer anderen Stätte die mächtigste Wirkung nicht gefehlt haben würde. Wären sie, wie gleichzeitig Fox'ens oder Burke's Ergüsse, in einem Senate von Munde zu Munde gegangen, hätte die Presse

sie beflügelt wie Rousseau's umwälzende Gedanken — Niemand würde Mirabeau die Ebenbürtigkeit mit den ersten Geistern seines Jahrhunderts bestritten haben. Wie sehr z. B. erinnert an den Dichter der neuen Heloise, was Mirabeau Sophien über Ursprung und Verlauf seiner Liebe gesteht. „Ich zweifle", schrieb er ihr, „ob mich, als ich Dich einmal kannte, selbst Dein bitterster Haß von meiner Liebe hätte heilen können, so schnell wurde sie über mich Herr und Meister. Während Deine Anmuth, Deine Frische, der zarte, sanfte und wollüstige Ausdruck Deines Antlitzes meine Blicke fesselten, drang jedes Deiner Worte mir zu Herzen. Gern hätte ich alle Rechte eines Geliebten geübt, und mich mit der Stelle Deines Freundes begnügt, denn ich fürchtete die Liebe gewaltig; aber Du locktest mich wider meinen Willen über die Freundschaft hinaus, und ich meinte es ganz aufrichtig, als ich Dir erklärte, ich könnte nicht Dein Freund sein. Zu jung, zu reizend, um meinen Sinnen nicht zu gefallen, warst Du zu verführerisch, um meine Seele gleichgültig zu lassen. Täglich entdeckte ich neue Schönheiten an Dir, und täglich ward ich enger verstrickt. Lebendig und voll Gefühl, obschon Du es nach Kräften verbargst, überraschtest und rührtest Du mich. Jene so glücklichen und so natürlichen Einfälle, die Dir blitzähnlich entsprühen und desto treffender sind, je unerwarteter sie kommen, bezauberten mich; und dachte ich nach, so gerieth ich in Verwirrung. Diese Verwirrung war es, was mich beunruhigte. Doch faßte ich wieder Muth. Du hast, sprach ich bei mir selber, so viele Frauen gesehen und genossen; sie ist so unerfahren! wie sollte sie dich bezwingen? Sie ist ein Kind — aber dieses Kind war so liebenswürdig, die Begierde, womit es mich anhörte, der Eindruck, den meine Reden zu machen schienen, der Scharfsinn, womit es die Bedeutung der geringfügigsten Worte herausfühlte, schmeichelten so sehr meiner Eigenliebe, daß mir der Umgang mit ihm entzückend vorkam und zum dringenden Bedürfniß wurde. Nichts, was ich sagte, ging bei Dir verloren, und ebenso wenig unbeachtet ließest Du tausend flüchtige Kleinigkeiten. Wir liebten einander schon, ohne daß wir es uns selber gestehen wollten.

So einfach, so naiv und eben deshalb so beredt, schien mir meine Sophie ein Muster von Aufrichtigkeit und Empfindsamkeit. Es fehlte ihr blos an Glut — ein Mangel, den die Liebe zu ergänzen versprach. Sie war sie; sie ließ sich mit nichts vergleichen und hatte sogar Eigenheiten: doch stand ihr Alles so gut an, daß ich sie gern gezähmt hätte, selbst wenn sie scheu gewesen wäre, und eine Ahnung sagte mir, daß es mir gelingen würde." Und spricht Mirabeau nicht ganz im Geiste des genfer Philosophen, wenn er ausruft: „Die Offenherzigkeit, diese edle Eigenschaft, die man nicht mehr findet, nicht einmal in unsern Romanen, und die unsern Sitten ebenso fremd geworden ist, wie die Wülste unsern Moden, ist jetzt nur noch das Steckenpferd einer kleinen Anzahl Menschen, die man Narren oder Thoren nennt. Und doch ist sie fast immer das Zeichen ächten Hochsinnes und meistens mit unerschütterlichem Muthe gepaart; aber Alles trägt dazu bei sie auszurotten. Diese aus der Mode gekommene Tugend ist jetzt sogar gefährlich. Im täglichen Verkehr aufrichtig sein, heißt mit ungleichen Waffen kämpfen und die bloße Brust dem Dolche eines Bepanzerten preisgeben. Die leeren Complimente, die trügerischen Betheuerungen, womit unsere Reden überladen sind, gewöhnen uns, Alles zu verfälschen und zu übertreiben, und man kann nicht ohne Unwillen daran denken, wie niedrig man den innern Werth der nachdrücklichsten Versicherungen von Freundschaft, Wohlwollen, Ergebenheit anschlagen muß. Man nennt sich den Diener aller Welt, weil man Niemandes Freund ist; man bietet Alles an, weil man nichts geben will. Doch glaube man ja nicht, daß diese herkömmlichen Lügen auf Denk- und Handlungsweise keinen Einfluß üben. Wer seine Lippen schändet, kann kein reines Herz haben. Besäße er ein zartes Gewissen, so würde er auch seinen Mund hüten. Gewohnheit und Beispiel verführen, weil die meisten Menschen keinen Charakter haben; und so werden Grundsätze und Zartgefühl bald durch eine Reihe Formeln verdrängt, hinter denen sich beinahe immer Treulosigkeit verbirgt." Mirabeau's hervorstechendste Eigenthümlichkeit bestand eben darin, daß er

überall den Schein von dem Wesen zu sondern strebte und sich durch Redensarten nicht bestechen ließ. Er wußte die Begriffe in ihre Urbestandtheile zu zerlegen, und beruhigte sich nicht eher, als bis er die Dinge, von der Worthülle entblößt, in ihrer natürlichen Gestalt vor sich sah. Daß er Gold für Flitter nahm, begegnete ihm wol zuweilen — das Umgekehrte nie: was er im Schmelztiegel läuterte, hielt gewiß jede Probe aus. Machtsprüche schreckten ihn nicht; Vorurtheile hatten keine Gewalt über ihn, und eine neue Wahrheit war ihm lieber als eine alte Lüge. Jeder Anregung von außen gänzlich entbehrend, auf die vier Mauern seines Kerkers beschränkt, beutete er die unerschöpfliche Fundgrube seines Innern aus und versetzte sich, der Wirklichkeit Trotz bietend, in die Welt der Gedanken. Je engere Grenzen seinem Auge gezogen waren, desto mehr erweiterte sich sein geistiger Gesichtskreis, und die unbedeutendsten Vorfälle genügten ihm, um die umfassendsten Betrachtungen daran zu knüpfen. So zum Beispiel erzählte er Sophien, daß die Gefangenen in Vincennes erst dann Erlaubniß zum Spazierengehen erhielten, wenn sie die Messe gehört hätten, und benutzte den Anlaß, um seine Ansichten über religiöse Duldung auseinander zu setzen. „Das größte Uebel und die Ursache so vieler schrecklichen Drangsale, welche die Zänkereien der Priester über die Welt gebracht haben" — mit diesen Worten schloß er eine Erörterung, worin er das theologische System des Katholicismus, keineswegs zu dessen Vortheil, mit dem des Heidenthums verglich — „ist die Einmischung der Obrigkeit in die Streitigkeiten der Sekten. Sobald sich die Staatsgewalt zu Gunsten eines Bekenntnisses erklärt, ist Unduldsamkeit das nothwendige Ergebniß dieser Parteilichkeit. In Sachen der Religion wie im bürgerlichen Verkehr ist freie Mitbewerbung die sicherste Bürgschaft des Gleichgewichts und die unbezwinglichste Schranke gegen Monopol und Schelmerei. Ich bin daher weit entfernt zu glauben, daß die Vielheit der Religionen ein Unheil ist. Wo es sich um Lehren handelt, hat jeder das Recht, seiner eigenen Meinung zu folgen, wenn er sein Betragen übrigens nur den Gesetzen unterordnet, die Allen Schutz

verleihen müssen. Befaßt sich die Staatsgewalt nicht mit religiösen Streitfragen, widersetzt sie sich der Verfolgung, der Proselytenmacherei, den Ruhestörungen, dann wird keine Sekte das Uebergewicht erlangen... Ich weiß wohl, was die unduldsamen Frömmler einwenden. Es ist thöricht, sagen sie, den eiteln und vergänglichen Vortheil der bürgerlichen Gesellschaft der Seligkeit und dem ewigen Leben gegenüberzustellen. Darauf läßt sich nur eine Antwort geben; denn ihr ewiges Leben bestreiten, hieße einen ebenso endlosen Zank beginnen, wie die andern sind, und diese alle erneuern. Die bürgerliche Obrigkeit ist nur berufen, die zeitlichen Angelegenheiten zu verwalten, und darf demnach weder die Menschen quälen, um ihnen ein ewiges Glück zu verschaffen, das sie nichts angeht, noch gestatten, daß man aus diesem Grunde ihre irdische Freiheit und Ruhe antastet, die sie zu wahren verpflichtet ist. Sie muß dem höchsten Wesen selber die Sorge für seinen Ruhm und die Vollstreckung seines Gesetzes anheimstellen; im Falle nämlich die schöpferische Kraft von schwachen Creaturen, die in der unermeßlichen Kette ihrer Werke einen so unmerklichen Punkt bilden, wirklich Verehrung wünschen und verlangen kann."

So gleichgültig Mirabeau der überlieferte Gott war, welcher dem Verfolgungsgeiste einer eigennützigen Priesterkaste zum Deckmantel diente, so wenig Ehrfurcht hegte er auch vor dem Vaternamen, der den unverantwortlichsten Misbräuchen eine Stütze gewährte. Wie er alle Schätze der Sprache erschöpfte, um die Glut seiner Liebe zu schildern, so fand er tausend neue Wendungen, wo es galt, den Druck anschaulich zu machen, den der „Menschenfreund" auf ihm lasten ließ. „Mein Vater", schrieb er an Lenoir, „mein Vater, der mich zu Grunde richtet und mir jede Zuflucht und jede Hoffnung rauben möchte; mein Vater, für den ich mein Leben hingegeben hätte, bevor er meiner Mutter so schreckliches Unrecht zufügte, und als mein unversöhnlicher Verfolger, als mein bitterster Feind auftrat — was habe ich ihm gethan? Ich habe mich seiner Macht nicht unbedingt unterworfen; ich habe geglaubt, ich dürfte nach 18monatlichem ungerechten

Gefängniß meine Freiheit zu erlangen suchen; ich habe nicht verheimlicht, wie sehr mich die unschickliche, um nicht zu sagen gehässige Rolle empörte, welche er die Mutter meines Sohnes spielen ließ. Darin besteht meine Schuld; und wenn Sie noch das Verbrechen dazu rechnen, daß die Fideicommißgüter meiner Familie mir verschrieben sind, so wissen Sie die wahren Gründe des unbändigen Hasses meines Vaters." Und Sophien klagte er: „Das natürlichste Band, die süßeste Neigung, die sich im Schooße der Familien bildet, ist für mich nicht mehr vorhanden." „Die Gleichförmigkeit der Erziehung, welche man empfängt", fuhr er fort, „die Aehnlichkeit der Gesinnungen, welche sie gewöhnlich hervorbringt, die wechselseitige Theilnahme, der Austausch der Anliegen und Geheimnisse tragen dazu mehr bei als die Natur. Die Namen Bruder und Schwester wären ohne die bürgerlichen Beziehungen leere Worte, und was man Bande des Blutes heißt, ist mehr oder weniger eingebildet. Wenn man aber, statt diesen Zusammenhang zu fördern, ihn zu zerstören sucht; wenn man an die Stelle der Liebe Gleichgültigkeit, Kälte, Haß oder Tyrannei treten läßt: legt mir dann wol, ehrlich gestanden, der Zufall, welcher aus der Verbindung meiner Mutter mit irgend einem Manne ein Wesen geboren werden ließ, viele Pflichten auf? und bin ich meinem Vater blinde Zärtlichkeit schuldig, weil ich seiner Begierde ein Dasein verdanke, das er seitdem durch die grausamste Feindschaft verbitterte? Wenn man sich durch prunkende Worte nicht einschüchtern läßt und hochtrabende Grundsätze oder eitle Hirngespinnste nicht auf Treu und Glauben annimmt, dann lernt man jene Moral, womit man uns in der Jugend vollpfropft, bald auf ihren wahren Werth erniedrigen. Diejenigen, welche sie uns predigen, haben in der That gewichtige Gründe, sie uns einzureden. Sie schwatzen uns immer von unsern Pflichten vor, ohne je unsere Rechte zu erwähnen; daher können sie auch einen denkenden Menschen nicht lange täuschen, und die Fuchsschwänzer, welche sich so leichtgläubig zeigen, beweisen in meinen Augen nichts als ihre Heuchelei. Das stärkste Band unter den Menschen ist Güte, Wohl-

thun und Liebe." Mirabeau verhehlte sich die Schwierigkeiten nicht, welche sich ihm in den Weg stellten, wenn er die ungünstigen Vorurtheile, die seine eigenen Jugendfehler, der Einfluß und der Ruf des „Menschenfreundes" gegen ihn erweckten, überwinden wollte. In die peinliche Nothwendigkeit versetzt, seine Freiheit und jedes Gut des Lebens der unbeugsamen Härte eines Vaters abzuringen, ließ er sich wol bisweilen zu Gegenbeschuldigungen hinreißen, die, wenn auch nicht die Grenzen der Wahrheit, doch die erlaubter Nothwehr überschritten; allein nie vergaß er ganz, daß es einen Preis gab, um den der Sieg über einen solchen Gegner nicht erkauft werden durfte. „Ich weiß, daß er Vater ist", sagte er in einem Briefe an Lenoir, „obschon er nur an die Rechte denkt, welche ihm dieser Titel gibt, ohne sich der Pflichten zu erinnern, die ihm derselbe auferlegt. Ich vergesse nicht, daß ich sein Sohn bin, und es thut mir weh, wenn die Sorge für meine Vertheidigung mich zwingt, die Wahrheit in zu grellem Lichte darzustellen. Aber auch ich bin Vater; ich habe eine neue Geschlechtsfolge begonnen und stehe noch in andern Beziehungen, als in denen eines Sohnes. Warum sollte ich des Rechtes beraubt werden, das jeder andere Bürger besitzt? Ich gehöre meiner ganzen Familie, ja, ich gehöre der Gesellschaft an, welcher ich vielleicht zu nützen nicht unfähig wäre, um ein Vergehen zu sühnen, das ohne die gehässigste und unseligste Herausfoderung nicht begangen worden wäre." „Einem schlauen und geschmeidigen Menschen", schrieb er ein anderes Mal, „würde es an meiner Stelle wol gelingen, seine Angelegenheiten wieder in Ordnung zu bringen. Der Verstand gibt mir zwar die Mittel an, allein meinem Herzen widerstreben sie. Ich brauchte blos der Frau von Pailly demüthige und kriechende Briefe zu schreiben, Herrn von Saillant" — den Gatten der Lieblingstochter des Marquis — „um seine Fürsprache zu bitten, mich durch das Mislingen der ersten Versuche nicht abschrecken zu lassen, meine aufrichtige Reue zu betheuern, in ihr Zetergeschrei über meine angeblichen Verbrechen einzustimmen, mit aller Kraft meine Gewissensbisse zu schildern, ihren Beistand als mein einziges Ret-

tungsmittel anzurufen, ihnen tausend Mal zu versichern, daß ich mich in Zukunft nur von ihrem Rathe lenken lassen werde, mir als höchste Gnade die Erlaubniß zu erbitten, mich auf ein Gut meines Vaters zu begeben und sein Pächter zu werden, meine Feder der Vertheidigung seiner Lehre zu widmen, vor Allem jedoch meine Mutter anzuklagen. Vielleicht ließen sie sich um diesen Preis bewegen, ihre Bedingungen zu machen, aus Besorgniß, früher oder später von der Behörde dazu gezwungen zu werden, und mich dann meine Rechte in ihrem ganzen Umfange geltend machen zu sehen. Aber der Abscheu aller Redlichen sei meine Strafe, wenn ich ein Weib, das alle Leiden meiner Mutter und das Unglück meiner Familie zu verantworten hat, je um eine Gunst anspreche!... Ich habe Fehler begangen, ich weiß es und gestehe es; allein man übertreibt sie, meine Strafe ist ihnen nicht angemessen, und sie sind weder die eigentliche Ursache meiner Gefangenschaft, noch die der Erbitterung meines Vaters. Diese Erbitterung ist so groß, daß ich verloren bin, wenn nicht die Behörde sich ins Mittel legt. Er hat mir den Untergang geschworen: sein Vortheil, seine zerrüttete Lage, seine Leidenschaften und die seiner ganzen Umgebung treiben ihn an, mein Verderben zu vollenden."]

XIII.

Diese Klagen, die unter den verschiedensten Formen, aber immer in der eindringlichsten Sprache vorgetragen, täglich wiederkehrten, fanden bei Lenoir um so eher Eingang, als er persönliche Gründe hatte, die Oekonomisten nicht zu lieben. Freilich konnte er, so unleugbar die Thatsachen waren, auf welche Mirabeau seine Vertheidigung stützte, das Loos desselben nicht ändern — was unter einem Malesherbes nicht gelang, war unter einem Maurepas hoffnungslos —, doch fuhr er fort es nach Kräften zu mildern, und bewilligte seinem Schützling endlich sogar eine Gunst, die in den Jahrbüchern der Staatsgefängnisse

gewiß nicht ihres Gleichen fand. Er gestattete ihm nämlich, unter den Augen der Policei mit seiner Geliebten Briefe zu wechseln. Ihre Niederkunft stand bevor, und vielleicht wäre nur das Herz des „Menschenfreundes" im Stande gewesen, einer Mutter Kunde von dem Vater ihres Kindes, einem Vater Kunde von Mutter und Kind zu versagen. Mit welcher Bangigkeit erwartete Mirabeau diese Kunde! „Auf den Knien bitte ich Dich", flehte er Sophien an „mir zu schreiben, sobald es Dir möglich ist, und mir in so wenigen Worten als Dein Zustand erlaubt, den Erfolg Deiner Entbindung mitzutheilen. Ich will Dir meine Angst nicht schildern, Du kannst sie Dir leicht vorstellen. O sage mir bald, daß Du lebst, daß Du nicht mehr leidest; vor Allem täusche mich nicht. Sage mir, was aus Deinem Kinde geworden ist, erzähle mir von den Küssen, die es von Dir empfing, von den Küssen, die Du ihm gabst für seinen unglücklichen Vater..." Und wie jubelte er auf, freudvoll und leidvoll, als seine Sehnsucht endlich erfüllt war! „Meine theure, meine einzige Freundin!" — das war der Gruß, den er der Mutter sandte — ich habe Dein Briefchen mit Thränen benetzt, es mit Küssen bedeckt. O meine Geliebte, meine Sophie, welche Last nimmt es mir von der Brust! Aber wie beklemmt fühle ich mich noch! Ach, Du sagst mir nichts von Dir, von Deiner Gesundheit. Dein Brief ist, ich sehe es, während der Wehen geschrieben; Du hast nur ein Wort, ein einziges Wort nach der Entbindung beigefügt. Wie ist es so zitternd geschrieben! Die schwankenden Züge haben mir das Herz zerrissen! Entzückende Aufmerksamkeit! Du bist es, immer Du, immer Deine Seele! Aber ach, wie befindest Du dich? Sage es, sag' es mir, meine Sophie. — Wie soll ich mich denn mäßigen? Ach, mein Herz ist traurig und war noch krampfhafter bewegt. Beunruhige Dich nicht über die Verwirrung in meinem Briefe und meine veränderte Handschrift — die Erschütterung war zu stark. Ich gönne mir nicht die Zeit, mich zu sammeln, weil ich nicht durch meine Schuld die Freude verzögern will, welche der Anblick dieses Briefes Dir verursachen wird.... Liebe, liebe Sophie, nun

bist Du also Mutter! Ach, und Dein Kind wird Dir nicht genommen werden! Möge es Deine Leiden und Dein Unglück lindern. Ich sage, Dein Kind — ach, ich weiß wohl, daß es das meinige ist. Nie wird Dein Freund ein so süßes Recht verleugnen... Grausame Sophie, Du wirfst Dir mein Unglück vor. Großer Gott, bin ich es nicht, der das Deinige bereitete, und glaubst Du, etwas Anderes könne mich beschäftigen? Aber beruhige Dich, ich beschwöre Dich, o mein Glück! Bedenke, daß Du die Hälfte von meinem Selbst bist, und daß Du Dich an meinem Leben vergreifen würdest, wenn Du nicht für das Deine sorgtest.... Meine Tochter hat meine Züge, sagst Du? Du hast ihr ein trauriges Geschenk gemacht; aber besitzt sie Deine Seele, ach, wie reich wird sie dann sein! wie herrlich hat die Natur sie dann für die Nachtheile ihrer Geburt entschädigt!"

Die Geburt dieser Tochter bildete in Mirabeau's Kerkerleben einen neuen Abschnitt. Er fühlte sich mit neuen Banden an das Leben geknüpft und umfaßte das Kind mit der ganzen Inbrunst eines der zärtlichsten Neigungen fähigen und bedürftigen Herzens. „Wie liebenswürdig bist Du", schrieb er der Mutter, „mir gute Nachrichten von meiner kleinen Gabriel-Sophie zu geben. Ach, meine Freundin, wol ist sie das Kind meines Herzens, wie meines Blutes. Wenn Du wüßtest, wie oft ein günstiger Traum sie mir zeigt, von unsern Armen umschlungen! Unsere Lippen berühren sie zusammen; wir umhüllen sie mit dem Hauch unsers Odems, wie sie aus dem unserer Liebe entsprang; sie lächelt zu unsern Liebkosungen... O, meine Geliebte! wie hat sich doch meine Zärtlichkeit verhundertfacht, seitdem Du einem andern Du, das auch mein anderes Ich ist, das Dasein gegeben!.. Thörin, die Du bist, mir zu sagen, sie gleiche mir... wie fürcht' ich mich davor! Doch nein, ich fürchte mich nicht; ich weiß gewiß, daß sie Dir, ganz Dir gleicht. Wäre ich schön wie Adonis, ich wollte dennoch, daß sie nur Dir gliche... Weißt Du, was sie thun wird, die Kleine (denn sie wird sehr viel Geist haben)? Sie wird von uns beiden entlehnen: von Dir die Hautfarbe, die Züge, die geistige Eigenthümlichkeit, den Charakter, die Anmuth, die Tu-

genden — von mir die Stimme, die ich hatte, einige erworbene Talente und die zärtliche, unaussprechliche, unsterbliche Liebe, die für Dich in meinem Herzen glüht; von Beiden den Muth, die Offenheit, die Großmuth, die Empfindsamkeit. Kurz, die kleine Gabriel-Sophie wird von ihrer Mutter Alles annehmen, was liebenswürdig und gut ist, ihre Eigenschaften und ihre Reize; und indem sie die Fehler ihres Herrn Vaters ehrerbietig bei Seite liegen läßt, wird sie von ihm nur das borgen, was ihrer Mama gefiel..." „Du hast keinen Begriff davon", sagte er ihr ein anderes Mal, „wie mir diese liebe Kleine den ganzen Tag im Kopfe herumgeht! Ich bin in sie vernarrt; ich denke nie an Dich, ohne zugleich an sie zu denken, was mit andern Worten heißt, daß keine Secunde vergeht, wo ihr mir nicht vor Augen und in Gedanken schwebt, wie ihr für immer in meinem Herzen eure Stätte habt. Du würdest zu sehr lachen, wenn Du wüßtest, unter wie viel Gestalten ich mir dieses bezaubernde Kind vorstelle und welches Bild ich mir von ihm entwerfe; es ist wirklich Deine Nebenbuhlerin.., ach, Du hast das rechte Mittel gewählt, um eine zu bekommen. Es ist hier, vor meinen Blicken, in meinem Kopfe, in meiner Seele. Ich spreche mit mir selber von ihrem Geiste, ihrer Gestalt, ihrer Einimpfung... was weiß ich? Ich greife in jeder Beziehung der Zukunft vor..." Leider war das Kind, der verkehrten Sitte des Landes gemäß, der Mutter genommen und einer Amme auf dem Lande übergeben worden; und klagend rief Mirabeau aus: „Ach, wenn die Kleine an Deinem Herzen läge, Du würdest sie oft für ihren Vater umarmen, Du hießest sie mich lieben, und sie würde mich lieben; denn", fügte er scherzend bei, „Du würdest mich ihr recht liebenswürdig schildern, so liebenswürdig, daß das kleine Geschöpf, wenn es mich zu sehen bekäme, gewiß ausriefe: „Wie, der ist's? Nun, Mama ist wirklich gütig!.." Warte nur: hat man dich nur halb so lieb, wie ich deine Mutter liebe, dann wird sich's zeigen, ob dies nicht in deinen Augen manche Pockennarben glättet.." Sophiens Briefe athmeten nicht die verzehrende Glut, welche Mirabeau's Feuerseele entströmte; doch erwiderte sie seine

leidenschaftlichen Ergüsse mit inniger Wärme. „Ja gewiß", rief sie einst aus, „die Liebe steigert die älterliche Zärtlichkeit unendlich! Alles, was vom Geliebten kommt, ist Einem so theuer! Wie sollte man dessen Kinder nicht lieben, die ein Theil seines Wesens sind? Kein Verbrechen flößt größeren Abscheu ein, als das der Unglücklichen, die ihre Leibesfrucht tödten oder aussetzen und die That überleben. Jener Beichtvater, der seiner Beichttochter erlaubte, ihr Kind auszusetzen, nachdem sie es dreimal geküßt, hatte offenbar Kinder gehabt und wußte, wie schnell man sie liebgewinnt ... Stehlen, um sich zu bereichern, ist ein bequemes Mittel, seine Lage zu verbessern; morden folgt natürlich nach; aber ein armes Kind, das man den zärtlichen Liebkosungen eines geliebten Mannes verdankt, tödten, um eine vermeinte Ehre zu retten — o, das werde ich nie begreifen!"

Nächst dem Verkehre mit Sophien hatte Mirabeau kein dringenderes Bedürfniß als Bücher. Die Bibliothek des Thurmes war, mit Einschluß der Andachtsbücher, in kurzer Zeit erschöpft, und nun wiederholten sich beinahe in jedem Briefe an Lenoir die inständigsten Gesuche um neuen Vorrath. „Ich wollte lieber", versicherte er dem Policeilieutenant, „schwarzes Brot essen und Ketten tragen, aber Bücher haben, als alle die Freiheit genießen, welche man hier gewähren kann, aus der königlichen Küche Speise erhalten, aber nichts zu lesen bekommen." Ebenso rief er später einmal aus: „Wäre ich nackt und bloß mitten in einer Bibliothek, ich würde mich reicher glauben, als wenn ich mit Gold bedeckt und Herr aller Waarenhäuser der ostindischen Gesellschaft wäre, hingegen keine Bücher hätte." Und wie seine Gedanken alle sich auf die Geliebte bezogen, so brachte er auch seine Arbeiten gern mit ihr in Verbindung. „Ich habe", schrieb er ihr, „die Küsse des Johannes Secundus für Dich übersetzt, deren Nachahmung dem Schöngeist Jorat nicht sonderlich gelungen ist. Auch hatte ich eine große Arbeit für meinen Sohn angefangen, die ich als ein Denkmal dessen hinterlassen wollte, was ich für seine Erziehung beabsichtigte, wenn ich mit ihm gelebt hätte; allein es fehlt mir gänzlich an

den nothwendigen Materialien und ich mußte abbrechen. Eine Geschichte, die Dich angeht, habe ich in Gespräche gebracht; und diese Form, welche Erörterungen zuläßt, macht sie zu einer für uns wichtigen Vertheidigungsschrift. Das ist noch das Beste, was ich hier geleistet, weil mich der Gegenstand begeisterte. Wenn der Tod Dir Deinen Freund raubte, so würde dieser Versuch wenigstens beweisen, daß er ein redliches Herz besaß und seine Feinde boshaft waren; ich glaubte, diese Rechtfertigung Deiner Liebe schuldig zu sein. Uebrigens ist darin von mir nur in Bezug auf Dich die Rede. Ferner habe ich eine Abhandlung über die bürgerliche Duldung entworfen, aus der sich ein gutes Werk gestalten könnte: es fehlt ihr nicht an Kraft und Gedanken. Diese Schrift und ein Aufsatz über einen andern Gegenstand bilden einen Nachtrag zu meinem „Versuche über den Despotismus", einer unreifen Jugendarbeit, die zwar Ideen und Grundsätze, aber nichts Geordnetes und Vollständiges enthält. Ich bedaure, einen so schönen Stoff verstümmelt zu haben; und wenn ich hier sterbe, wenn mir weder Zeit noch Kraft bleibt, die Geschichte des Despotismus, das schönste Werk, welches der Zukunft vorbehalten ist, im Großen und wie ich es beabsichtigte, zu schreiben, so wird man wenigstens in meinen Papieren den Beweis finden, daß ich weder aus Unwissenheit noch aus Kleinmüthigkeit, sondern nur aus Flüchtigkeit und Nachlässigkeit nichts über den Priesterdespotismus gesagt habe. Was Tibull, Catull und Properz betrifft, die ich zu übersetzen willens war, so besitze ich sie nicht, und werde sie mir zu verschaffen suchen... Für jetzt habe ich auch Deinetwegen eine sehr große Arbeit begonnen, die vielleicht meine Kräfte übersteigt: nämlich die Uebersetzung Homer's, nach Homer, aber noch mehr nach der herrlichen Uebertragung, die Pope davon in englischen Versen gemacht hat... Du wunderst Dich, daß ich an so vielen Uebersetzungen arbeite; allein was soll ich hier thun, wo ich weder Materialien noch literarische Hülfsmittel habe? Da ich sie übrigens für Dich bestimme, so ist mir die Absicht theuer, und das stärkt mich. Ich habe auch ein Trauerspiel entworfen, das jedoch wahrscheinlich

ins Feuer wandern wird, bevor es das Tageslicht erblicken kann: es schmeckt zu sehr nach dem alten Menschen; der Stoff ist zu tragisch und die Farben sind zu düster. Wenn Du dich erinnerst, daß ich fast immer krank und volle acht Monate von Schmerz gelähmt war, so wirst Du finden, daß ich meine Zeit nicht verlor. Ich will Dir den göttlichen Richardson übersetzen, wenn ich ihn mir verschaffen kann, und Alles, was Herr de la Place die Unverschämtheit gehabt hat, in Fieldings Tom Jones zu verstümmeln."

XIV.

Allein mit welchem Eifer auch Mirabeau sich diesen Beschäftigungen hingab, sie konnten ihn nur vorübergehend zerstreuen: immer kehrte das Bewußtsein seiner peinlichen Lage mit verdoppelter Stärke wieder, und immer erneuerte er seine Versuche, sich aus derselben zu befreien. Aber nie dachte er daran, sein Ziel auf Schleichwegen zu erreichen; nie erbat er sich als Gnade, was er als sein Recht in Anspruch nehmen konnte, und in der Tiefe des Kerkers blieb seine Sprache so kühn, sein Haß gegen jede Art von Zwingherrschaft so hartnäckig und unversöhnlich, sein Vertrauen auf sich selbst so unerschütterlich, wie wenn er nicht ein hülfloser Gefangener, sondern der gefürchtete Tribun eines mächtigen Volkes gewesen wäre. „Die Freiheit", schrieb er an den Policeilieutenant, „die Freiheit, dieser Abgott starker Seelen... dieses unveräußerliche Geschenk des Himmels, dieser Keim jedes Glückes und jeder Tugend, sie wird fort und fort in meinem Geiste und in meinem Herzen herrschen. Dieses gefühlvolle und redliche, aber zu leicht entzündbare Herz ist unaufhörlich durch die übertriebenste Strenge erbittert worden, und mein Charakter hat davon die schmerzlichsten Nachwehen empfunden. Ohne einen großen Vorrath natürlicher Heiterkeit, ohne die Liebe besonders, die mein Gemüth vor Verhärtung bewahrte, und, wenn ich mich so ausdrücken darf, den sanftern Theil dessel-

ben beschäftigte und ausbildete, wäre ich finster, scheu, unerträglich geworden; allein nie war ich der Prüfung ausgesetzt, die ich jetzt zu bestehen habe... Man hat mich in ein Staatsgefängniß geworfen — zwei Worte, die einen schrecklichen Gegensatz bilden — und hier erdulde ich Leiden, die für mich ganz neu sind. Wäre ich zum Kriechen geboren, so würde mir meine Lage ohne Zweifel minder peinlich sein. Die Natur hat mir jedoch Federkraft verliehen, und diese Eigenschaft schlägt zu meiner Qual und zu meinem Verderben aus. Ich wundere mich selber über den Aufruhr, der in meinem Innern tobt, und mich geistig und körperlich zu Grunde richten würde, wenn ich nicht in Zerstreuungen Rettung suchte. Nun aber fliehen mich diese Zerstreuungen, oder ich werde wenigstens unfähig, mich ihnen hinzugeben. Je enger meine Fesseln werden, desto ergrimmter schüttle ich sie; umsonst sehe ich, daß mein Zorn nichts fruchtet: ich kann mich nicht enthalten, am Gebisse zu nagen und es mit Schaum zu bedecken... Mein Vater ist mein Henker. Anfangs hatte er im Sinne mich zu knechten, und als ihm dies nicht gelang, wollte er mich lieber knicken, als neben sich wachsen lassen, aus Furcht, ich möchte ihn, den das Alter zu beugen begann, endlich überragen. Vergebens sagte ich ihm oft: „Aber, mein Vater, hätten Sie auch blos Eigenliebe, meine Erfolge wären ja doch zugleich die Ihrigen" — statt in sich zu gehen, haßte er mich nur noch mehr, als er sich errathen sah. Er allein vielleicht unter allen Vätern ward durch die Anlagen gedemüthigt, die er an seinem Sohne zu bemerken glaubte; und dieser Hochmuth war die Wurzel seines Hasses. Freilich sucht er Andere, vielleicht auch sich selbst, zu überreden, daß ihn ganz verschiedene Beweggründe leiten und mit zwingender Gewalt fortreißen, während er doch nur von niedriger Eifersucht und verworfener Habgierde gestachelt wird, und, um die Rache zu sättigen, die er an meiner armen Mutter nehmen will, mich zum Opfer wählt."

So hoffnungslos ihm dieser Schritt erschien, endlich wandte sich Mirabeau doch an den Vater selber, indem er Lenoir eine Denkschrift für denselben überschickte. „Sie enthält", sagte er

dem Policeilieutenant, „ein aufrichtiges Geständniß meiner Fehler und eine vollständige Widerlegung seiner Verleumdungen, so weit sie mir bekannt sind... Alles umfaßt sie nicht, weil ich sie für meinen Vater bestimme; ich habe ihn geschont: aber mein Herz offenbart sich ohne Rückhalt, und das seinige läßt sich darin erkennen. Es muß Ihnen, glaube ich, wahrscheinlich vorkommen, daß Thatsachen, mit deren Erzählung ich mich an ihn wende und deren Wahrheit ich ihn einzugestehen auffodere, nicht erfunden sind. Die Unverschämtheit wäre zu grell und die Verwegenheit ungeheuer: er könnte mich ja jeden Augenblick Lügen strafen. Diese Thatsachen sind nun so beschaffen, daß ich zu behaupten wage, ein Vater, der Gefühl hätte oder nur billig wäre, könnte mich, nachdem er meine Vertheidigung gelesen, nicht 14 Tage im Thurme von Vincennes lassen. Wie dem auch sei, entweder antwortet er, oder nicht. Antwortet er, so ist mir wegen der Gegenrede nicht bange. Ich habe einen großen Vortheil über ihn, die Macht der Wahrheit. Antwortet er nicht, so bitte ich Sie zu bedenken, daß schweigen nicht widerlegen ist, und daß er, wiederholt sei es gesagt, nicht das Recht hat, dem Kampfe auszuweichen, weil er der Angreifer ist, und sein Angriff ihn zu meinem Gegenpart gemacht hat."

Den nämlichen Standpunkt hielt er in der Denkschrift selber fest, indem er den Vater mit folgenden Worten ansprach: „Es ist Ihrer nicht würdig, als mein Gegenpart aufzutreten; denn es heißt das väterliche Ansehen tief erniedrigen, wenn Sie sich auf gleiche Stufe mit Ihrem Sohne stellen — von mir dagegen ist es nicht tadelnswerth, Sie zum Richter in Ihrer Sache anzurufen und meine Einsprüche gegen Sie vor Ihrem eigenen Richterstuhle geltend zu machen." „Sie haben mich", fuhr er fort, „zum bürgerlichen Tode verdammt, und diese Strafe ist, Sie wissen es, viel härter als gewaltsamer Tod... Sie müssen also vollkommen überzeugt sein, daß ich nicht blos ein jedes Mitleidens unwürdiger Verbrecher, sondern auch ein der Besserung und Reue ganz unfähiger Mensch bin — Sie müssen mich zugleich als den Schandfleck Ihrer Familie und als überlästige

Bürde der Gesellschaft betrachten: denn es ist Ihnen nicht unbekannt, daß Sie in allen diesen Beziehungen Rechenschaft abzulegen haben. Ich bin Ihr Sohn, ich bin Mensch und Bürger. Sie sind sich selbst, Ihrer Familie, der Menschheit und dem Vaterlande für mich verantwortlich, und es ist offenbar ein Triumph der Gerechtigkeit, daß Sie Ihr Kind opfern. Außer diesen Rücksichten müssen sogar noch andere, stärkere vorhanden sein, die ich nicht errathen kann. Denn Sie richten, Sie verurtheilen mich ja ungehört; Sie erheben sich über Formen und Gesetze. Sie heiligen durch Ihre Foderungen Machtsprüche, die Sie selber nachdrücklich bekämpft haben. Sie entziehen mich meinen natürlichen Richtern: Sie nehmen also selber alle Pflichten der letzteren auf sich, ohne Zweifel, damit mir desto gewisser und schneller mein Recht widerfahre... Ohne Zweifel haben Sie sich auch sorgfältig geprüft; Sie sind sich Ihrer Unparteilichkeit, Ihrer Einsicht, Ihrer Unfehlbarkeit bewußt. Sie sind von Vorurtheilen frei, hinlänglich unterrichtet, vollkommen im Klaren, sonst hätten Sie bei dem Gedanken gebebt, ein solches Urtheil zu fällen... Ich bin daher ein großer Missethäter! Erlauben Sie mir nun, die Untersuchung mit Ihnen gemeinschaftlich vorzunehmen: vielleicht ist es billig, daß man mich in meinem Processe wenigstens einmal hört."

Nach diesen einleitenden Worten ging Mirabeau alle Beschwerden durch, die sein Vater gegen ihn anzubringen im Stande war, und widerlegte sie, ohne zu verheimlichen, was ihm wirklich zur Last fiel, mit einer Gewandtheit, die, so gewiß sie ihm auch vor jedem andern Richterstuhle den Sieg verschafft hätte, in den Augen des „Menschenfreundes" doch nur ein neues Vergehen sein konnte. „Freilich rede ich nicht die Sprache eines Höflings" — so schloß er seine Vertheidigung — „aber Sie haben mir die Adern nicht mit Sklavenblut gefüllt. Ich wage mich frei geboren zu nennen, an einem Orte, wo Alles mir zuruft: «Nein, du bist es nicht.» Und dieser Muth ist Ihrer würdig. Ich trete mit der Wahrheit vor Sie hin, ehrerbietig, aber laut und nachdrücklich, und es ist Ihrer würdig, sie zu hören und gelten zu lassen."

„Ich will“, sprach er weiter, „Alles was ich gesagt, und die Folgerungen, welche ich daraus zu ziehen gedenke, kurz zusammenfassen. Ich bin strafbar: allein die Strafe ist dem Vergehen nicht angemessen... Ich vergehe vor Schmerz, ich erstickе vor Angst; ein Jüngling noch, sehe ich mich aus dem Buche des Lebens gestrichen. Von Allem getrennt, was ich liebe und was mich liebt, der Gesellschaft, meiner Familie, meinem Sohne entrissen, darf ich nicht einmal hoffen, durch die Untadelhaftigkeit meines gegenwärtigen Betragens, das keinen Anlaß zur Entstellung gibt, die Behauptungen meiner Feinde Lügen zu strafen oder meine begangenen Fehler abzubüßen, da mir der natürlichste Verkehr untersagt ist und tiefe Vergessenheit mich umhüllt... Die Leiden meiner Seele haben ihre Wirkung auf meinen Körper ausgedehnt... Mein ganzes Wesen sinkt unter der Last meiner Fesseln zusammen. Doch werde ich mich gewiß nicht der Gefahr aussetzen, Blödsinn, Verzweiflung, vielleicht Wahnsinn mit langsamen Schritten herankommen zu sehen... Ich kann einen solchen Zustand nicht ertragen, mein Vater, ich kann es nicht. Lassen Sie mich die Sonne sehen, gestatten Sie, daß ich freier athme, daß ich Menschen zu Gesicht bekomme; daß ich literarische Hülfsmittel erhalte, so lange schon mein einziger Trost; daß ich erfahre, ob mein Sohn lebt und was er macht...“

Nun ließ er einige Vorschläge folgen, unter denen er seinen Vater zu wählen bat. Gefängniß im Schlosse von Vincennes; Verbannung an einen beliebigen Ort; Einreihung in ein Corps; Auswanderung nach Nordamerika — zu Allem war er bereit, und jeder Beschränkung war er sich zu unterziehen willig, ohne sich etwas auszubedingen, als die Verwendung des Vaters zu Sophiens Gunsten.

„Welchen Entschluß Sie nun auch fassen mögen“ — rief Mirabeau zuletzt seinem Vater zu — „ich sage Ihnen Dank dafür. Nöthigen Sie mich dieses unerträgliche Dasein zu endigen, so befreien Sie mich von einer schrecklichen Bürde — ich mache Ihnen nicht den leisesten Vorwurf. Ich verweise Sie blos, wenn auch nicht an Ihr Herz, mindestens an Ihr Ge-

wissen. Bleibt Ihr Herz ruhig, quält Sie Ihr Gewissen nicht, dann fühle ich mich stark genug, mein eigenes Verdammungsurtheil zu sprechen, um Sie zu rechtfertigen. Schenken Sie mir die, wenngleich beschränkte, Freiheit wieder, um welche ich Sie bitte, dann war der Kerker mein Lehrmeister; denn die Zeit, die über mein Haupt lange nicht mit so leichtem Schritte dahineilt, wie über jenes der andern Sterblichen, hat mich aus meinen Träumen geweckt. Ihre Verzeihung wird mich erkenntlich machen, und ich werde Ihnen beweisen, daß ein Mensch, der lieben kann, wie ich liebe, nicht undankbar sein kann... Da man seinen Posten nicht verlassen darf, ohne Alles versucht zu haben, um ihn zu vertheidigen, so werde ich, wenn ich von Ihnen keine Nachricht bekomme, nach einigen Monaten dem Minister einen Auszug dieser Schrift zusenden. Wenn mir Alles mislingt, wenn Alles mich verläßt, folge ich dem Winke der Natur, die uns antreibt, uns von unsern Leiden zu befreien. Ich flüchte mich dann in jene sichere Freistätte, wo man der Verfolgung trotzt, wo man des Schmerzes ledig wird, wo selbst der Aberglaube seine Schrecken verliert, wo Gott, nachsichtiger und gerechter als die Menschen, unsere Schwächen verzeiht; wo in ewigen Schlummer versunken, die Unglücklichen nicht mehr klagen, die Bösen nicht mehr unterdrücken, die Liebenden nicht mehr Thränen vergießen und sich in vergeblicher Sehnsucht erschöpfen."

Da diese Denkschrift, die der „Menschenfreund", wenn er sie wirklich erhielt, wahrscheinlich nicht einmal las, ohne Erfolg blieb, so wandte sich Mirabeau ein paar Monate später an die Minister Maurepas und Amelot, und an den König selber, d. h. er schrieb ihnen Briefe, die er an Lenoir zur Beförderung einschickte, die aber, der löblichen Sitte einer Zeit gemäß, wo die Policei das Ohr der Mächtigen vor jedem rauhen Tone hütete, allem Anscheine nach nie an ihre Adresse gelangten. Vielleicht wäre es, wenn auch nicht für den Gefangenen, doch für den König nicht ganz ohne Nutzen gewesen, wenn man die Klagen desselben hätte zu ihm dringen lassen — vielleicht wäre Ludwig XVI. mancher minder ehrerbietige Zuruf erspart worden, wenn man Mirabeau's

Worte nicht im Thurme von Vincennes ungehört hätte verhallen lassen!

Ebenso wenig Erfolg wie diese Denkschriften und Briefe hatte eine andere Vorstellung, die Mirabeau bald nachher an seinen Vater abgehen ließ. Es waren darin eine Reihe Sätze des Werkes hervorgehoben, dem der Marquis seinen Beinamen und seinen Ruf verdankte, Sätze, die den grellen Abstand zwischen der Lehre und der That des „Menschenfreundes" auf das schlagendste nachwiesen und ihm mit seinen eigenen Worten das Urtheil sprachen. „Mein Vater" — so schloß Mirabeau diese Auszüge — „Sie rücken auf der Bahn vor, welche die Vorsehung Ihnen angewiesen hat: möchte sie dieselbe verlängern! Sie sehen unter Ihren Augen die Kinder einer Ihrer Töchter aufwachsen: sie allein sind auserwählt, obschon die Natur noch Andere berufen hatte — wäre es möglich, daß Sie darüber Ihren Sohn vergäßen? Mein Vater! Sie wollten nie von ihm geliebt sein, weil Sie ihn nie geliebt haben; und doch war er Ihnen zärtlich zugethan. Sie haben ihn stets herabgesetzt und nie aufgemuntert: nie entfiel Ihnen ein Wort des Lobes, das ihn zum Guten anspornen, das seiner Seele Trieb und Schwung verleihen konnte; und nur damals ließen Sie ihm einige Gerechtigkeit widerfahren, als Sie, allein mit sich selber, ihn mit Ihren eigenen Augen und nach Ihrer eigenen Ueberzeugung maßen... Er hat gegen das Vorurtheil, gegen den Kaltsinn, gegen die Ungerechtigkeit gekämpft, bis ihm endlich der Muth sank: da gerieth er in Empörung und verirrte sich — aber nie hat er aufgehört Sie zu lieben, sogar in jenen Augenblicken nicht, wo er es wollte, wo es billig war, wo er über Ihr Verfahren Groll empfinden mußte. Mein Vater! wird Ihnen nie das Herz schwer, wenn Sie daran denken, daß Sie selbst Ihre Familie verstümmelt, daß Sie, auf eigennützige und verdächtige Berichte, ja vielleicht auf die abscheulichsten Verleumdungen hin, Ihren Sohn verurtheilt haben, ohne ihn zu hören, daß Sie seine Talente erstickt, alle seine Kräfte vernichtet, sein geistiges Wesen zerstört, sein körperliches Leben abgekürzt haben... Mein Vater, ich beschwöre Sie

bei Ihrem eigenen Heile, warten Sie nicht, bis Ihr Gewissen erwacht und seine Vorwürfe Ihre letzten Jahre vergiften; stellen Sie nicht zwischen sich und den unvermeidlichen Abgrund des Todes die Reue, die ihn so schrecklich macht; verschönern Sie den Abend Ihrer Tage durch den Reiz einer Wohlthat, wenn Sie diesen Namen brauchen wollen, wo es sich meines Erachtens blos um ein Werk der Billigkeit handelt — möge das Andenken Ihres von Kummer verzehrten oder in Verzweiflung gestorbenen Sohnes nicht die Furie sein, welche in Ihren letzten Augenblicken an Ihnen Rache nimmt für das geschändete Recht und die verhöhnte Natur." Auch dieser Aufsatz war wol weniger für den Marquis, dem er vermuthlich nie zukam, als für Lenoir bestimmt; denn Mirabeau müßte seinen Vater schlecht gekannt haben, hätte er ihm eine Großmuth zugetraut, deren nur große Seelen fähig sind, den Muth nämlich, eine lästige Wahrheit zu erkennen, zu verzeihen und zu lieben. Und die lästigste Wahrheit, diejenige, welche der „Menschenfreund" aus allen Kräften von sich abwehrte, war ja das überlegene Genie seines Sohnes! Wie Fürsten ihre Thronfolger, so haßte der Marquis in seinem Kinde nicht den Erben, aber den Verdunkler seines Ruhmes, den Verkleinerer seines Systemes, den Mann der Zukunft, und diesem Hasse war um so weniger beizukommen, als er sich in das Gewand der väterlichen Würde hüllte. „Glaube mir", schrieb er um diese Zeit seinem Bruder, „in Babylon, Antiochien und Paris haben sich stets nur die verächtlichen Väter die Verachtung des Vaterthums gefallen lassen; weil aber Familiengerichte nicht mehr bestehen, so muß man, um strafbare Kinder zu züchtigen, zum barbarischen Despotismus der lettres de cachet seine Zuflucht nehmen, um die langsamen Förmlichkeiten einer blinden und pedantischen Justiz zu vermeiden. Als man mich so hoch erhob, zuckte ich die Achseln; jetzt wo man mich erniedrigen möchte, widerstrebt mein Selbstbewußtsein und hält dem Drucke von außen das Gleichgewicht. Ich weiß, daß mich die Leute für den Nero unserer Zeit ausschreien; daß mir die Weiber begegnen wollen wie dem Orpheus, und die Advocaten

wie dem Romulus; allein was kümmert's mich? Wenn ich eine zarte Haut hätte, so wäre ich schon längst todt. Was kümmert's mich, daß sie an dem Panzer meiner Ehre zerren, der fortan zu fest anliegt, um solchen Angriffen nicht zu widerstehen? Die Welt ist nicht mein Richter. Ich trete ihre verkehrten und durch erkünstelte Leidenschaften übereilten Urtheile mit Füßen, und fürchte, bei aller Achtung vor dem Souverain und den Gerichten, nichts als mein Gewissen; so lange ich also Gesundheit und Willenskraft behalte, werde ich Rhadamanth bleiben, weil Gott mich dazu verurtheilt hat... Vor einigen Tagen begegnete mir Monpezat, den ich seit 20 Jahren nicht mehr gesehen hatte, und der sich durch seine Albernheit eine derbe Abfertigung zuzog. „Ist Ihr Proceß mit der Frau Marquisin beendigt? fragte er mich. — Ich habe ihn gewonnen. — Und wo ist sie? — Im Kloster. — Und wo ist Ihr Herr Sohn? — Im Kloster. — Und Ihre Frau Tochter in der Provence? — Im Kloster. — Sie haben sich's also vorgenommen, die Klöster zu bevölkern? — Ja wohl, mein Herr, und wären Sie mein Sohn, so säßen Sie schon längst in einem." Was nützte dieser halb antiken, halb feudalen Familientyrannei gegenüber die Berufung auf unveräußerliche Menschenrechte?

XV.

Mirabeau's Gefangenschaft hatte nun schon über ein Jahr gedauert, und Alles was er unternommen, um ihr ein Ziel zu setzen, war fruchtlos gewesen. Da fühlte er sich einen Augenblick entmuthigt — die Todesgedanken, früher schon gehegt, aber wiederholt zurückgewiesen, drängten sich ihm von Neuem auf, um so zwingender, als er sich von einer unheilbaren Krankheit befallen glaubte, die ihn vielleicht, auch ohne sein Zuthun, bald von einer Bürde befreite, die täglich drückender wurde, und er bereitete sich zum Sterben. Sophien bat er zu leben, um ihrer Tochter willen, die er seiner Mutter, seinem Vater und seinem

Bruder empfahl; von Allen nahm er Abschied, versöhnt und zur Versöhnung mahnend, verzeihend und um Verzeihung bittend. „Sie werden", rief er seiner Mutter zu, „dieses traurige Lebewohl mit Thränen benetzen — ach, sie können mir nicht mehr helfen! Solche Thränen vergoß ich in der Tiefe meines Kerkers jeden Tag, wenn ich an Ihr Unglück dachte. Unfruchtbare und schmerzliche Thränen, die mein Herz nicht erleichterten! O Mutter, gedenken Sie zuweilen Ihres unglücklichen Sohnes, der Sie mit ganzer Seele liebt; möge aber dieses Andenken nicht Ihr Leben verbittern, das ohnehin schon gramvoll ist..." „Wenn Sie diesen Brief erhalten", schrieb er seinem Vater, „bin ich nicht mehr. Der höchste Richter wird mich freigesprochen oder verurtheilt haben. Bevor ich aber vor seinem Richterstuhl erscheine — wenn es wahr ist, daß ein schwaches Geschöpf dort sein Urtheil empfängt — fühle ich mich verpflichtet und gedrungen, Sie wegen meiner Fehler um Verzeihung zu bitten. Aus tiefstem Herzensgrunde bereue ich den Kummer, welchen ich Ihnen gemacht — vergessen Sie die zahlreichen Irrthümer einer Jugend, deren Schuld ich durch so viele in Unglück und Gefangenschaft verlebte Jahre großentheils gesühnt zu haben hoffe, und seien Sie überzeugt, daß die Härte, worüber ich mich beklagen zu dürfen glaubte, die Ihnen gebührende Liebe und Ehrerbietung nie aus meinem Herzen verdrängt hat, auf welche Art sich auch mein Groll geäußert haben mag... Fern sei es von mir, mein Vater, irgend Jemandem Gegenvorwürfe zu machen: ich schreibe Ihnen vielmehr mit der Zerknirschung eines Schuldigen, der sich selber anklagt und seinen Richter um Gnade anfleht. Lassen Sie, zum Zeichen, daß Sie mir dieselbe nicht verweigern, einen Blick des Mitleids auf das unglückliche Kind fallen, das an meinen Vergehen unschuldig ist, in dessen Adern Ihr Blut fließt, und das, wie ich glaube, keine andere Stütze hat, als Ihr Erbarmen..."

Diese Briefe überschickte Mirabeau Lenoir's Sekretair, Boucher, den die beiden Liebenden wegen des Wohlwollens, das er ihnen bewies, ihren guten Engel nannten. Er sollte sie nach dem Tode des Gefangenen an ihre Bestimmung gelangen lassen; sie

blieben jedoch in seinen Händen, oder vielmehr im Archive der Policei, da Mirabeau bald frischen Muth faßte und diese Krise glücklich überwand. Stellten sich auch zuweilen Rückfälle ein, so richtete er sich doch immer wieder rasch empor, gehoben von jener Schnellkraft, deren Springfedern selbst das gewaltigste Unglück nicht auf die Dauer niederdrücken konnte.

Neben der Liebe fand Mirabeau in der Arbeit Zuflucht vor den Qualen des Kerkers. Während sie jedoch seinen Geist beruhigte und stärkte, schwächte sie ihm den Körper. „Du weißt", schrieb er Sophien, „wie thätig mein Kopf ist; er ist es in dieser Lage um so mehr, als mein Herz seine ganze Glut in sich verschließen muß und sie nicht ausströmen kann, meine feurigen und beinahe unbändigen Sinne aber gefesselt sind und keine Nahrung haben, so daß die Arbeit der einzige Damm gegen den Andrang der Gefühle ist, die auf mich einstürmen. Ich schreibe oder lese daher täglich 14 bis 15 Stunden: ich erliege, und überlebe mich. Alles was ich zu Stande bringe, bleibt weit hinter dem zurück, was mir vorschwebt; und das wenige Gute, was mir gelingt, wird auf Kosten meines geistigen und körperlichen Daseins erkauft. Vielleicht war in glücklichen Tagen meine Phantasie reicher und geschmeidiger, mein Stil kräftiger und gewandter. Es ist hart, sich sagen zu müssen: E fornito il mio tempo a mezzo degli anni; allein das ist mein Loos. Meine Bahn ist in einem Alter durchlaufen, wo Andere sie erst beginnen. Die Natur hatte mich befähigt, eine ausgedehntere und erhabenere zurückzulegen: wenn aber das Unglück starke Seelen aufrichtet, so hemmt es den Flug des Genies. Seit sechs Jahren verfolgt, von Leiden aller Art heimgesucht, von bangen Sorgen gequält, der peinlichsten Ungewißheit preisgegeben, seit sechs Monaten krank, seit funfzehn in tiefster Einsamkeit begraben, kann ich bei solchen Prüfungen meinen Geist wol nicht ungeschwächt erhalten haben. Indessen, meine theure Sophie, ist's ja nicht der Ruhm, was dem Menschen nöthig ist, sondern das Glück. Ein Blick von Dir, und ich erwache zu neuem Leben und finde vielleicht einen Funken Talent wieder, der diejenigen zu Schanden macht, welche mich

in dieses Grab versenkt haben, wo man lange stirbt." Die Früchte dieser angestrengten Arbeit, die seiner Gesundheit um so weniger zuträglich war, als er sich von früher Jugend an in den mannigfaltigsten Leibesübungen bis zur Meisterschaft ausgebildet hatte, brachte er stets Sophien dar. So folgte den Küssen des Johannes Secundus eine Sammlung übersetzter Bruchstücke erotischer Dichter alter und neuer Zeit; ein Handbuch der Mythologie, vorzüglich aber eine Reihe trefflicher Rathschläge, die theils Sophiens eigene Wohlfahrt, theils die Erziehung ihres Kindes zum Gegenstande hatten. So schrieb er ihr zum Beispiel: „In Allem sei die Duldsamkeit Deine Religion. Du könntest von mir wol den sehr großen und Dem, der damit behaftet ist, sehr schädlichen Fehler angenommen haben, nicht mit kaltem Blute Unsinn schwatzen zu hören. Ich habe mir mehr als einen Feind gemacht und meine Lungen abgenützt, indem ich mich bemühte, Dummköpfen Verstand und Schurken Ehrgefühl beizubringen. Hüte Dich, im Umgange mit Weibern dieses schlechte Beispiel nachzuahmen. Es fehlt ihnen, wie ich Dir bereits gesagt habe, im Ganzen an Charakter: es sind niedliche Sträucher, geschaffen um Blüthen zu tragen, aber selten mit Früchten beladen; ihr Werth hängt immer von der Pfropfung ab, die in den meisten Fällen nichts taugt, weil unser Geschlecht durchaus nicht besser ist als das Deinige." In Rousseau's Fußtapfen tretend, empfahl Mirabeau der Mutter seines Kindes den Fingerzeigen der Natur zu folgen, ließ es jedoch keineswegs bei allgemeinen Formeln bewenden, sondern fügte überall, wo es sich um bestimmte Gebrechen handelte, passende Verhaltungsregeln bei. So begleitete er die Kleine auf jeder Entwickelungsstufe mit wachsamer Zärtlichkeit, die sich in jubelndem Entzücken Bahn brach, als er endlich die theuern Züge des Schmerzenskindes im Bilde vor sich sah. „Warum habe ich nicht tausend Leben" — so dankte er der Geliebten für das unverhoffte Geschenk — „warum habe ich nicht tausend Leben, um sie zu Deinen Füßen niederzulegen! warum kann ich, ach! Dich nicht wenigstens anblicken! Meine Augen würden Dir sagen, was ich nicht auszudrücken vermag.

Sophie-Gabriele! ich habe also deren zwei? Ja, sie sind da, sie theilen meine Liebkosungen und fast meine Liebe. O, köstlicher Gedanke! Mit welcher Dankbarkeit erfüllt mich dieses so theure Pfand Deiner Zärtlichkeit, diese Gabe der Liebe! O, angebetete Sophie, was gilt mir die ganze Welt neben meiner Freundin und meiner Tochter! Wann werde ich euch, die ihr allen Kräften meiner Seele Mittelpunkt seid, ach, wann werde ich euch ebenso in meinen Umarmungen vereinigen können!" Und wie innig versenkt er sich in diese Züge, und mit welch' geschwätziger Freude erzählt er, was er da findet! „Ja", ruft er aus, „sie gleicht mir wirklich; es ist das runde, fast pausbäckige Antlitz, das ich einst hatte; denn hier ist es gewaltig lang und schmal geworden. Es sind die bekannten tiefliegenden Augen, die ich auf Ehre nicht schön nennen könnte, wenn Du mich auch schlügest; die aber ziemlich gut und zuweilen nur zu gut sagen, was die Seele fühlt, die sich in ihnen spiegelt. Es ist dieser Mund, der, ich weiß nicht wie es kommt, Allen die ich liebe und achte, stets nur die Wahrheit sagte, und den die Liebe ohne Zweifel manchmal verschönert hat. Die Stirn jedoch, dieser bedeutsame Theil, der zur Schönheit der Gestalt vielleicht am meisten beiträgt, sie ist Dein, und die untere Hälfte des Gesichtes, die für den Gesammtausdruck von solcher Wichtigkeit ist, und ihm mehr wie alles Uebrige anmuthigen Reiz verleihen kann, gehört auch Dir, ganz Dir. Deine Zärtlichkeit blickt schon aus diesen Augen, die Du hast vergrößern lassen, um mich zu bezaubern: sie sagen mir, wie sehr ich geliebt werde, und dringen schon zum Herzen. Sie sind so sanft, so schmachtend, so schüchtern; es sind die Deinigen, die man zeichnete, aber vertieft, um mich zu täuschen. Und dieses Näschen ist schon schalkhaft; ich weiß meiner Treu nicht, woher sie es hat.... Kurz, sie ist hübsch und gewiß zu hübsch, um mir zu gleichen; und doch gleicht sie mir, weil Du ihr Alles gabst, was nöthig war, um das wieder gut zu machen, was sie von mir empfing."

XVI.

Sophie war im Laufe des Sommers 1778 in das Kloster der heil. Clara zu Gien in Orleans versetzt worden — ein Wechsel des Aufenthaltes, der eine längere Unterbrechung des brieflichen Verkehrs zur Folge hatte. Mirabeau erschöpfte sich darüber in Klagen, die kaum gestillt, sich immer wiederholten, bis endlich ein neues Misgeschick, indem es das Maß seiner Leiden voll zu machen schien, unerwartet eine günstigere Wendung seines Looses anbahnte. Es starb nämlich sein Sohn, vermuthlich von Seitenverwandten der Frau von Mirabeau aus dem Wege geräumt, und damit war das letzte Band, welches ihn an seine Gattin knüpfte, zerschnitten und jede Hoffnung vereitelt, durch Versöhnung mit ihr in die verlornen Rechte wieder einzutreten. Aus diesem Gesichtspunkte wenigstens betrachtete Mirabeau anfangs dieses Ereigniß, so weit es seine äußere Lage betraf; überdies beweinte er es schmerzlich und lange, denn er hatte den Knaben um so zärtlicher geliebt, je verwaister er sich selber fühlte. „Ach", schrieb er Sophien, „mein Sohn hatte die ersten Gefahren der Kindheit überstanden, und schien das längste, vielleicht auch das glücklichste Leben vor sich zu haben, denn sein Vater wäre gütig und liebevoll gewesen. O gewiß, er wäre es gewesen und hätte, um ihn gegen jene zu vertheidigen, die es nicht sind, eine Kraft, Verwegenheit und Gewandtheit an den Tag gelegt, wie er sie in seiner eigenen Sache nie entwickeln wird. Es ist nicht mehr, dieses Kind, das ich, seit es in der Wiege lag, nie mehr umarmt habe, das aber, Du weißt es, meinem Herzen immer nahe war, selbst mitten im Taumel des entzückendsten Liebesrausches. Auch ich konnte ausrufen: «O mein Sohn, wie theuer kommt dein Dasein deinem Vater zu stehen.» Er ist nicht mehr, und ich habe nichts von ihm erfahren, als seinen Tod." „Wir haben also", erwiderte Sophie, „nur unsere Tochter mehr; denn ich betrachtete Deinen Sohn als den meinigen. Mit welcher Freude

hätte ich an ihm Mutterstelle vertreten! Ich erkenne Deinen Schmerz nur zu deutlich, obschon Du mir ihn verbergen willst: ich weiß ja, wie sehr Du ihn liebtest. Mit welcher Rührung sprachst Du mir von ihm in den Tagen unseres Glückes!..." Und da Mirabeau in demselben Briefe, worin er ihr den Tod seines Sohnes meldete, davon sprach, daß „ein schwacher Schimmer das Dunkel seiner Kerkernacht erhelle", so rief sie ihm getröstet und tröstend zu: „O mein theurer Freund, Du gibst mir das Leben wieder durch die Hoffnung, weil sie Dir wiedergekehrt ist: ohne Zweifel ist sie sehr gegründet, da sie sich auf Herrn Lenoir's Güte stützt. Auch weiß ich, daß Du Dir nicht leicht schmeichelst, daß Du nicht, wie ich, Deine Hoffnungen am gleichen Tage entstehen und vergehen siehst, und deshalb setze ich darauf das größte Vertrauen. O mein Freund, so wäre es wirklich wahr, daß Du frei wirst und daß wir uns wiedersehen sollen? Sei es, und ich genieße schon mehr als drei Viertheile meiner Freiheit. Ich habe sie aber oft in so weiter Ferne gesehen, daß ich doch fürchtete, der Lebensüberdruß gewänne endlich die Oberhand. Ich hörte Dich in Deinem letzten Briefe den Tod rufen, ich sah, wie er uns gänzlich trennte, ehe wir wieder vereinigt waren... Gabriel, ich habe dabei bitter geweint... Unter dem Vorwande, Tibull zu übersetzen, sagtest Du mir so traurige Dinge! Ich glaubte, Du hättest die Gewißheit, daß wir uns nicht wiedersehen würden, und je öfter ich das Heft durchlas, desto mehr bestärkte ich mich in diesem Glauben..." Aber ein einziges Wort des Geliebten zerstreut die bangen Besorgnisse und erfüllt ihr das Herz mit neuer Zuversicht. „Ja, mein Freund", gibt sie bestärkend zur Antwort, „wir werden uns wiedersehen, ich glaube es, weil Du mir es sagst: was würde ich nicht glauben, wenn Du mir es versicherst! Wir werden wieder glücklich sein." Auf andere Gegenstände übergehend, fügte sie dann bei: „Ich habe Emil gelesen, mir viel angemerkt und Alles empfohlen, was jetzt für unser Kind paßt und von einer Amme geschehen kann. Es sind vortreffliche Sachen in dem Buche, aber man muß es sehr hart finden, nicht im Stande zu

sein, sie selber ausführen zu können, und Niemand wird sich für fremde Kinder so viele Mühe geben... Rousseau hat einen reizenden Stil, der mir mit dem eines unserer Bekannten eine auffallende Aehnlichkeit zu haben schien... Ich habe auch seine Heloise gelesen, trotz des strengen Verbotes, mir Romane in die Hände zu geben... Man muß lieben, um an diesem Geschmack zu finden. Ich finde, daß sie zuweilen die nämlichen Gedanken gehabt haben wie wir, und weiß ihnen Dank dafür: die Liebenden sind nur liebenswürdig, so weit sie meinem Geliebten gleichen. Diese Julie ist ein sonderbares Mädchen, daß sie den Mann, welchen sie anbetet, überall und immer zum Opfer bringt! wie wenn Freundschaft und Liebe nicht diejenigen Bande wären, welche die meisten und unverletzlichsten Pflichten auferlegen, weil sie freiwillig sind. Einen lieben, den Andern heiraten! Ich hätte das Buch beinahe verbrannt, als sie ihm schrieb, wen sie wählen würde, ihn oder ihren Gatten... Sie führten auch Tagebücher: ich habe für Dich lange eines geschrieben, aber mehr als drei Viertheile davon sind verloren gegangen, und mein Leben ist so einförmig, daß ich darin nur wenig aufzeichnen kann. Wenn jedoch mein Herz so voll ist, daß es nothwendig überströmen muß, dann schreibe ich — Du sollst eines Tages dies Alles erhalten, und wirst daraus mein Benehmen und meine Gedanken ersehen..." „Bist Du wirklich so dreist", entgegnete ihr Mirabeau, „meinen Stil mit dem Rousseau's zu vergleichen, Rousseau's, eines der größten Schriftsteller die es gab, dessen immer hinreißende, immer von der scharfsinnigsten Dialektik unterstützte Beredsamkeit durch einen so feinen Geschmack geleitet wird, und nie die sorgfältigste Feile vermissen ließ, außer vielleicht in der Heloise, wo er Nachlässigkeiten erkünstelte. O Sophie, Sophie, wo bleibt Dein Verstand, Dein Takt, Deine Gerechtigkeit? Es sind vortreffliche Sachen im Emil, sagst Du. Was ist denn darin nicht vortrefflich? Herrliche Anordnung, bewundernswerthe Einzelnheiten, zauberische Sprache, tiefsinnige Gedanken, neue Wahrheiten, umfassende Beobachtungen. Weißt Du wol, daß Du von einem der Meisterwerke

dieses Jahrhunderts sprichst? Weißt Du, daß fünf bis sechs Trauerspiele Voltaire's, ein Theil seiner Henriade, der Geist der Gesetze, Buffon's Naturgeschichte, Raynal's Geschichte beider Indien und Emil die Werke sind, auf welche wir der Nachwelt gegenüber stolz sein können? Und Du vergleichst ein Kind mit einem solchen Manne, mit einem Manne, der so groß ist durch seine Tugenden und sein Genie. Er hatte die bewunderungswürdige Klugheit, erst nach dreißigjährigen Studien aufzutreten; jede seiner Schriften war aber auch ein großer Schritt zum Ruhme. Und ich, der ich mit 20 Jahren drucken zu lassen wagte, was habe ich zu Stande gebracht? Eine schlechte Flugschrift, in der sich einige Wahrheiten, sowie vielleicht einige kräftige Schilderungen finden, die eine stolze und edle Seele und einen Feuerkopf verrathen; aber noch einmal, das Buch ist abscheulich; ja, Sophie, abscheulich, denn Einzelnheiten machen kein Buch. Es ist ein Flickwerk und trägt den Stempel aller Fehler des Alters, in dem ich schrieb; es ist plan- und formlos, und hat weder Correktheit noch Methode. Das ist mein einziger Rechtstitel; das Uebrige liegt in meiner Mappe und wird sie vielleicht nie verlassen. Ich weiß, gute Sophie, was ich hätte leisten können; ich weiß es, weil jeder sich seiner Fähigkeiten bewußt ist, und besonders, weil man mich herabwürdigen wollte. Ohne Zweifel besitze ich ein redliches Herz, eine starke Seele, vielleicht auch Begeisterung, Einsicht und genug Kenntnisse für einen Mann, der, streng genommen, nie einen Lehrer hatte. Aber, guter Gott, welcher Abstand ist von da zum männlichen, tiefen, schöpferischen und erhabenen Genie Rousseau's! O Sophie, Du machst, daß ich über mich selbst erröthe. Nein, mein Stil hat mit dem seinigen nichts gemein, obwol außer Dir noch Andere dies behauptet haben. Mein Stil ist erträglich, weil er mir eigenthümlich ist, weil er gewöhnlich das Gepräge des Gegenstandes trägt, über den ich spreche oder schreibe, indem ich nur sage oder schreibe was ich denke. Und darin besteht, wie ich glaube, das große Geheimniß: man muß dem Zuge seines eigenen Charakters, der natürlichen Richtung seines Geistes, den

Eingebungen seines Gefühls folgen. Ja, Sophie, vor allen Dingen fühlen. Aber Körper und Geist brechen mir unter den wiederholten Schlägen allzu langen Unglücks zusammen. Meine Blüten sind verwelkt, meine Früchte vor der Reife abgefallen... Ich gebe Dir Heloise preis, wenn Du mir einräumst, daß dieses regellose, mangelhafte, vielleicht schlecht entworfene und oft vernachlässigte Werk dennoch reich an Schönheiten ist, die zur Bewunderung hinreißen und süße Thränen entlocken. Hundertmal habe ich Heloise kritisch beurtheilen wollen, und hundertmal habe ich geweint, bewundert, gelesen und Jene bedauert, die strenger zu sein vermochten als ich. Wie hat Voltaire, dieser Voltaire, den sein eigenes Genie so hoch über den Neid erhob, den Tugendhaftesten der Menschen mishandelt, der ihm nur Lob spendete, der unglücklich, arm, verfolgt war, der nicht in seinen Wirkungskreis eingriff und ihm, wagen wir es auszusprechen, in seinem eigenen überlegen war! Voltaire, der so viele Ansprüche auf Unsterblichkeit hat, Voltaire, der vielleicht mehr als irgend jemand die Bewunderung und Verachtung seiner Mitmenschen verdiente, war für die Bühne ein Genie ersten Ranges, als Dichter durchaus groß, in der Geschichte der Menschheit eine wunderbare Erscheinung; in seinen geschichtlichen und philosophischen Werken aber spielte er häufig nur den Schöngeist, während Rousseau, durch seine Sitten, seinen edeln und unerschütterlichen Muth und die Beschaffenheit seiner Arbeiten, unserer ganzen Verehrung würdig, der Gott der Beredsamkeit und der Apostel der Tugend ist, für die er uns stets Ehrfurcht einflößte, und seine erhabenen Talente nie weder zum Spotte noch zur Schmeichelei misbrauchte." „Der ökonomistische Philosoph, den Du so leichtfertig behandelst", fährt Mirabeau mit Bezug auf eine andere Stelle von Sophiens Schreiben fort, „sagte einst in meiner Gegenwart zum König von Schweden, der ihn, ich weiß nicht warum, mit Montesquieu verglich: Die veralteten Träumereien dieses so sehr gerühmten Mannes werden nur noch im Norden geschätzt. Das war, wie Du siehst, bescheiden und artig. Ich bin gewiß kein fanatischer Lobredner des

Geistes der Gesetze. Die Grundsätze, welche dieses schöne Werk enthält, scheinen mir größtentheils falsch oder gewagt. Der Muth des Verfassers ist mir verdächtig, und seine Klugheit hat das Ansehen von Zaghaftigkeit; er hat die Menschenrechte oft verkannt oder verrathen. Seine so glänzende, kräftige und reine Sprache endlich ist nicht immer frei von Zwang und Künstelei, und es thut weh, einen so großen Mann nach Spitzfindigkeiten haschen zu sehen. Anderseits ist mir, was mein Vater Gutes gethan und Wahres geschrieben, ebenso wohl bekannt, wie die apokalyptischen Plattheiten, welche er seit 15 bis 16 Jahrrn aufstapelt und die ich von Anfang bis zu Ende zu lesen, die verdienstliche Geduld hatte. Der Menschenfreund und seine Bücher werden jedoch sicher schon lange vergessen sein, bevor man den Geist der Gesetze als ein Meisterwerk des menschlichen Geistes zu betrachten aufhört."

XVII.

So brach demnach das dritte Jahr von Mirabeau's Gefangenschaft nicht in ganz hoffnungslosem Dunkel an, und das neue Leben entwickelte sich für ihn aus dem Tode seines Sohnes. Vater und Oheim wurden durch dieses Ereigniß tief erschüttert — ihrem Geschlechte schien die Zukunft abgeschnitten, und der Marquis schrieb seinem Bruder, dieser Schlag habe ihm den Glauben an seine Stärke genommen und das letzte Band zerrissen, welches ihn an die Erde geknüpft. Der Bailli benutzte diese zerknirschte Stimmung und warf die Frage hin, ob man der Frau von Mirabeau, die in ihrer Betrübniß über den Verlust des Knaben den Wunsch geäußert hatte, das Haus ihres Schwiegervaters zum Aufenthalte zu nehmen, nicht zu verstehen geben könnte, dies lasse sich nicht ausführen, wenn sie sich nicht mit ihrem Gatten vereinige. „Was diesen betrifft", fügte er bei, „so wird man in diesem Lande, wo man sich, wie Du weißt, so gern rühren läßt, sagen, daß ihm eigentlich nichts zur Last fällt, als Unord-

nung; daß, wenn er eine Frau entführt hat, dies ein in seinem Alter verzeihlicher Jugendstreich ist. Du kennst ja Babylons Moral; das ist fürwahr die Stadt, nach der sich Jugurtha umwandte."

Der Marquis ließ sich jedoch nicht so leicht beschwichtigen. „Möge man schwatzen was man will", erwiederte er; „thue nur jeder mit seinen eigenen Narren und jenen, welche ihm die Vorsehung anvertraut hat, das, was wir mit unsern thun, und man wird nicht so viel Klagen und Abscheulichkeiten hören; möge man mich übrigens vorgefaßter Meinungen, der Härte, Verfolgung, Rachsucht beschuldigen, das liegt ganz im Laufe der menschlichen Gedanken und Zänkereien und ich lache darüber. Ich lebe aber in einer Zeit, wo man sich nur durch Dummheiten oder Verbrechen Lob erwerben kann; ich weiß, daß man hier auf Erden der Ungerechtigkeit bloßgestellt ist, und daß man, wenn man sich nicht vertheidigen kann, den Hammer aus der Hand gibt und völlig zum Amboß wird... Ich unterhalte mich daher fortwährend mit meiner Seele und lege meine Entwürfe täglich der Vorsehung zu Füßen; denn es war immer meine Meinung, daß alle menschliche Ungeduld und Sorge ein Anlauf zur Empörung und eine zaghafte Nachahmung der Missethat Satans ist, und daß in Sachen irdischer Gerechtigkeit und guten Rufes, sowie was Jugend, Gesundheit, Reichthum, Macht und Dauer betrifft, alles Leid des Menschen aus dem Verdrusse stammt, daß er nicht Gott ist. Nachdem ich endlich mein Herz vor Ihm jeden Tag geprüft und gereinigt, ist meine Beharrlichkeit nur um so größer, und ich sage zu mir selber: Wenn du dich irrst und dein Vorhaben nicht gerecht ist, so wird die Vorsehung in ihrer Weisheit es vereiteln."

„Den Bewohner von Vincennes anlangend", schreibt der Marquis in einem gleichzeitigen Briefe, „so kenne ich ihn, selbst wenn man alle seine kundbaren Frevel als nicht begangen betrachtet, als einen ruchlosen Bösewicht, abgesehen von jeder körperlichen Verkehrtheit. Ich weiß aber auch, daß er körperlich toll ist; sogar ein Tag von Damaskus würde diesen Menschen nicht auferwecken. Es steht daher nicht in meiner Gewalt, aus Eitelkeit

eine Grausamkeit zu begehen, und ein solches Subject von neuem zu paaren, um das Schloß Marignane an das Schloß Mirabeau zu flicken."

„Mein Vater will mich hier sterben lassen, mit Beistand der Liebe werde ich ihm jedoch einen Strich durch die Rechnung machen" — rief der Gefangene, und setzte der Hartnäckigkeit des Hasses, womit man ihn verfolgte, die unerschöpflichen Hülfsmittel entgegen, womit ihn diese durch kein Hinderniß besiegbare Liebe ausrüstete. In den Briefen, welche er in diesem Zeitraume, angefeuert durch den flüchtigen Sonnenblick, der in seinen Kerker gedrungen war, an Sophien schrieb, gewinnt die Hoffnung immer mehr Raum, und die verzweiflungsvollen Klagen, die Spuren von Entmuthigung werden immer seltener. Wie Antäos scheint er mit jeder Bewegung, die ihn der Geliebten nähert, doppelte Stärke zu gewinnen, und wenn er seine Fesseln auch noch nicht abzuschütteln vermag, so sieht er sie doch im Geiste schon gesprengt und entwirft Pläne für eine glückliche Zukunft. Jenseits des Oceans kämpft, von der ältesten Monarchie Europas unterstützt, ein junges Volk um seine Freiheit: Mirabeau will in die Reihen desselben eintreten. „Die Bostoner sind meine Helden", schreibt er Sophien, „die meisten Franzosen, welche sich zu ihnen gesellt haben, sind es jedoch nicht.... Du weißt, daß wir durch einen sehr gescheidten Vertrag, dessen Abschluß ich mit Ungeduld erwartete, ihre Unabhängigkeit anerkannt haben. Die Freiheit wird also auf Erden einen Zufluchtsort bekommen!" Ueber Krieg und Soldatenwesen im Allgemeinen war er aber wesentlich anderer Meinung geworden. „Ohne Zweifel", bemerkte er, „hegte ich eine leidenschaftliche Vorliebe für meinen Stand. In den Vorurtheilen des Dienstes auferzogen, von Ehrgeiz entflammt, ruhmsüchtig, rüstig, verwegen, feurig und doch sehr kaltblütig, wie ich es in allen Gefahren erprobte, worin ich mich befand, von der Natur mit ausnehmend raschem Ueberblicke begabt, mußte ich mich zum Soldaten geschaffen glauben. Alle meine Pläne nahmen daher diese Richtung, und obschon mein Geist, nach jeder Art von Kenntnissen dürstend, sich in allen Ge-

bieten umsah, so waren doch fünf Jahre meines Lebens fast ganz militairischen Studien gewidmet. Es gibt weder in todter noch in lebender Sprache ein kriegswissenschaftliches Buch, das ich nicht gelesen; ich kann Auszüge aus 300 militairischen Schriftstellern vorzeigen, ausführliche, vergleichende, mit Anmerkungen begleitete Auszüge, sowie Denkschriften über alle Theile des Faches, von den wichtigsten Gegenständen des Krieges angefangen bis zu den Einzelheiten der Ingenieur- und Geschützkunst, und sogar des Verpflegungswesens. Du siehst wohl ein, daß man solche Vorarbeiten nicht gern unbenutzt läßt, und für die Entwürfe, um derentwillen sie unternommen worden, Neigung behält. Allein außerdem, daß ich nur noch eine Leidenschaft habe, der mein ganzes übriges Leben untergeordnet ist und bleibt, so haben sich meine Ansichten über diesen Punkt schon seit langer Zeit verändert. Ich glaube nämlich erstens, daß die Menschen und folglich auch die Könige nur Das verleihen können, was sie selber besitzen, also die Befugniß, gerechte und den unabänderlichen Gesetzen der Natur gemäße Handlungen zu verrichten. Ein tugendhafter Mensch muß daher der einzige Richter über die Rechtmäßigkeit des Krieges sein, den es zu führen oder zu unterlassen gilt. Diese Grundsätze, welche die meinigen sind und bleiben, vertragen sich nicht mit einer Uniform. Die stehenden Heere dienten ferner immer nur zur Begründung und Aufrechthaltung willkürlicher Gewalt; ich gehöre aber nicht zu jenen Miethlingen, die blos ihren Brotherrn kennen und nie daran denken, daß dieses Brot vom Volke bezahlt wird; die es sich zur Ehre rechnen, einem Menschen zu dienen, während sie sich ausschließend zur Vertheidigung ihres Vaterlandes bestimmt glauben sollten; die den Winken desjenigen gehorchen, den sie ihren G e b i e t e r nennen (ein abscheuliches, für König und Nation schimpfliches Wort), ohne zu erwägen, daß ihre Uniform dadurch zur Livree herabgewürdigt wird, ohne zu wissen, daß das niederträchtigste, gehässigste und erbärmlichste Handwerk darin besteht, sich zum Helfershelfer eines Despoten, zum Kerkermeister von Mitbrüdern herzugeben; der Dienst behagt mir also nicht. Seit ich mich

endlich überzeugte, daß mein Vater gar nichts für mich thun wollte und nur die Absicht hatte, mir jede Laufbahn zu verschließen, nahm ich mich zusammen und vertiefte mich in andere Fächer, die mich der Reihe nach anzogen, so daß ich vielleicht für die auswärtigen Angelegenheiten ebenso tauglich geworden bin, wie ich es in meinen schönsten Tagen für den Krieg war; besonders jetzt, wo meine Sehkraft ungemein abgenommen hat... Allein der Philosoph, der mich mit 15 Jahren einen Dummkopf betitelte, der, als er einen unserer besten Generale mich nach dem Feldzuge in Corsica einen ausgezeichneten Setzling in der Pflanzschule unserer jungen Offiziere nennen hörte, sich äußerte, dies scheine in der That mein einziges Talent zu sein, und der jetzt endlich versichert, daß ich teufelmäßig Geist habe, woraus folgt, daß ich ein der Besserung unfähiger höllischer Bösewicht bin, daß aber mein Geist nur in einzelnen Lichtblitzen und Funken aufflackert, und keiner zusammenhängenden Arbeit und Ueberlegung gewachsen ist (ohne Zweifel, weil ich es in der Mathematik binnen zwei Jahren über die Integral- und Differenzialrechnung hinaus gebracht habe), derselbe Philosoph will durchaus nicht, daß ich mein Grab verlasse, und weigert sich sogar, das Leichentuch zu bezahlen." Mirabeau bat also die Minister wiederholt um Erlaubniß, sich den nach Amerika bestimmten Truppen anzuschließen; da jedoch seine Gesuche unberücksichtigt blieben, so rief er mismuthig aus: „Man sagte mir vor nicht langer Zeit, ich sei geschaffen, eine Rolle zu spielen. Ja, ich war dazu geschaffen, und weiß es gewiß besser als sie, die von mir nichts kennen, als die rauhe Oberfläche einer stürmischen und jetzt durch das Unglück verbitterten Jugend. Allein sie stießen mich von sich, als ich ihnen die Hand bot — hol' sie der Teufel! Ich werde in Zukunft, wenn ich je wieder zum Leben erwache, nur für meine Freundin, meine Wohlthäter und für mich leben... Aber dein Vaterland!... Es gibt keines in einem geknechteten Lande... Dein Ruf!... Ich kümmere mich nicht um ihn und rufe mit Lafontaine: Laßt uns genießen... Ich bin 29 Jahre alt, mein Haar wird grau, und obschon ich weiß, daß man mit einer zer-

rütteten Gesundheit lange leben kann, so ist es doch wahrscheinlich, daß ich bereits die eine Hälfte meiner Bahn zurückgelegt habe: ich werde die andere nicht mit eitler Rache vergeuden..." So fremd aber auch rachsüchtige Erbitterung Mirabeau's Natur war, die Geißel, welche er über das Treiben der Gewalt schwang, der er selbst zum Opfer gefallen war, verlor darum nichts an Schärfe. „Freiheit der Presse!" schrieb er Sophien, „wahrlich, da hast Du die rechte Saite berührt. Siehst Du denn nicht, daß alle Wessire und Halbwessire, Sultaninnen und Zofen, betitelte Speculanten, bebänderte Lakaien, beschützte Diebe, bevorrechtete Alleinhändler u. s. w., und Millionen u. s. w. glauben oder sagen würden, daß der König nicht mehr König ist, wenn er das Licht der Oeffentlichkeit benützen will, statt es zu ersticken. Ein gewisser Oenomaus warf mitten unter die Priester, welche die Orakel auslegten, ein Buch mit dem Titel: Die entlarvten Betrüger — das wird immer das Verbrechen der Philosophen sein. Nun habe ich Dir aber bewiesen, daß die Biedermänner, welche man Minister heißt, gerade solche Quacksalber sind, wie die Priester; denke also stets daran, daß Despotismus und Willkür die heilsamsten Einrichtungen sind, weil sie das Regieren am meisten vereinfachen und beschleunigen. Du weißt auch, daß der Despotismus immer gerecht sein kann und muß; denn die Könige sind zu allen Zeiten Väter ihrer Völker gewesen, und ihre Beamten waren stets ehrliche Leute und werden es in alle Zukunft bleiben; und diese neuen Argusse haben genug Augen, um Alles zu sehen; sie haben sie gehabt, haben sie und werden sie haben, und kein Merkur kann sie einschläfern; und es gab, gibt und wird geben ein Geschlecht leidenschaftsloser, unfehlbarer, vollkommener, zum Dienste vollkommener Despoten eigens bestimmter Menschen, und diese engelgleichen Wesen werden eine Reihe engelgleicher Nachkommen haben. Dies Alles ist unzweifelhaft; was brauchen wir also Freiheit der Presse? Arme Tröpfe, die wir sind! lassen wir uns führen; es ist nicht gut, daß Sklaven die Augen aufgehen." So bildeten diese Briefe, indem sie in unversiegbarer Fülle auf-

tauchenden und einander verdrängenden Gedanken zum Abflusse dienten, eine Quelle der Belehrung für künftige Zeiten, und senkten in den Schoos der Liebe verborgene Keime, die ihre Wurzeln weithin ausbreiten und zu mächtigem Wachsthum gelangen sollten. Auf jedem Schritte begegnet man neuen und kühnen Wahrheiten, treffenden Urtheilen, leidenschaftlich bewegten und doch das Maß des Schönen selten überschreitenden Ergüssen. „Glaube ja nicht", heißt es zum Beispiel an einer Stelle, „daß ich, indem ich uns zum Bunde mit den Vereinigten Staaten von Amerika Glück wünschte, damit sagen wollte, unser Vortheil erfodere, England zu Grunde zu richten. Keineswegs; Vortheil und Gerechtigkeit gehen stets Hand in Hand. Ich sagte es vor acht Jahren bei Herrn von Monteynard — er war damals Minister und ich noch sehr jung. Man politisirte ins Blaue hinein über die Mittel, das europäische Gleichgewicht herzustellen — denn die meisten neuern Staatsmänner reiten auf diesem Steckenpferde, ohne zu wissen, was die Worte europäisches Gleichgewicht bedeuten. Ich äußerte sehr bescheiden: Ich kenne ein sicheres Mittel, den Engländern so viel Schiffe zu verbrennen, als wir besitzen. Man blickt mich an, ich halte einen Augenblick inne und füge dann bei: Ja, ein unfehlbares Mittel — wir brauchen blos die unsrigen zu verbrennen. Die Einen hielten mich für einen Narren, die Andern für einen Spötter, und vielleicht merkte niemand, höchstens den Einzigen ausgenommen, welchem meine Worte galten, daß ich Recht hatte. Glaube mir, Sophie, die Interessen der Völker sind unauflöslich verknüpft, trotz der Thorheit der Menschen und ihrer verkehrten Bestrebungen. Ich habe keine Lust, Dir hier eine Vorlesung über Politik zu halten; aber sei überzeugt, daß, so lange England und Frankreich nicht durch einen Handelsvertrag verbunden sind, der jeden Anlaß zu Zwistigkeiten beseitigt, eine dieser Nationen und vielleicht beide schlecht regiert sein werden. Man mußte die amerikanischen Colonien unterstützen, um die stolzen und enthusiastischen Britten zu zwingen, ihrem ehrgeizigen Wahne zu entsagen, und dies heißt sie retten. Aber auch wir haben hohe Zeit, den Weg des Heiles

einzuschlagen..." „Das Jahrhundert Ludwig's XV.", bemerkte Mirabeau ein anderes Mal, von der Politik auf die Literatur abspringend, „ist ein sehr schlechtes Stoppelwerk, und überhaupt hätte Alles, was Voltaire seit Tancred schrieb, zwei bis drei Gedichte wie den Brief an Boileau ausgenommen, aus Achtung für ihn vor dem Drucke verbrannt werden sollen. Er hat Herrn von Buffon mishandelt wie alle großen Männer; ich sage alle, keinen einzigen todten oder lebenden, höchstens Newton, vorbehalten, der sein Liebling war, weil er ihn ziemlich mangelhaft verstanden und gedeutet hatte. Herr von Buffon hat ihm nur mit öffentlichen Lobsprüchen und, was der sicherste Prüfstein des Genies und der Ueberlegenheit ist, mit Einfachheit und Bescheidenheit geantwortet. Ich glaube nicht, daß es auf der Welt etwas Lächerlicheres gibt, als was Voltaire über Naturgeschichte geschrieben hat, so tief können Unwissenheit und Spottsucht selbst das Genie erniedrigen; ich begreife jedoch nicht, wie der abscheulichste Neid in der Seele eines so großen Mannes Wurzel fassen konnte... Ja, Rousseau ist gestorben, im Elend gestorben — o Gott! Gott! und so viele reiche Thoren und goldschimmernde Tyrannen belasten die Erde..."

Neben dem Briefwechsel beschäftigte sich Mirabeau fortwährend mit literarischen Arbeiten, die er für Sophien bestimmte; namentlich stammt aus diesem Zeitraume eine Abhandlung über die französische Sprache und ein Versuch über alte und neuere Literatur. Von dem Augenblicke an, wo er Grund zur Hoffnung bekam, widmete er auch seiner Gesundheit größere Sorgfalt, die so angegriffen war, daß er z. B., weil er Milton's Schicksal fürchtete, sich täglich eine Stunde mit geschlossenen Augen zu schreiben übte. Das Wohlwollen Lenoir's, insbesondere aber die Herzensgüte seines Secretairs, Boucher, der dem Gefangenen näher stand, leistete ihm wesentlichen Vorschub; und diese Beiden waren es auch, welche die Unterhandlungen, die jetzt endlich in Gang kamen, um seine Befreiung vorzubereiten, anknüpfen halfen und vielfach förderten. Ihre Berichte hatten bereits dazu beigetragen, die Gewalthaber günstiger zu stimmen,

und dem „Menschenfreunde“ drohte von Neuem die Gefahr, die Minister weichherziger zu sehen, als er selber war. Maurepas fand durch ein zweijähriges untadelhaftes Benehmen manche Anschwärzungen widerlegt und meinte, Alles habe sein Ziel; ja, er gab sogar seinem Schwager, dem Herzoge von Nivernois, der ihn im Namen des Marquis um schärfere Befehle bat und ihn ersuchte, die Spießgesellen des Gefangenen und seiner Mutter u. s. w. aus Paris entfernen zu lassen, die barsche Antwort: „Da haben wir 60 Briefe oder Befehle für die Familie Mirabeau! sie brauchte ja einen eigenen Staatssecretair. — Wenn man Alle aus Paris verwiese, die dort von Ränken leben, so wüchse Gras in den Straßen. Der Vater hält mich für seinen Geschäftsführer: ist es nicht eine Schande, daß die ärgerlichen Händel in seiner Familie kein Ende nehmen? Der König will nichts mehr davon hören.“ Dieser Stand der Dinge blieb Mirabeau nicht unbekannt. „Der Stern des Menschenfreundes erbleicht“, schrieb er Sophien, „man greift ihn von sehr vielen Seiten an; sein Schild geht in Trümmer; sein Ruf wankt, er läßt den Kopf hängen und seine Kunstgriffe kommen an den Tag... Man ist seiner Härte satt, man ist es müde, ihn aus einem Munde sagen zu hören, daß seine Gegner Verleumder sind, daß er sie verachten darf, und daß man ihn seine Bürde allein tragen lassen muß, indem er der unglücklichste der Väter und der bedauerungswürdigste der Gatten sei. Man findet, daß er seine Bürde ziemlich bequem trägt, und daß diese schönen Redensarten nicht erklären, wie es kommt, daß ein, ich sage nicht edelmüthiger, sondern nur mit dem gewöhnlichsten Maße von Gefühl begabter Mann seine zu Boden gestreckten Feinde schlägt, seine Frau 14 Tage, nachdem er seinen Proceß gewonnen, einsperren läßt, und ihr und seinen Kindern Alles verweigert, nachdem er ihnen mit der Freiheit auch die Mittel genommen, sich zu vertheidigen. Man glaubt, der Menschenfreund müsse ebenso gut und sogar noch eher als ein Anderer seine allzu gerechten Klagen begründen, wenn er sich bemüßigt sieht, gegen zwei Drittel seiner Familie Strenge zu gebrauchen.“

Mirabeau hätte also wahrscheinlich gewonnenes Spiel gehabt, wenn er, gestützt auf die Fürsprache Lenoir's, dem sinkenden Einfluß des Marquis Trotz geboten und bei den Behörden Schritte gethan hätte, um seine Loslassung zu erwirken. Es öffnete sich ihm jedoch zugleich ein anderer Weg, der ihn schneller und sicherer ans Ziel zu führen versprach, und den er auch deshalb vorzog, weil er ihn nicht mit seinem Vater in offenen Widerspruch verwickelte. Der Marquis war, so erbittert er sich auch stellte, eigentlich nicht abgeneigt, den Gefangenen wieder in Freiheit zu setzen; denn es lag ihm die Fortpflanzung des Riquettistammes am Herzen, zu welchem Geschäfte aber sein jüngerer Sohn nicht tüchtig schien. „Mein Bruder ist nicht verheiratbar", heißt es in einem Briefe Mirabeau's an Sophien, „und der Grund, den Dupont dafür angibt, wird Dir spaßhaft vorkommen: er sei nämlich, meinte er, ein noch ärgerer Taugenichts als ich; nicht, fügte er bei, als ob wir Beide Bösewichter wären, wir hätten nur vertrackte Köpfe, mit dem Unterschiede, daß der meinige zu etwas nütz sei, während mein Bruder, in Liederlichkeit und Völlerei versunken, zweimal so dick als ich und um fünf Zoll kleiner, ganz unfähig in sich zu gehen und mit 25 Jahren so alt, wie andere Menschen es gewöhnlich mit 60 sind, nicht dem geringsten Plane einen Halt bieten zu können scheint. Du begreifst aber, daß mein Vater nicht gern seinen Namen erlöschen und wenigstens 60,000 Livres jährlichen Einkommens seiner Familie abhanden kommen sieht. Wie soll er jedoch gestehen, daß er Unrecht gehabt hat, mich so weit zu treiben? oder daß er mich nur frei läßt, um die Rasse fortzupflanzen?" Es mußte also ein Mittel ausfindig gemacht werden, den Schein zu retten, und was konnte dem Zwecke besser entsprechen, als wenn eine Versöhnung zwischen den Gatten vorausging und die Befreiung zum Behufe ihrer Wiedervereinigung erfolgte? Den Gedanken, auf dieser Grundlage die Unterhandlungen anzuknüpfen, faßte neben dem Bailli zuerst Frau du Saillant, Mirabeau's ältere Schwester; das Amt des Vermittlers aber übernahm Dupont, später von Nemours zubenannt,

Schüler und Hausfreund des Marquis und mit Mirabeau selber von Jugend an vertraut.

XVIII.

Allein so begierig Mirabeau sich auch nach Freiheit sehnte, so war er doch fest entschlossen, sie durch kein erniedrigendes Zugeständniß und am wenigsten auf Kosten Sophiens zu erkaufen. Vor seinem Vater sich zu demüthigen und ihn um Verzeihung zu bitten, dazu war er ganz bereit. „Ein solcher Schritt“, schrieb er an Boucher, „ist stets passend und schicklich, selbst wenn man nicht Unrecht hat, und ich habe gewiß Unrecht gehabt. Welches Verfahren man auch gegen mich eingeschlagen haben mag, es entschuldigt mich wol, rechtfertigt mich aber nicht, und Gegenvorwürfe sind nur die Waffen der Undankbaren...“ „Dagegen“, fuhr er fort, „glaube ich und werde immer glauben, daß die Ehre mir ebenso wenig als die Liebe gestattet, in das Haus der Frau von Mirabeau zurückzukehren, oder sie wieder in das meinige aufzunehmen, außer mit Einwilligung oder vielmehr auf Befehl Sophiens...“ Es lag in dieser Berufung auf die Geliebte allerdings einige Selbstsucht; denn Mirabeau wußte wohl, daß sie jedes Opfer bringen würde, um seine Befreiung zu fördern — durfte er aber ein solches Opfer annehmen? Es scheinen indessen zwischen ihnen schon früher auf einen solchen Fall bezügliche Verabredungen getroffen worden zu sein, und überdies blieb Mirabeau, wenn er sich aus dem Kerker retten wollte, ohne seinen Vater tödtlich zu kränken, keine andere Wahl.

Das Ergebniß der ersten Zusammenkünfte, die, im Mai 1779, zwischen Mirabeau und Dupont stattfanden, war also nebst Briefen an Vater und Oheim, auch ein Schreiben an die Gattin, das folgendermaßen lautete:

„Man kann, Madame, nicht innig verbunden gewesen sein und einander ganz fremd werden. Ich glaube Ihnen Beweise gegeben zu haben, daß mein Charakter einige Achtung verdiente.

Später beging ich Fehler, die ich nicht beschönigen will, die ich aber vielleicht so schwer gebüßt habe, als sie gebüßt werden sollten. Sind Sie für mich todt, oder halten Sie mich für todt? Wenn Sie sich Dessen erinnern, den Sie liebten, so kann es Ihnen nicht unbekannt sein, daß sein Herz mitten unter den heftigsten Aufwallungen eine Wohlthat als heiliges Band betrachtet. Ich werde Sie nicht bitten, an meinem Loose Theil zu nehmen und mir das Dasein wiederzugeben: ich kann es jedoch nur von Ihnen erwarten und habe Grund zu vermuthen, daß mein Vater es Ihnen nicht verweigern würde. Daß ich Ihnen über diesen Gegenstand schreibe, zeigt Ihnen hinlänglich, daß ich mich fähig fühle, Ihre Verwendung mit Dank anzuerkennen. Wenn Sie selber sich unter diesen Umständen keine Verpflichtung auferlegen, so muß ich schweigen; thäten Sie es aber, so erlangten Sie Rechte auf mich, die mir immer theuer und ehrwürdig bleiben würden. Wir haben einen Sohn verloren. Dies war für mich ein großer Schmerz; ich weiß, daß es auch für Sie einer war. Hat dieses traurige Ereigniß jedes Band zwischen uns zerrissen? Ich will es nicht glauben, und da wir beide dadurch gleich tief betrübt worden sind, so stelle ich mir vor, daß Sie meinem Charakter und meinen Gesinnungen im Grunde Gerechtigkeit widerfahren lassen."

In dem Briefe an den Vater hieß es unter Anderem: „Sie sagen und glauben, daß ich ein Narr bin. Wenn ich es bin, dann habe ich wenigstens ein Recht auf Ihr Erbarmen, und meine Lage ist sehr grausam; ich bin es jedoch nicht, obgleich ich der größten Thorheiten fähig war. Zweijährige Einsamkeit hat mir gestattet, mein Herz zu erforschen. Es ist gut, aber feurig; mein Geist selbst ist ein Gemisch von Gutem und Bösem. Meine allzu glühende, allzu stürmische und bewegliche Einbildungskraft trägt die Schuld meiner Fehler, Vergehen und Leiden. Sie ist jetzt abgestumpft und gelähmt. Der alte Mensch lebt nicht mehr, und lebte er auch noch, so würde ihn eine Wohlthat, die mir Ihren Anblick und mein Dasein zurückgäbe, auf ewig an Sie fesseln ..."

Die Gattin antwortete kalt und ablehnend; der Vater aber beschränkte sich darauf, Herrn Lenoir den Empfang des Briefes zu bescheinigen, und schrieb dem Bailli, er würde, selbst wenn ihn der Brief gerührt oder gar erschüttert hätte, von seinen Entschlüssen nicht abgegangen sein, indem sie auf dem Bewußtsein seiner Pflicht beruhten; da jedoch keines von beiden der Fall gewesen, so lasse er den Menschen „auf dem Misthaufen seiner Verbrechen". Er mochte in der unterwürfigen Sprache des Gefangenen wol den reuigen Ernst vermissen, welchen ihr derselbe nicht einhauchen konnte, weil er ihn nicht fühlte. Hätte er nicht auch verschmäht, ihn zu heucheln, so wäre es ihm gewiß nicht schwer gefallen, den Ton der Zerknirschung anzustimmen; er schrieb ja Sophien: „Wenn wir einmal entschlossen sind, diesen Weg einzuschlagen, so dürfen wir keine Luftstreiche führen, und es ist besser, ihnen Redensarten vorzumachen, die ihrem Geschmacke zusagen, als solche, die ihnen nicht behagen."

Bessern Erfolg hatte der Brief an den Oheim; „ihm", sagte Mirabeau, „habe ich warm und herzlich geschrieben, denn ich liebe und verehre ihn." Schwankend zwischen den Eingebungen seiner Güte und der Besorgniß, seinem Bruder zu misfallen, wußte der Bailli nicht, wie er sich benehmen sollte, und überließ die Entscheidung dem Marquis. „Du bist Vater", schrieb er ihm, „und dieser Name war stets und überall ehrwürdig und geehrt; ich glaube sogar in der Geschichte wahrzunehmen, daß die Sitten mehr oder weniger gut waren, je nach der Stufe, auf der sich die väterliche Gewalt befand; was aber die Oheime betrifft, so erwähnt ihrer, von den zehn Geboten angefangen, kein Gesetz..." Dabei gab er jedoch, freilich nur schüchtern, zu verstehen, die Provençalen sähen es gar nicht gerne, daß eines ihrer edelsten und kräftigsten Geschlechter dem Erlöschen nahe sei, und fügte bei, da der Stolz des Gefangenen gebeugt scheine, so dürfe man wol auf Besserung hoffen. „Ich habe", erwiderte der Marquis, „in meiner Eigenschaft als natürlicher und häuslicher Richter Gerechtigkeit geübt, und würde ohne Gewissensbisse die Mutter an dem Pranger, den Sohn auf dem Richtplatze sehen, und

nichtsdestoweniger aufrecht und mit offener Brust meinen Weg wandeln..." Die Gattin allein, behauptete er, könne hier einschreiten, denn sie allein habe das Recht dazu; er selber wolle sich weder rathend noch handelnd einmischen. Als der „Menschenfreund" diese Worte hinschrieb, kam es ihm nicht in den Sinn, daß er es war, der sich zuerst zwischen die Gatten gestellt und den Vater von der Wiege seines Kindes weggerissen hatte. Und während ihn das Loos seines Sohnes ungerührt ließ, beklagte er in seltsamem Gegensatze das Loos seiner armen Lehnsleute. „Wenn man", schrieb er, „diese armen Menschen in dieser Jahreszeit eine Meile weit herkommen sieht, um sich als Gnade die Erlaubniß zu erbitten, für zehn Sous zu karren, so hat man alle Ursache, Gott zu preisen, daß er uns in Stand gesetzt hat, sie zu geben, und wir müssen Alles, was uns von dieser Verwendung abbringt, als schweres Vergehen betrachten, besonders bei den Grundsätzen, zu denen ich mich im öffentlichen und häuslichen Leben bekenne." Wohin ihn aber diese Grundsätze geführt hatten, ergibt sich aus einem gleichzeitigen Briefe an den Bailli. „Nicht nach dem Beifall der Menschen strebe ich", heißt es darin, „nicht ihrer Gerechtigkeit trachte ich nach; wenn mir jedoch mein eigenes Dasein zur Last ist, wie sollte es Andern nicht beschwerlich sein? Von Verbrechen umringt, sehe ich von fünf Kindern vier, und die Mutter dazu, eingesperrt; was kann mir, dem Name, Vermögen und Freunde in Trümmer gegangen sind, Kraft verleihen, den Beschlüssen der Vorsehung gegenüber, die mich so lange in der Regulustonne läßt?.. Man hat mir mein Haus gesund, blühend, ohne Schulden und Processe, mit Ehren und Ansehen geschmückt, im Besitze der allgemeinen Achtung übergeben; in welchem Zustande lasse ich es zurück?.." „Ach", rief dagegen sein Sohn, „es ist sehr schwer, Andere zu quälen, ohne sich selber Qualen zu bereiten. Mein Vater hätte glücklich werden können und sollen. Er besaß einen bekannten Namen, den er berühmt zu machen wußte, großes Vermögen, großen Einfluß. Er hatte Kinder, die fast alle das Beste versprachen und vielleicht zu großen Dingen fähig waren. Ich nehme auch die Cabris

nicht aus, die mit einer Fassungskraft und einem Scharfsinn begabt ist, wie sie selbst bei den talentvollsten Männern selten vorkommen, und mit dem blendendsten Jugendreize die beredtesten schwarzen Augen, die Frische einer Hebe, jene edle Miene, die man nur mehr bei antiken Gestalten antrifft, und einen Wuchs verband, wie ich keinen schöneren gesehen habe; die, sage ich, überdies noch jene liebliche Geschmeidigkeit, jenen verführerischen Zauber besaß, die nur Deinem Geschlechte eigen sind. Wie verdorben ich auch später ihren Verstand und ihr Gemüth fand, so bin ich doch überzeugt, daß sie mit 17 oder 18 Jahren von dieser Verdorbenheit noch ungeheuer weit entfernt war, und zweifle keineswegs, daß ein rechtschaffener und gescheidter Mann, der sie liebte, ihren Kopf hätte im Zaume halten und ihr Herz auf den rechten Weg bringen können.... Mein Bruder, von der Natur mit viel Geist und Anmuth ausgestattet, war dazu geschaffen, am Hofe sein Fortkommen zu finden, wenn ihn nicht eine abscheuliche Erziehung, großer Zeitverlust und die unbegreifliche Thorheit, ihn bei du Saillant auf dem Lande aufwachsen zu lassen, liederlich gemacht hätten. Sein Herz war gut, sein Kopf ziemlich schwach (doch wer weiß, was daraus hätte werden können), seine Gemüthsart sanft; es ließ sich mit ihm etwas anfangen. Die du Saillant war, ist und wird nur zum Kinderzeugen tauglich sein. Die Nonne hatte einen tüchtigen Kopf; man hielt ihn aber für toll, weil ihre Sinne, die keineswegs für ein Kloster paßten, überspannend auf sie wirkten. Ich glaube, ein Ehemann hätte sie zu einer bedeutenden Rolle befähigen können. Was mich betrifft, so besaß ich den Keim zu allen militairischen Talenten, etwas Geist, viel Verwegenheit und eine thatkräftige Seele; damit stellt man sich an seinen Platz. Was hat mein Vater gethan? Seine Knauserei zuerst, dann seine Härte, endlich seine Vorurtheile, sein Geiz und seine Anfeindungen haben uns alle entstellt, verstümmelt, zu Grunde gerichtet. Seine Gattin hat ihn lange Zeit vergöttert, sie würde ihn immer geliebt haben, wenn er es gewollt hätte. Es war ziemlich leicht, sie zu lenken; er begehrte sie zu unterjochen, weil er herrschsüchtig

und tyrannisch ist und sie haßte. Aber starke und beharrliche Charaktere, feurige Fantasien lassen sich nicht unterjochen. Meine Mutter rannte ins Verderben, und ihr Gatte vollendete es bald. Mein Oheim hat die Seele und die Tugenden eines Helden. Er hegte die großartigsten Plane zum Besten seiner Familie, und das Glück hat gezeigt, daß es dieselben begünstigen wollte, weil er am Leben blieb, und sehr reich ist und sein wird. Allein mein Vater dachte nur daran, von einem Tage zum andern aus seinem Beutel zu zehren, ihn zu umstellen, zu belagern, zu knebeln. Mit umfassendem Geiste begabt, hatte er in Bezug auf seine Familie stets nur kleinliche Entwürfe. Im Besitze großen Einflusses hat er nichts für sie gethan, und mit all seiner Ordnungsliebe hat er sie zum Sturze gebracht, ohne weder seinem Einkommen, noch seinem Range gemäß zu leben. Er hat sich mitten unter den Seinigen vereinzelt und sich den Weg zum Grabe durch Reue verbittert... Ich schwöre Dir, meine Liebe", so schloß Mirabeau, an Sophien sich wendend, diese traurige Schilderung, „daß ich noch mehr ihn, als mich über ihn beklage." „Ich liebe meinen Vater", schrieb Mirabeau ein anderes Mal an Dupont, „trotz seiner Härte, und dies allein muß Ihnen beweisen, daß meine Vergehen gegen ihn nur aus hitzigem Aufbrausen entsprangen und keineswegs dem Herzen zur Last fallen; denn man verzeiht Dem nicht, welchen man ganz von freien Stücken und mit der Absicht, die Beleidigung zu wiederholen, gekränkt hat. Ich liebe und verehre meinen Oheim. Für meinen Vater gäbe ich mein Leben ohne Zögern hin; für meinen Oheim gäb' ich es mit freudigem Eifer. Für diese beiden Männer werde ich Alles thun, was Sie wollen, ohne irgend eine Ausnahme."

Ungeachtet dieser Gesinnungen nahmen die Unterhandlungen, welche Mirabeau mit seiner Familie führte, doch nur sehr langsamen Fortgang. Der Vater hatte sich zwar verlauten lassen, daß er, was der Gefangene ihm persönlich zu Leid gethan, verzeihe, und manche Aeußerungen deuteten darauf hin, daß er bei aller unerbittlichen Strenge, die er zur Schau trug, im Grunde

des Herzens Zuneigung für seinen Sohn bewahrte; aber er bestand auch hartnäckig darauf, daß einzig die Gattin das Recht habe, seine Freilassung zu begehren. Mirabeau dagegen weigerte sich auf das Bestimmteste, ihr noch weiter entgegenzukommen, und hätte, was freilich offen zu bekennen nicht gerathen war, gütliche Trennung einer Wiedervereinigung vorgezogen, die seinen künftigen Verkehr mit Sophien nothwendig hemmen mußte. Zu diesen scheinbar unbesiegbaren Hindernissen — denn Frau von Mirabeau und ihr Vater verschmähten jede Annäherung — gesellten sich noch diejenigen, welche aus dem Charakter des Unterhändlers entsprangen. Die Aufgabe, so viele Empfindlichkeiten zu beschwichtigen, so viele widerstreitende Interessen zu versöhnen, war allerdings schwierig; allein Dupont erschwerte sie noch durch übertriebene Aengstlichkeit, durch ungerechte Parteilichkeit, durch unzeitiges Zögern. Was er Mirabeau, von dessen Beredsamkeit überwunden, heute im Gespräche einräumte, nahm er, durch den Einfluß des Marquis umgestimmt, morgen schriftlich wieder zurück, sodaß der Gefangene den Boden, welchen er schon gewonnen glaubte, stets wieder von Neuem erobern mußte. Von sittlichen Bedenklichkeiten ward Dupont dabei so wenig bestimmt, daß er Mirabeau die That, welche dieser in Vincennes büßte, vielmehr blos als Unklugheit anrechnete. Und Dupont galt in der damaligen Gesellschaft fast für einen Puritaner! „Dupont", heißt es in einem Briefe Mirabeau's an Sophien, „will mich gewiß nicht hier zu Grunde gehen lassen; aber er zieht Alles in die Länge, weil er träge und zerstreut ist und sich fürchtet; dann will er seine Langsamkeit durch schöne Redensarten bemänteln, die wieder in seiner aufgebrachten Eigenliebe eine stets bereite Fürsprecherin finden. Daraus entsteht nun das Wortgezänke, das Zaudern, das launenhafte und starrköpfige Wesen, was Alles um so herber erscheint, als er den wahren Grund davon verbergen will. Er ist übrigens ein rechtschaffener Mann, der das beste Herz und viel Geist hat, obschon er sich wenigstens ebenso viel zuschreibt, als er wirklich besitzt, was in der Regel nicht der Fehler überlegener Köpfe ist."

Unter diesen Umständen ging Mirabeau's Bestreben vorzüglich dahin, seinen Oheim zum Fürsprecher zu werben, und mit seiner Hülfe den starren Sinn des Vaters allmälig zu brechen. Es kostete dem Bailli in der That große Ueberwindung, in der zurückhaltenden Stellung zu verharren, die das Uebergewicht seines Bruders ihm aufdrängte, und durch die strengen Worte, womit er sich gegen die Bitten seines Neffen wehren zu müssen glaubte, blickte unverkennbares Mitgefühl. Mirabeau ließ daher in seinen Angriffen auf Kopf und Herz des Oheims nicht nach, so wenig ermunternd auch die Erwiderungen lauteten. Er zähle, schrieb er ihm, auf die Nachsicht, welche seine unbestechliche Tugend ihm stets eingeflößt — und indem er das erste Zugeständniß, die Verzeihung des Vaters, zum Anknüpfungspunkte benutzte, fragte er ihn, ob es nicht möglich sei, daß er das Schloß Mirabeau für einige Monate zum Aufenthaltsorte angewiesen bekäme, um dort unter seiner Aufsicht eine neue Probezeit zu überstehen. Der Bailli war persönlich schwer gekränkt durch einen ebenso ungerechten als unwürdigen Ausfall der Frau von Cabris, die er als Mitschuldige ihres Bruders betrachten mußte, obschon sie mit ihm längst zerfallen war; dennoch hätte er den Vorschlag desselben gerne angenommen — ein Beweis, daß er die „Verbrechen", welche der Marquis seinem Sohne vorwarf, entweder für gesühnt oder nicht für so ungeheuer hielt, als jener sie darstellte. Allein der Menschenfreund fühlte sich jetzt, wo das vierte Jahr der Gefangenschaft seines Sohnes begann, noch so wenig erweicht, daß er gerade den Neujahrstag 1780 wählte, um seinem Bruder zu erklären, er halte den Narren in Vincennes für unheilbar und werde sich in seinem Leben nicht mehr um ihn bekümmern. Zugleich deutete er ihm an, daß auch er wohl thun würde, seinen schriftlichen Verkehr mit dem Gefangenen abzubrechen; und wenngleich der Bailli diesem Winke nicht gehorchte, so hütete er sich doch sorgfältig, Hoffnungen zu erwecken oder zu unterstützen, deren Erfüllung er selbst im günstigsten Falle noch sehr weit entfernt glauben mußte, und suchte seine Sprache mit der Stimmung seines Bruders in Einklang zu setzen. Auf

einen dieser im Sinne des Marquis geschriebenen Briefe erwiderte ihm nun Mirabeau:

„Wenn ich in Ihnen, mein theuerster Oheim, nicht den Mann der erhabensten Tugend, des gesundesten Verstandes und der unbestechlichsten Gerechtigkeitsliebe verehrte, so würde ich mich in mein Loos ergeben... und Ihr Schreiben unbeantwortet lassen. Ich habe jedoch auf dieses Schreiben tausenderlei zu erwidern, weil Sie es sind, der diese Erwiderung lesen wird..."

„Zuerst, lieber Oheim, bekenne ich Ihnen aufrichtig, daß in einem Lande, wo es keine Verfassung und im eigentlichen Sinne kein Gesetz gibt und wo sich die Gesellschaft in einem wahren Kriegszustande befindet, der größte Theil der bestehenden Gesetze mir sehr wenig Achtung einflößt. Man kann ein sehr schlechter Mensch sein, bevor sie das Recht haben, einen zu strafen; man kann ein Ehrenmann sein und mehrere verletzt haben, ja es sich vielleicht zum Ruhme rechnen, daß man einige davon mit Füßen getreten..."

Nach diesen einleitenden Worten, die auf Mirabeau's Denkweise ein scharfes Schlaglicht werfen, untersuchte er die Natur seines Vergehens vom rechtlichen Standpunkte, um deutlich zu machen, daß sein Vater, sobald er wollte, seine Begnadigung erwirken könnte. „Ich will jedoch", fuhr er fort, „einem Manne wie Sie gegenüber, der mir wie keiner das Bild der Männer Plutarch's vor die Seele rief, die Schicklichkeitsfrage ganz unerörtert lassen und zum gemeinen Rechte übergehen, dem unverwerflichen Schiedsrichter jedes tugendhaften Menschen, jedes Menschen, der wie Sie seine Pflicht stets zum Ziele seines Tagewerkes macht, und beginne damit, Ihnen zu erklären, was ich unter Despotismus verstehe."

„Despotismus ist jene tyrannische Justiz, die der Entscheidung des Gesetzes den Willen eines Einzigen unterschiebt; die Leben und Vermögen eines Bürgers von einer Uebereilung oder Irrung abhängen läßt; deren Streiche um so schrecklicher sind, als sie meistens im Dunkel versetzt werden; die den Unglücklichen, der ihr zum Opfer fällt, das Geschoß, welches ihn durchbohrt,

nur fühlen läßt, ohne daß er die Hand sehen kann, die es schleudert; oder die ihn, von der ganzen Welt getrennt, nur zum Leben verdammt, um ihn unter der Last seiner Fesseln täglich sich erneuernden Todesqualen preiszugeben, fern von der Freiheit, deren hehres Bild seinen Blicken für immer verschleiert ist, fern vom Gesetze, das der Stimme des Unglücklichen, der es anruft, sei es im Kerker oder in der Verbannung, stets antworten soll. Wollen Sie eine andere Begriffsbestimmung dieses Despotismus, unter dem ich seufze und vor dem ich meinen Abscheu nicht verheimliche? Ich nenne ihn dann mit dem Menschenfreunde eine Befugniß, die der Billigkeit selber verliehen, wenn diese davor nicht zurückschauderte, in ihrer Hand in Tyrannei ausarten müßte."

„Ich will nun für einen Augenblick vergessen, daß die persönliche Verzeihung meines Vaters mich allzu glücklich macht, und daß ich mit der Dankbarkeit nicht zu rechten vermöchte — lassen Sie mich unter dieser Voraussetzung vor Ihren Richterstuhl treten, wo ich es wagen würde, mich ungefähr folgendermaßen zu vertheidigen ..."

Hier wiederholte Mirabeau die Hauptstelle der an seinen Vater gerichteten Denkschrift und fuhr dann fort:

„Ich weiß nicht, mein theurer Oheim, was Sie von dieser Sprache denken werden, welche nicht die eines Höflings, sondern die eines Mannes ist, der aus Ihrem Blute stammt, und sich an einem Orte, wo Alles Knechtschaft athmet, daran erinnert, daß er frei geboren ist; der die natürlichen und erworbenen Rechte kennt und den Misgeschick und Leiden nicht erniedrigen werden ..."

„Sie beschuldigen mich der Hoffart, und ich stehe mir zu nahe, um mich zu beurtheilen; aber kann es Sie befremden, daß das Unglück mir Stolz einflößte? Herr von Marignane hat mir Beleidigungen geschrieben, und ich habe ihm achtungsvoll geantwortet. Sollte ich den Fuß küssen, der mich trat, und glauben machen, daß ich die Freiheit um jeden Preis wollte? Nein, gewiß nicht, nicht einmal das Leben. Seine Tochter ... seine

Tochter muß meine Briefe gelind finden... Sie weiß überdies und muß davon auf das Tiefste überzeugt sein, daß, wenn mir auch viele Fehler ankleben, Mangel an Großmuth nicht dazu gehört. Sprechen wir nicht von ihr: müßte ich mich in dieser Beziehung vertheidigen, so wäre ich zu sehr im Vortheil — ich bereue jedoch aufrichtig meine Vergehen, und diese Reue wird mich nicht zu Gegenbeschuldigungen verleiten. Nur sei Jedermann gerecht, und dann werde ich mehr Nachsicht finden, als man mir zeigt."

„Was aber auch Sie, mein theurer Oheim, Sie, der Sie sich, ohne irgend eine Verpflichtung gegen mich zu haben, zuerst unter all den Meinigen mir zu schreiben würdigten, während alle übrigen ohne Ausnahme mir sogar Nachrichten von meinem Kinde verweigerten, dessen Tod ich erst durch einen Fremden erfuhr; was Sie auch über mich beschließen mögen, meine letzten Segenswünsche werden Ihnen gelten. Ich bewohne einen Ort der Pein, wo ich langsam und gliederweise, aber vollständig sterbe... Der Kummer und die Zeit untergraben meine, durch die Stürme der Jugend schon allzu sehr erschütterte Kraft: allein ich will jedes Mitleids unwürdig in dieser Stunde sterben, wenn ich etwas schmerzlicher beklage als die Möglichkeit, Ihnen sowie meinem Vater das Andenken meiner Verirrungen aus dem Gedächtnisse zu verwischen oder wenigstens zu lindern. Nennen Sie dieselben Thorheiten oder Verbrechen, wie es Ihnen beliebt — ich will mich Ihnen gegenüber nicht vertheidigen: aber gewiß gab es nie eine aufrichtigere Reue als die meinige, nie einen festern Entschluß, die begangenen Fehler gut zu machen, als ich ihn gefaßt habe... Ich glaubte mich eines bessern Schicksals nicht ganz unwerth: ist dies Stolz, so verzeihen Sie mir's. Vor meinem Vater, den ich gekränkt und den ich liebe; vor Ihnen, für den ich die zärtlichste und ehrerbietigste Zuneigung empfinde, will ich mich gerne demüthigen; allein nie vor Leuten, die durch ihre Grundsätze ebenso tief unter mir stehen, als sie durch die Umstände und das Geschick, dem Niemand entgeht, über mich erhoben worden sind. Mögen sie mir vergeben, wie

ich ihnen vergeben habe — ich werde ihnen dafür danken; mögen sie mir Gutes thun, ich werde ihnen dafür aus ganzer Seele erkenntlich sein. Erwidern sie dagegen ehrlich gemeintes Entgegenkommen mit Beleidigungen, so denke ich bei mir selber: du bist besser als sie, denn du hast nie einen Unglücklichen zurückgestoßen oder beschimpft. Stirb also, wenn es sein muß, aber meide sie!"

„Was den tollen Narren in Vincennes betrifft" — dies war der Commentar des Marquis zu den Herzensergießungen seines Sohnes — „so ist Alles, was er vorbringt, nichts als afterphilosophisches Geschwätz, unverschämte Reminiscenzen. Drei bis vier verrückte Köpfe, wie Diderot, d'Alembert, Rousseau und andere mit Flittern behängte Strohmänner, deren Bibliothek das Inventarium des babylonischen Thurmes ist, und die meistens nichts Eigenthümliches haben, als ihre Frechheit, bilden die Vorrathskammer dieser modernen Scheinweisheit, die nach Saint-Lazare oder Charenton gehört..." „Seine Briefe", fügte er bei, „tragen ganz das Gepräge seines Geistes, wie er mir von jeher erschienen ist: ins Leere sich verirrend und für den Schwulst geschaffen, wie ein Windhund für die Jagd. Der Bursche hat sich mit Redensarten von Schwärmern und Schwindelgeistern vollgepfropft, die er geschickt aufzuschnappen weiß, ohne seinen Wortschwall mit einem Körnchen gesunder Vernunft genießbarer zu machen... In seinem letzten Briefe spricht er wieder von jenem Ziele, wo jede Erinnerung an Unglück, ja jeder Gewissensbiß sich verliert — gewiß sehr orthodox und ehrerbietig mir gegenüber, dessen Gesinnungen und dessen Abscheu gegen jede, die Unsterblichkeit der Seele, diesen einzigen Zügel der menschlichen Leidenschaften, in Frage stellende Aeußerung er kennt. Doch was kümmert's mich — ich lasse ihn seine hochtrabenden Phrasen drechseln und bin überzeugt, daß Du die Dialektik dieses Herrn keiner Antwort würdigen wirst. Wenden wir den Blick von diesem Aase ab — sein Platz ist der Schindanger."

Lag es nicht näher, dem Sohne zum Verdienst anzurechnen, daß er es verschmähte, zu heucheln? Gewiß war Mirabeau von

der Zweifelsucht seines Jahrhunderts angesteckt; aber weit entfernt, mit jenen erbärmlichen „Atheisten“ gemeinsame Sache zu machen, die bei Tage Gott leugneten und bei Nacht sich vor Gespenstern fürchteten, besaß er eine für jeden großen und schönen Gedanken zu empfängliche Seele, um dem trostlosen Materialismus zu huldigen, der dem Marquis solchen Abscheu einflößte. Als ihn Sophie einst um sein Glaubensbekenntniß fragte, verwies er sie auf Racine's Vers: „Der Ewige ist sein Name, und die Welt ist sein Werk,“ und auf die von Plutarch überlieferte Inschrift des Tempels von Sais: „Ich bin der war, ist und sein wird, und noch kein Sterblicher hat meinen Schleier gelüftet.“ Andererseits verbarg sich unter den Wunderlichkeiten des Marquis zu viel genialer Sinn, als daß er die göttliche Flamme, die in Männern wie Rousseau leuchtete, hätte verkennen sollen. Wenn er daher auch bisweilen in das Geschrei der Frömmler scheinbar einstimmte, so wußte er doch den genfer Philosophen, mit dem er Briefe gewechselt und dem er sogar eine Freistätte bei sich gewährt hatte, so richtig zu würdigen, wie wenige seiner Zeitgenossen, und zollte seinem Andenken Bewunderung und Verehrung.

Etwas bessere Aufnahme als die Briefe aus Vincennes fand ein Schreiben, das Sophie an den Vater des Geliebten richtete, um alle Schuld auf sich zu nehmen und die Freilassung des Gefangenen zu erflehen. Sie hatte sich sogar erboten, einen ähnlichen Schritt bei Frau von Mirabeau zu versuchen, von deren ausdrücklichem Verlangen der Marquis die Befreiung seines Sohnes fortwährend mit gleicher Hartnäckigkeit abhängig machte. „Glaube mir“, schrieb er dem Bailli, „dieser leere, zänkische und wilde Kopf läßt sich nur durch Demüthigung bändigen. Wie die Furcht des Herrn Anfang der Weisheit ist, so ist Demüthigung Anfang der Besserung: der verlorne Sohn kehrte zurück, allein erst nachdem er zuvor die Schweine gehütet hatte. Nun gibt es aber für ihn keine tiefere Demüthigung, als sich bittend vor seiner Frau niederzuwerfen und zu gestehen, daß er ihr Alles verdankt. Dahin muß man ihn also bringen; der

Weg ist noch weit, doch Geduld, und will er nicht, so mag er krepiren!"

Diese Sprache erscheint übrigens noch milde im Vergleiche mit den Beschuldigungen, die der „Menschenfreund", um seine Härte zu rechtfertigen, auf seinen Sohn zu häufen sich nicht scheute, ohne selber daran zu glauben; Beschuldigungen, die an die greuliche Geschichte der Atriden erinnern und von Mirabeau wiederholt berührt werden, um die leidenschaftliche Verblendung seines Vaters anschaulich zu machen. Eine Verblendung, die aber dennoch nicht im Stande war, die kindliche Liebe im Herzen des Sohnes zu entwurzeln. „Ueberzeugt davon", schrieb er, „daß ich beim ersten Schritte in die Welt Jedem, der es wagen sollte, mir Geringschätzung zu zeigen, mehr durch mein Betragen, als durch meine Blicke Achtung einflößen werde, bin ich fest entschlossen, meine Freiheit wieder zu erringen, und zwar vorzüglich, indem ich das Herz meines Vaters gewinne, und in der Absicht, sein Alter zu verschönern und es durch den reuigen Gedanken, daß er mich verkannt, zu beglücken. Verschließt er mir aber sein Herz und seine Arme für immer, so werde ich trauern, jedoch ohne die Ansprüche Derjenigen zu vergessen, an die mich die heiligen Bande der Ehre und der Dankbarkeit knüpfen."

XIX.

Eines dieser Bande ward, wenige Tage nachdem das dritte Jahr von Mirabeau's Gefangenschaft abgelaufen war, und zwar abermals in dem für ihn so oft bedeutungsvollen Monat Mai, durch den Tod des Kindes zerrissen, an dem er mit solcher Zärtlichkeit hing. Wie ängstlich war er der Entwickelung der Kleinen gefolgt, die, den Armen der Mutter entrissen, verwaist an fremdem Herde aufwuchs; wie sorgfältig hatte er, aus hundert Büchern die Lücken seiner Erfahrung ergänzend, um ihre leibliche und geistige Pflege sich bemüht, mit welch' liebevoller Geschäftig-

keit Plane für ihre Zukunft entworfen! Und jetzt war die arme Sophie-Gabriele todt, ohne daß er sie je gesehen, und er mußte seinen Schmerz bekämpfen, um die Mutter zu trösten. „Ich habe in meiner Tochter Dich geliebt", erwiderte sie ihm, „und ein Theil von Dir ist mir nun entrissen... O Gott, mußte dies so bald geschehen!.. Das Schicksal hat sie uns also nur gegeben, um uns mit der steten Trennung von ihr, mit unaufhörlichen Besorgnissen und endlich mit ihrem Verluste zu quälen. Sei es! ich habe sie dennoch besessen und das Glück genossen, Dich zum Vater zu machen und eine Frucht unserer Liebe in meinem Schoose zu tragen — ich war Mutter! Aber Du, der Du sie nicht gesehen, der Du die Freude entbehrt hast, sie in Deine Arme zu schließen — ach, warum bist Du denn immer unglücklicher als ich! Wir bleiben uns nun allein, und scheiden wir von der Welt, so lassen wir wenigstens kein dem Leiden preisgegebenes Wesen zurück." „Schenkt uns Jemand einen prächtigen Palast", hatte Sophie früher einmal ausgerufen, „ist es seine Schuld, wenn uns darin der Blitz erschlägt?"

Welch' ein Abstand von solcher Liebe zu den kühlen Redensarten, womit Frau von Mirabeau den Anliegen ihres Gatten auswich, die freilich im Grunde auch nur Redensarten waren! Aber so geschickt ersonnene, daß sie sogar den Marquis täuschten, auf den sie hauptsächlich berechnet waren. „Ich bin", schreibt er einem Freunde, „von der Wendung überrascht worden, die er in diesem Briefe nimmt, den ich nicht von ihm erwartete. Die Sprache scheint mir edel, gewandt und billig abgemessen, und ich erblicke darin zum ersten Male eine Spur wahren Gefühls. Sein Stolz beugt sich und verwandelt sich in Würde..." „Wunderlicher Mensch!" fügt er bei, als hätte ihn das Lob wieder gereut, „ein über alle Maßen hoffärtiger, hitzköpfiger, unverträglicher und körperlich überspannter Narr, der im Guten wie im Bösen aller Thorheiten fähig ist, eigentlich jedoch kein schlechtes Herz besitzt und nicht boshaft ist, eher das Gegentheil, sich aber Alles zutraut, und dabei nicht nerviger ist als eine Schnecke und nicht mehr Charakter hat als ein Zettelaufpapper." Und dem Bailli

ruft er zu: „Siehst Du ihn mit seinem Schwulst, mit dem es ihm diesmal wenigstens ziemlich Ernst zu sein scheint, dieses einunddreißigjährige Kind, über das die Zeit zerreißend, erwärmend, zerschneidend und abplattend hingefahren ist, wie eine Säge durch einen Balken — diesen Menschen, den der Stolz aufbläht, und der, wenn man ihm letzteren nimmt, nichts mehr ist als eine zerplatzte Seifenblase?" In dieser „Seifenblase" hatte er früher Stoff zu einem Cardinal von Retz entdeckt, was Mirabeau, den er damit beschimpfen wollte, zu der Bemerkung veranlaßte, der Cardinal sei ein großer und im Grunde ein redlicher Mann gewesen — jetzt hingegen räumte er doch ein, sein Sohn „arte der Familie nach und passe in das Jahrhundert; ja, er könne wol Allen über den Kopf wachsen". Zugeständnisse, die auf einen günstigen Umschwung im Schicksale des Gefangenen deuteten, der nun in der That auch eintrat.

Der Tod Sophie-Gabrielens hatte nämlich, indem er das Verhältniß Mirabeau's zu Sophien lockerte, ein wesentliches Hinderniß seiner Wiedervereinigung mit der rechtmäßigen Gattin beseitigt. Diese Wiedervereinigung war es aber, was der Marquis bei der Freilassung seines Sohnes hauptsächlich oder vielmehr ausschließlich bezweckte. Als daher endlich seine Schwiegertochter selber dazu die Hand zu bieten schien, indem sie, theils durch die „anakreontischen" Briefe ihres Gatten, theils durch die Zusprache ihrer Freundin und Schwägerin, der Frau du Saillant, erweicht, für den Gefangenen Fürbitte einlegte, war die Sache des Letztern bereits so gut als gewonnen. „Die Aussichten sind Ihnen günstig", schrieb der Bailli seinem Neffen im August 1780, und wandte sich bald darauf mit folgenden Worten an den Marquis: „Dieser Mensch ist weniger Schauspieler, als ich glaubte, trotz seiner Geschicklichkeit zu allen Rollen. Er scheint mir durch's Unglück gebessert und reuig, und da seine Familie in ihm allein wurzelt, so könnten wir ihn nicht preisgeben, ohne den Untergang unsers Hauses herbeizuführen... Er hat schwer gesündigt, aber er ist bestraft worden; und Deine Sache ist's, dies Alles zu erwägen."

Der Marquis bedurfte indessen solcher Mahnungen nicht mehr, denn sein Entschluß war schon lange gefaßt. „Als ich", schrieb er um diese Zeit seinem Bruder, „nach dem Tode unseres armen kleinen Victor mich unter der mächtigen Hand der Vorsehung krümmte, erkannte ich, obschon Du nur mit mir beschäftigt schienst, aus Deinen Worten deutlich genug, daß Du meine Gedanken über das Erlöschen unsers Geschlechtes theiltest; denn mag man auch der Vernunft Gehör geben und sich fügen, so bleibt man doch im alten Geleise. Ich sann lange nach, und es ist gewiß, daß ich, wäre mein Enkel nicht gestorben, den Vater im Kerker gelassen, ja jede Spur desselben verwischt hätte. Nun aber zeigten sich meine Freunde, d. h. jene Brut kalter Frösche, die man in Paris Freunde nennt, überdrüssig und erschreckt; ich selbst fühlte mich von jenen schwarzen Dünsten umnebelt, die den Kopf einnehmen und das Herz abmatten, und faßte daher meinen Entschluß allein. Auf mein Geheiß setzte sich Caroline (Frau du Saillant) mit Dupont ins Einverständniß, und übernahm die Leitung der ganzen Angelegenheit... Ich erfuhr also die Stimmung des Gefangenen und der Briefwechsel begann... Ich weiß nicht, wie es kam, daß sich dieser Mensch alle seine Vorgesetzten zu Freunden machte; aber sie sind ihm völlig ergeben, und Du kennst die thörichten und wunderlichen Gefälligkeiten, die sie ihm erwiesen — Gefälligkeiten, die indessen unsern Plan nur erleichterten. Dupont bemühte sich ernstlich und versicherte, er werde diesen verwirrten Kopf, der sich nur vor Vater und Oheim beugen wollte, zur Vernunft bringen... Sein guter Stern hatte sein Kind (Sophie-Gabriele) an der Brust der Amme getödtet, und die Mutter bot alle ihre romantischen Kunstgriffe auf, um ihn mit uns und seiner Frau zu versöhnen. Man half ihm demnach auf die Spur, und er biß mit seinem gewöhnlichen Ungestüm an. Seine Briefe blieben zwar unbeantwortet, wurden jedoch feuriger, unterwürfiger und natürlicher. Uebrigens war es bei mir schon lange ausgemacht, daß es mit der Welt zu Ende sein würde, wenn die Narren keine Kinder zeugten. Auch verhehlte ich mir nicht, daß die Sache wol so lange gehen

könnte, als ich lebte; daß aber dieser Mensch, sobald ich die Augen geschlossen, seine Freiheit erlangen würde. Denn die Zeit für Leute seiner Art nähert sich mit großen Schritten: jede Frau geht mit einem Artevelde oder Masaniello schwanger, und binnen drei Monaten hätte er seine Begnadigung erwirkt, seinen Gläubigern eine Nase gedreht und seine Rolle in Versailles begonnen... Ich faßte daher einen Entschluß und ließ ihn auf den Gedanken bringen, seiner Schwester zu schreiben; alle diese Leute haben nämlich nichts, als was man ihnen eingibt, und dieser Herr ist mit all' seinem Geiste blos Das, wozu man ihn macht. Heftige Leidenschaften führen zu großen Verbrechen oder zu heroischen Tugenden: für Leute von solchem Schlage gibt es keine Mittelstraße. Sein ganzer Heldenmuth darf nun gegenwärtig blos in Selbstüberwindung und Lenksamkeit bestehen... Daraus wirst Du entnehmen, daß er erst dann schrieb, als ich es für passend hielt, und daß ich es erst wollte, als ich entschlossen war ihn zu retten, wenn die Umstände es erlaubten. Ich glaube also, er soll zur Probe freigelassen werden, um seinen und unsern Zweck zu erreichen, d. h. um, mit seiner Frau versöhnt, in seinen vorigen Stand wieder einzutreten und unser Geschlecht fortzupflanzen —" nebenbei aber auch, wie aus andern Aeußerungen hervorgeht, um den ärgerlichen Proceß des Marquis mit seiner Gattin auf friedlichem Wege zu schlichten. Inzwischen war mit dieser Freilassung noch lange nicht Alles abgethan: „ich werde ihm zeigen", fügte der Marquis bei, „daß Verzeihen und Vergessen zweierlei sind, und erst, wenn Du mir einst sagen kannst: «Ich bezeuge bei Ehre und Gewissen, daß dein Sohn den Kopf eines Weisen und die Seele eines Helden besitzt» — erst dann werde ich mich herbeilassen ihn zu sehen. Bis dahin aber darf er seinem Vater nie vor Augen kommen..."

So rückte demnach, freilich für Mirabeau's gerechte Ungeduld viel zu langsam, der Zeitpunkt seiner Befreiung immer näher, und im November 1780 traf man endlich im Schooße seiner Familie die Abrede, durch Frau du Saillant die nöthigen Maßregeln beim Ministerium einleiten zu lassen, um dem Men-

schenfreunde selber diesen für ihn gewissermaßen demüthigenden Schritt zu ersparen. Mirabeau kam jedoch Allen zuvor und erpreßte seinem Vater den Ausruf: „Dieser Mensch besitzt ein unbegreifliches Talent für Anmaßung und Herrschaft: er schickt seiner Schwester Abschriften zweier Briefe an Herrn von Maurepas und Herrn von Nivernois, worin er den Ton der Reue und der Unterwürfigkeit gegen seinen Vater so eindringlich und zugleich so geschickt anstimmt, daß König Franz I. das Gefängniß nicht auf würdevollere Weise hätte verlassen können."

Indessen war es Mirabeau mit diesem Tone wirklich Ernst, und zwar um so mehr, als der Marquis die harten Worte, die ihm zuweilen noch entschlüpften, nunmehr durch die That Lügen strafte. „Mein Vater", heißt es in einem der letzten Briefe, die Mirabeau aus dem Thurme von Vincennes an Sophien schrieb — „mein Vater benimmt sich in diesem Augenblicke auf das trefflichste. Er treibt seinen Bruder an und muntert Jedermann auf, mir behülflich zu sein. Seine Sinnesänderung scheint vollständig und aufrichtig und ist um so schöner, wenn er die höllische Verleumdung, womit man mich zu besudeln gewagt — ich hätte ihm nach dem Leben gestrebt — wirklich geglaubt hat... Kurz, er zeigt sich als Vater und Dein Gabriel wird bald frei sein." „Ach, Du begreifst wohl", fährt Sophiens Geliebter fort, „daß diese Freiheit sehr beschränkt sein wird, daß sie mich Dir jetzt nicht im geringsten näher bringen kann, daß endlich die äußerste Klugheit, die sorgsamste Umsicht, und, um nichts zu verschweigen, sehr schwere Opfer unumgänglich nöthig sind, um uns nicht jeder Hoffnung zukünftigen Glückes zu berauben. Du weißt, welches Vertrauen ich einzuflößen suchen und wie sehr ich mich auf genaueste Beobachtung von mehr als einer Seite gefaßt machen muß... Alles mahnt uns demnach zu ruhiger Ergebung. Ich werde Dir fortwährend und wie Du wol denken kannst, öfter als bisher durch den guten Engel schreiben, aber unter seiner Aufsicht, damit man mir keine Schuld aufbürden kann. Theure Freundin, ich kenne Deine feinsinnige und uneigennützige Zärtlichkeit, sowie das Vertrauen, das Du stets in mich gesetzt, zu gut,

um zu fürchten, daß Du Dich im mindesten beängstigst — Du würdest uns Beiden zu sehr Unrecht thun…"

XX.

Am 13. Dec. 1780, also nach vierthalbjähriger Gefangenschaft, schlug endlich die Stunde, die Mirabeau der Freiheit wiedergab. Freilich war diese Freiheit vor der Hand keine unbedingte; denn ein Befehl des Königs legte ihm die Pflicht auf, seinen Aufenthalt an dem Orte zu nehmen, welchen ihm sein Vater anweisen würde. Dieser bestimmte ihm nun für ein paar Monate das Schloß Vincennes zur Wohnung, wo er zwar unter der Aufsicht der Policei stand, sich aber doch ziemlich ungehemmt bewegen durfte. Wie mächtig fühlte er sich ergriffen, als er, von seinem Schwager du Saillant geleitet, das Hotel Mirabeau zum ersten Male wieder betrat! „Meine Augen versagten mir den Dienst", schrieb er seiner Schwester, „Schwindel überfiel mich, und es umwogte mich ein Gewimmel von Gedanken und Empfindungen, wie sie mich kaum bestürmen würden, wenn die Welt vor meinen Augen unterginge." Der Marquis aber erzählte, indem er seinem Bruder die näheren Umstände der Befreiung schilderte, du Saillant sei mit seinem Schwager in allen Punkten sehr zufrieden gewesen, obwohl er sich sonst nicht leicht begeistern lasse. Er habe Komödianterei und Schwulst erwartet, statt dessen jedoch einen sehr erschütterten, reuigen, unterwürfigen, besonders aber seinem Vater und seiner Familie innigst ergebenen Menschen gefunden, der übrigens munter und gewandt auftrete. „Er ist nicht unbeträchtlich gewachsen", fügt er bei, „und behauptet, daß ich, wenn ich diese in seinem Alter so ungewöhnliche Veränderung des Körpers erfahre, auch dem in seiner Seele vorgegangenen Umschwung einigen Glauben beimessen werde… Als er mein Bildniß sah, zerfloß er in Thränen und rief: Armer Vater! Kurz, du Saillant behauptet, Dupont müsse ihm verdammt zugesetzt haben. Allein wenn ich dies auch nicht in Abrede stelle,

so flößen mir doch Schlösser und Riegel noch mehr Vertrauen ein: 42 Monate an einem Orte, wo man in den düstern gothischen Gewölben keine andere Gesellschaft hat, als das nächtliche Geheul in den unterirdischen Kerkern, sind eine wirksame Arznei. Der Mensch bedarf Unglück: allein wir sind noch nicht am Ziele, und ich werde seine Frau vor seiner Begeisterung bewahren, wie ich sie vor seinen Thorheiten beschützt habe — Alles aus Pflichtgefühl."

Welcher Art aber der Umschwung war, den diese 42 Monate in Mirabeau's Charakter und Denkweise hervorgebracht, läßt sich aus seinem Briefwechsel mit Sophien, sowie aus den Schriften, die er als Früchte seiner Kerkermuße in die Welt mitnahm, deutlicher erkennen, als aus den vorübergehenden Aufwallungen, die den rhapsodischen Urtheilen des Marquis zur Grundlage dienten. Wie viele Züge edelster Großmuth und Versöhnlichkeit, liebevoller Güte und ächt menschlicher Theilnahme bieten jene Briefe dar! Welche Mäßigung bei leidenschaftlichster Erregung! Welche Erhabenheit über kleinliche, welche Empfänglichkeit für die höchsten Empfindungen! Empfindungen, deren Flamme bei Mirabeau aus anderem Stoffe brennt, als den Franzosen gewöhnlich zu ihrer Nahrung bereitet liegen. Herbe zischt bei ihm noch wie beim Brande eines grünen Waldes die Fülle natürlicher Säfte in dem Geprassel, und dicht geballt wirbeln die Rauchwolken umher. Doch verdunkeln ihm diese Wolken nirgends die Klarheit der Erkenntniß. Von keiner Absicht verführt, von keinem Vorurtheil gehemmt, faßt sein Geist die Lebensquellen der Gesellschaft in ihren Ursprüngen auf und folgt ihnen in ihren Windungen, in ihren Abstürzen, in ihrem Versiegen. Wie im offenen Felde liegt die reiche Saat mannichfacher Thätigkeiten vor seinen Augen, und ihre Reife, die er nirgends erblickt, ahnet er im Reifen. Ihm sondert sich das Wahre strenge ab von dem Gleißenden, Verkehrten, Entarteten; die Fülle der Erscheinungen verwirrt ihn nicht, denn er hat sie geordnet, ohne ihre organische Bildung zu verkümmern. Sieht man ihn auch von jenen erschreckenden Stürmen forgerissen, die ebenso durch seinen immer

regsamen Geist, wie durch das südlich heiße Blut, das ihm, als dem Sohne dieses Vaters und dieses Landes eigen war, angefacht wurden, so kann man doch nicht mit ihm rechten, daß er die Dämme gehaltloser Uebereinkünfte, statt an ihnen jammernd zu zerschellen, gewaltsam zertrümmerte; daß er, selber von unersättlicher Glut ergriffen, wider Willen einen ganzen Lebensumkreis in seine verzehrende Flamme zog. Oder sollte man ihm ein härteres Urtheil sprechen als Denen, die mit folgerechtem Schein dem Trug, der Erniedrigung, dem Eigennutz und der großen Lüge, die sie als Grundsatz für ihr ganzes Leben aufgestellt haben, freiwillig unterworfen bleiben? Dann vergäße man, daß die Tugend nicht blos ein abgezogener Begriff, sondern auch eine geschichtliche Erscheinung ist, tausendfach bedingt, verwebt in Stoffen aller Art, und in Gestalten aller Art hinströmend. Mirabeau aber konnte das Wesen der Tugend nicht in dem Willkürlichsten menschlicher Einrichtungen, nicht in dem Flüchtigsten und Veränderlichsten unzureichender Gesetze und abgestorbener Sittenformen finden: er stand ihrem lebendigen Ursprung nahe, und athmete aus jedem Druck und jeder Verleugnung gleich wieder ungeschwächt zu ihm empor. „Die Tugend", schreibt er Sophien, „gleicht dem, was man gewöhnlich mit diesem Namen bezeichnet, so wenig, wie dem Laster selber. Die wahre Tugend hängt nicht ab von der Laune der Menschen, von den Einbildungen der Schwärmer, von den Grübeleien der Sittenlehrer, von Dogmen und Gebräuchen, von Zeit, Ort und Geschlecht. Sie beruht auf einem redlichen, aufrichtigen und gefühlvollen Herzen und der Ausübung aller seiner Fähigkeiten." Hätte Mirabeau nach den gangbaren Begriffen auch ganz Entsetzliches gethan, er müßte dennoch als tugendhaft angesehen werden, so lange er nicht mit seinem eigenen Wesen in Widerspruch geräth, so lange sein Geist mit der Nothwendigkeit glücklich einverstanden, sein Herz der Menschheit zugewandt bleibt. Diese Ansichten erläutert und bestätigt Mirabeau selber durch seine Bemerkungen über Rousseau, auf den er in seinen Briefen an Sophie so häufig zurückkommt, daß man wohl sieht, welch' mächtigen Einfluß der

genser Philosoph auf ihn übte. „Nicht um seine Talente beneide ich diesen außerordentlichen Mann“, schreibt er einmal, „sondern um seine Tugend, die Quelle seiner Beredsamkeit und die Seele seiner Werke. Ich habe ihn gekannt und kenne Mehrere, die mit ihm verkehrt haben. Er blieb sich immer gleich, voll Redlichkeit, Offenheit und Natürlichkeit, frei von aller Ziererei und Doppelzüngigkeit, und ganz unfähig, seine Fehler zu verbergen oder mit seinen Tugenden zu prunken. Man muß jedoch Denen, die ihn verkleinert haben, vielleicht verzeihen, daß sie ihn miskannt. Nicht Jedermann war dazu geschaffen, die Erhabenheit einer solchen Seele zu begreifen, und man kann nur von seines Gleichen gerichtet werden. Was man auch von ihm noch während eines Jahrhunderts sagen oder denken mag — denn diese Frist gestattet der Neid den Lästerzungen — es gab vielleicht nie einen tugendhafteren Menschen, da Rousseau es mit der Ueberzeugung war, daß man an die Aufrichtigkeit seiner Schriften und Handlungen nicht glaubte. Er war es der Natur, dem Geschick und den Menschen zum Trotz, denn diese haben ihn mit Leiden, Unfällen, Verleumdungen, Kümmernissen und Verfolgungen überhäuft. Er war es, begabt mit dem feinsten Gefühle für Ungerechtigkeit und Schmerz, und war es ungeachtet der Schwächen, die ich nicht kenne, die er aber in seinen Denkwürdigkeiten enthüllt haben soll; denn er hat seinen Leidenschaften viel mehr abgerungen, als sie ihm zu entreißen vermochten... Welcher Misbrauch mit seinen eigenen Bekenntnissen auch getrieben werden mag, sie werden immer die Redlichkeit eines Mannes beweisen, der redete wie er dachte, schrieb wie er redete, lebte wie er schrieb und starb wie er lebte.“ In dem Geiste solcher Menschen ist eben ein anderer, größerer Maßstab für alle Dinge, und nur nach diesem darf man sie messen. Wer lieben kann wie Mirabeau, wer jener erhabenen Leidenschaft fähig ist, die gleich der höchsten Dichterweihe nur selten im Laufe von Jahrhunderten einzelnen Begünstigten verliehen wird, der steht jenseits der Scheidelinie, innerhalb deren nur erst die Nothbehelfe hergebrachter Sitte gel-

ten und die kleinen Worte des alltäglichen Verkehrs sich anwenden lassen. Wer mit dem Herrn der Schöpfung, mit der Urflamme der Natur in so unmittelbar hingebende Berührung tritt, wer eine unendliche Kraft, die für ein weites Stück Geschichte ausreichte, in einem Brennpunkt sammelt, und eine Schickungslast, an der Millionen erlägen, auf den brausenden Sinnen und wogenden Gedanken einsam trägt, der ist gottgeweiht, und kann an den Meinungen und Einrichtungen der Welt zu Grunde gehen, aber nicht durch ihr Recht verurtheilt werden.

„Ich war", sagt Mirabeau in einem Briefe an Sophien, indem er den Vorwurf des Stolzes zurückweist, den Hauptvorwurf, den ihm sein Vater zu machen pflegte, weil er wohl wußte, daß der Stolz es war, der Satan zum Falle gebracht — „ich war stets mit Untergebenen freundlich, mit meines Gleichen artig und fest, und habe mir meinen Vorgesetzten gegenüber nie das Geringste vergeben. Ist dies Stolz, so ist er wenigstens edel. Allein die Wahrheit zu sagen, schätze ich die Menschen nur nach ihrem innern Gehalte, nicht nach äußerlichen Anhängseln; bin stolz im Bewußtsein meines Muthes, meiner Kraft, meiner Redlichkeit und des Unrechts, das mir geschehen; bin durch meine unzähligen Fehler und Mängel wenig gedemüthigt, weil sie meine Ehre nicht im geringsten beflecken; bin stolz auf meine Geliebte, sehr unzufrieden mit meinen Talenten und mit Allem, was mir jene Lobeserhebungen eingebracht, die ebenso nichtig und vielleicht ebenso lügenhaft sind wie jene Beleidigungen und Verleumdungen, mit deren Wucht man mich zu erdrücken gemeint. Warm und aufrichtig in der Freundschaft, treu und hingebend in der Liebe, ein guter Bürger, wenn man es in einem geknechteten Lande sein könnte, begabt mit einem trefflichen Herzen, einem edeln Gemüthe, einem mittelmäßigen Geiste, einem schwankenden Charakter — so bin ich beschaffen, in diesem Lichte mindestens erblicke ich mich, und glaube mich nicht zu täuschen." Mirabeau hatte demnach, wie sich aus diesem Selbstbekenntnisse ergibt, das sich durch hundert ähnliche Aeußerungen ergänzen ließe, seiner Verirrungen kein Hehl; aber gerade sie bilden den Maßstab für

die Größe seiner geistig sinnlichen Bedürfnisse. Auch ist ja, wie Friedrich von Schlegel mit nächster Beziehung auf Mirabeau sagt, die erste Regung der Sittlichkeit Opposition gegen die positive Gesetzlichkeit und conventionelle Rechtlichkeit, und eine grenzenlose Reizbarkeit des Gemüthes. Kommt dazu noch die selbständigen und starken Geistern so eigene Nachlässigkeit, und die Heftigkeit und Ungeschicklichkeit der Jugend, so sind Ausschweifungen unvermeidlich, deren nicht zu berechnende Folgen oft das ganze Leben vergiften. So geschieht's, daß der Pöbel die für Verbrecher oder Exempel der Unsittlichkeit hält, welche für den wahrhaft sittlichen Menschen zu den höchst seltenen Ausnahmen gehören, die er als Wesen seiner Art, als Mitbürger seiner Welt betrachten kann.

Daß aber auch ein Kreis der besten Menschen die „Briefe aus dem Thurme von Vincennes" als die Urkunde solcher Mitbürgerschaft betrachtet habe, geht aus manchen unzweifelhaften Zeugnissen hervor, von denen hier nur folgende Platz finden mögen, weil sie zugleich den Eindruck dieser Briefe auf ein Paar hochbegabte Vertreter deutscher Geisteseigenthümlichkeit schildern. „Solche Glut der Empfindung habe ich noch bei keinem Franzosen gefunden", schreibt F. L. Stolberg seinem Freunde Jacobi, und in einem Briefe Alexanders von der Marwitz an Rahel heißt es: „In diesen Briefen Mirabeau's offenbart sich die gewaltige Fülle seines Herzens, die bei dem fürchterlichsten, dem ertödtendsten Unglück seinen Geist stark und lebendig erhält. Seine Beredsamkeit ist die wahre, denn er macht, er erdenkt sie niemals, sondern sie strömt ihm ewig aus dem Quell eines immer bewegten Gemüthes hervor... Alles ist ihm unmittelbar gegenwärtig, er hat nicht nöthig zusammenzuraffen und langsam Rath zu suchen für den Mangel des Augenblicks bei vergangenen Stimmungen und Ansichten." Und Rahel selber ruft aus: „Mirabeau's Briefe aus dem Donjon sind göttlich. Der soll schlecht gewesen sein? Nie hab' ich es geglaubt. An mir hat er in der Nachwelt die Freundin, den Freund, der ihm vielleicht bei der Mitwelt fehlte: wie oft dacht' ich dies bei diesem Manne.

Ich bin ewig sein Freund!... So lange ich lebe, schließe ich Mirabeau ernst in mein Herz."

Die Empfindung, deren Glut Stolberg überraschte, erschien freilich oft ohne die Hülle verschämter Anmuth, ja zuweilen unterlag sie sogar entzügelten Begierden und ging in cynische Verwilderung über. Wer verkennt jedoch dabei, wie viel ein herbes Geschick durch lange Feindseligkeit im Menschen verderben kann? Wer legt an die üppigen Auswüchse einer überreizten Phantasie, an die formlosen Schlacken einer vulkanischen Sinnlichkeit den strengen Maßstab der Schönheit und der Sitte? Wer vergißt endlich, daß gerade diese Phantasie, diese Sinnlichkeit es war, die Mirabeau's Genie befruchtete? Die gleiche Sonne, zu der hohe Palmen emporstreben, lockt ja gleißende Giftpflanzen aus dem heißen Boden — so wären auch die Briefe an Sophie kaum in einer Seele entstanden, die nicht zugleich die Keime zu geilen Schößlingen, wie sie in „meiner Bekehrung" und in „Erotica Biblion" aufwucherten, in sich gehegt hätte. Mirabeau verfaßte diese Schriften im letzten Jahre seiner Gefangenschaft, von seinen durch lange Entbehrung fieberhaft aufgeregten Sinnen angetrieben, hauptsächlich aber in der Absicht, durch diese Erzeugnisse, welche, die „Liaisons dangereuses" und den „Portier des Chartreux" fast überbietend, ganz dem Modegeschmack huldigten, seine kümmerlichen Umstände zu verbessern. Um dieselbe Zeit und aus demselben Grunde gesellte er ihnen noch ein drittes zu von ähnlichem Gepräge, den „geplünderten Spion" — eine Schrift, der zwar wie den beiden vorerwähnten Rhapsodien und überhaupt Allem, was Mirabeau an den Tag förderte, geniale Züge nicht fehlen, die jedoch ebenso wenig einen Auszug verträgt. Es darf aber nicht verschwiegen bleiben, daß buchhändlerische Industrie sich aller drei Producte bemächtigte und sie fälschte, so daß keineswegs der ganze Inhalt der zum Glück sehr seltenen Abdrücke, die noch aufzutreiben sein möchten, auf Mirabeau's Rechnung zu kommen hat.

XXI.

Von den umfassenden Studien dagegen, die Mirabeau in seinem Kerker beschäftigten, von seiner vielseitigen Thätigkeit und unerschöpflichen Fruchtbarkeit liefert eine Reihe anderer Schriften den Beweis, die, in den Briefen an Sophien flüchtig besprochen, zum Theil in den folgenden Jahren veröffentlicht worden, zum Theil aber unvollendet oder ungedruckt geblieben sind. Ovid und Tacitus, Tasso und Boccaccio boten dem Gefangenen Stoff zu Uebersetzungen mit und ohne Commentar; diesen Arbeiten schlossen sich eine Sammlung von Novellen und Elegien, geschichtliche Bruchstücke, mehrere Abhandlungen über politische und religiöse Gegenstände und der Rahmen eines größern, selbständigen Werkes an, das die Ministerlaufbahn des Herzogs von Aiguillon oder vielmehr die Geschichte Frankreichs während dieses Zeitraumes schildern, zugleich aber eine Reihe gemeinnütziger Vorschläge an den Mann bringen sollte. Und wie Mirabeau sieben Jahre früher gegen die Willkür, die ihn nach Manosque verbannte, durch den „Versuch über den Despotismus" Verwahrung einlegte, so benutzte er jetzt die Erfahrungen seines Kerkerlebens, um der Tyrannei, die ihm und tausend andern Opfern solche Leiden bereitete, einen tödtlichen Stoß zu geben. „Des lettres de cachet et des prisons d'état" betitelte er das Buch, worin er jene abscheulichen Misbräuche schilderte, die in Frankreich seit Jahrhunderten den heiligen Namen der Gerechtigkeit schändeten. Trotz der ausdrücklichen gesetzlichen Bestimmungen, die seit den Tagen Ludwig's des Heiligen erlassen und von Zeit zu Zeit erneuert wurden, um die bürgerliche Freiheit gegen despotische Eingriffe zu schützen; trotz feierlicher Erklärungen der Monarchen, daß sie keinen ihrer Unterthanen länger als 24 Stunden gefangen halten würden, ohne ihm den Proceß zu machen; trotz des fortwährend in Kraft bestehenden Gesetzes vom 24. Oct. 1648, welches vorschrieb, daß kein Bewohner des Königreiches länger als drei Tage

verhaftet bleiben dürfe, ohne verhört zu werden — troß all' dieser verbrieften und beschworenen Bürgschaften bedurfte es blos eines Machtwortes, um einen Bürger, welchem Stande er auch angehören mochte, Jahrelang seiner Freiheit zu berauben und, ohne Urtheil und Recht, in eine jener Bastillen zu begraben, die sich auf allen Punkten Frankreichs drohend erhoben. Unter den Ausgaben Ludwig's XIV. findet man einen Posten von 136,000 Livres für den Unterhalt der Gefangenen, die sein Beichtvater, der Jesuit le Tellier, unter dem Vorwande des Jansenismus in verschiedenen Staatsgefängnissen versorgt hatte; und die Zahl der lettres de cachet, deren Ausfertigung die jansenistischen Händel veranlaßten, soll überhaupt gegen achtzigtausend betragen haben. Cardinal Fleury, sagt man, habe sich gerühmt, daß er 40,000 lettres de cachet bewilligt, und der Herzog de la Brillière, ein anderer Minister Ludwig's XV., war damit noch verschwenderischer. Er vertheilte sie zu Tausenden, und jeder Statthalter, jeder Intendant, jeder Bischof, kurz jeder Mächtige und jede Creatur eines Mächtigen konnte sie in beliebiger Menge und zu beliebigen Zwecken erhalten. Malesherbes that als Präsident des obersten Steuer-Gerichtshofes die kräftigste Einsprache gegen dieses Unwesen, und machte als Minister die Ausfertigung einer lettre de cachet von solchen Förmlichkeiten abhängig, daß sie schwerer zu erlangen waren, als gerichtliche Beschlüsse; aber noch im Jahre 1777 wurden ebenso viele Personen durch derlei Machtsprüche ihrer Freiheit beraubt als in Folge gesetzlicher Befehle, und im Jahre 1783 betrug die Zahl der Staatsgefängnisse, welche, der Aufsicht der ordentlichen Gerichte entzogen, diese Opfer der Willkür verschlangen, blos in Paris und der Umgegend über zwanzig. Welche Gräuel mochten sie verbergen, und welches Verdienst erwarb sich, wer diese Gräuel entschleierte! Wer aber konnte sich dazu dringender aufgefodert fühlen, als der Sohn des Menschenfreundes, der seine Familie mittelst lettres de cachet beherrschte und seinen Erstgeborenen durch ein halbes Dutzend Staatsgefängnisse hatte die Runde machen lassen? Zwar fehlte es Mirabeau bei diesem Bestreben nicht an Vorgängern: die einen blieben jedoch,

wie er selber bemerkt, bei allgemeinen Grundsätzen stehen, während die andern die Wahrheit entweder nur halb sagten oder sie durch Uebertreibungen verunstalteten und dadurch ihre Wirkung schwächten. Seine eigene Absicht ging nun dahin, gestützt auf das natürliche und positive Recht, zuvörderst die Grundsätze festzustellen, aus denen sich die Verwerflichkeit der lettres de cachet ergeben mußte; dann die Schädlichkeit derselben im Allgemeinen und Besondern nachzuweisen, und endlich durch Schilderung der in den Staatsgefängnissen, besonders im Kerkerthurm von Vincennes, herrschenden Misbräuche mindestens Abstellung dieser letzteren zu erwirken, wenn man auf den Gebrauch der erstern selber nicht verzichten wollte. Wird nun berücksichtigt, daß Mirabeau sein Werk, unstreitig das bedeutendste, welches über diesen Gegenstand erschienen ist, im Kerker und unter tausend Hemmnissen schrieb, daß ihm nur sehr mangelhafte Hülfsmittel zu Gebote standen, daß er den Stoff größtentheils aus dem Gedächtnisse schöpfen mußte und von allem geistigen Verkehr fast ganz abgeschnitten war, so muß das Urtheil über diese That, denn ein solches Buch war eine That, wol anders lauten, als z. B. der Marquis es fällte. „Dieses Machwerk", schreibt er dem Bailli, vielleicht durch einige Ausfälle des Verfassers gegen die Oekonomisten erbittert, „ist ein verrücktes Gemengsel, worin Alles zusammengeworfen ist, was gegen den Despotismus vorgebracht werden kann, vermischt mit frechen Schutzreden zu Gunsten der Taugenichtse. Es ist nichts als aufrührerische und zügellose Narrheit." Und als er es loben hörte, rief er aus: „Ich sehe wohl, daß die Zeit der Narren kommt. Ein Trost für mich, daß ich sie nicht erlebe." Dagegen machte Mirabeau's Buch auf unparteiische Leser, die es wol am ehesten in Deutschland fand, den günstigsten Eindruck. Hamann nannte es ein vortreffliches Werk, und F. H. Jacobi, vielfach dadurch angeregt, nahm sich desselben, als er es in den göttingischen Anzeigen nicht nach Gebühr gewürdigt fand, in einer eigenen Abhandlung eifrigst an. Der wissenschaftliche Theil ist freilich nicht mit jener Schärfe und Gründlichkeit ausgearbeitet, die man heutzutage an einem Werke solcher

Art, besonders wenn es deutschen Ursprungs wäre, schwer vermissen würde; dagegen leistet für die Unzulänglichkeit der Begriffsreihen, den Mangel folgerechter Herleitung aus einer Gedankeneinheit die Fülle der geschichtlichen Nachweisungen, die Klarheit und Kraft des Ausdrucks, die beredte, treffende und geistvolle Darstellung, vor Allem aber die edle Gesinnung und die reine Absicht genügenden Ersatz. Nirgends fehlt es an überraschenden Lichtblicken, scharfsinnigen Zusammenstellungen, kühnen Gedanken, die, wie sehr sie auch seitdem zum Gemeingut geworden sein mögen, damals nur in überlegenen Geistern Entstehung finden konnten. So z. B. deutet Mirabeau den Hauptgesichtspunkt, auf den er sich bei seiner Untersuchung stellt, folgendermaßen an: „Es handelt sich kaum darum zu erörtern, ob der Gebrauch der lettres de cachet unserm Staatsrechte zuwider ist oder nicht, da diesem Staatsrechte von allen Seiten Umsturz droht und wir in der That ein Volk ohne Verfassung sind. Es muß vielmehr nachgewiesen werden, daß dieser Gebrauch den gänzlichen Untergang der Freiheit nicht unfehlbar nach sich zieht; denn hat er eine solche Folge, so kann er weder durch Verjährung noch durch irgend einen andern Grund gerechtfertigt werden, weil die Freiheit ein unveräußerliches Menschenrecht ist... leisten wir den Beweis, daß jede Gesetzgebung sich auf das Naturgesetz, auf die Foderungen der Vernunft und auf die allgemeine Zustimmung gründen muß; denn daraus ergibt sich, daß Alles, was damit im Widerspruche steht, nicht rechtmäßig sein kann..." Die Gerechtigkeit aber, so fährt er in seiner Erörterung fort, sei ein unabweisliches Bedürfniß unserer Natur, und, unabhängig von jedem religiösen System, das Hauptbindemittel der Menschen, sowie der einzig nothwendige Vereinigungspunkt der Gesellschaft... Sie sei der Maßstab für die Befugnisse aller Regierungen, und es sei ein gefährlicher Irrthum, diese Befugnisse aus dem göttlichen Ursprunge der Regierungsgewalt herzuleiten, oder die königliche Gewalt der väterlichen an die Seite zu stellen. Im weitern Laufe der Beweisführung bemerkt er unter Anderem: „Unsere Nation ist äußerst lebhaft und von Natur fröhlich, ob-

schon lange Unterdrückung diese glückliche Stimmung sehr geändert hat, nichts weniger als besonnen, und daher in häufigen Widersprüchen befangen; sie ist ferner von Allem, was sich auf die Regierung bezieht, so schlecht unterrichtet, wie wenn es sich dabei um etwas ganz Fremdes handelte, weil man alle Mittel aufgeboten hat, um sie von diesem wichtigen Gegenstande abzulenken. Sie wird so spät als möglich zur Einsicht kommen, daß es nur von ihren Herrschern abhängt, ihr das schimpflichste Joch der Knechtschaft aufzubürden; sie wird sich sogar über diese Gefahr lange trösten, weil dieselbe noch nicht eingetreten ist, und gleichgültig zusehen, wie ihr Souverain Gesetze gibt, nachdem er ihr das Recht der Mitwirkung entrissen, und die vollziehende Gewalt in ihrem ganzen Umfange übt, als unumschränkter Gebieter von 300,000 Bewaffneten... Wenn jedoch der Fürst der öffentlichen Meinung, die seine sicherste Schutzwehr und die Stütze seiner Macht ist, Trotz bietet; wenn er Alles will, weil er Alles kann; wenn er sich herausnimmt zu richten; wenn Derjenige, welcher die Gesetze gibt und abschafft, ihre Vollziehung willkürlich anordnet oder verhindert, oder von dem Belieben seiner Minister und Günstlinge abhängig macht; wenn es deutlich wird, daß das Heer nur dazu dient, die Bürger zu knechten oder den Launen eines Häufleins hochmüthiger, ungerechter und habsüchtiger Machthaber zu unterwerfen; wenn alle Herzen abwendig gemacht und sogar der Hoffnung beraubt sind, dann werden sie sich auch bald der Furcht entäußert haben; die Täuschung wird verschwinden und man wird zur Ueberzeugung gelangen, daß die Despoten des Orients keine unbeschränktere Gewalt besitzen, als die französischen Könige; daß die Lage der Franzosen nicht besser ist, als jene der Türken; daß in Paris nicht mehr Freiheit herrscht, als in Konstantinopel, wo es wenigstens Kirchen gibt, während man in unserer ungeheuern Hauptstadt keine Moscheen und nicht einmal Bethäuser sieht..." Dieselbe Unbefangenheit, womit er hier den Charakter seines Volkes beurtheilt, legt er dort an den Tag, wo er den schädlichen Einfluß schildert, den seine Kaste auf das Staatsleben geübt. „Wir Glieder des Militairadels", sagt

er, „die wir glauben, daß uns der erste Rang gebührt, und die wir eigentlich gar keinen haben; wir deren Arbeiter eine Körperschaft bilden, während wir selber keine bilden; wir, die wir hunderttausend aus der Hefe des Volks hervorgegangene Familien unsere, freilich fast ganz vernichteten Rechte theilen sehen;.. wir Sklaven aus Beruf, aus Vorurtheil, aus Unwissenheit, die wir uns noch dazu dieser Sklaverei rühmen: wir haben den Despotismus, dessen erste Opfer wir waren, der uns stets zu demüthigen trachtet, und dem noch unser schattenhaftes Dasein Eifersucht einflößt; wir haben, sage ich, diesen Despotismus weit mehr gefördert, als alle andern Körperschaften zusammen genommen, und bilden seine hauptsächlichste Stütze." Welchen Grad aber auch die Sklaverei erreicht haben möge, ruft er anderswo aus, sie lasse der Freiheit immer noch einen Zugang offen. Freilich könne die Verderbniß einer Nation nur durch allgemeines Unglück geheilt werden, und dieses Unglück sei dann eine nothwendige und wünschenswerthe Krise. Drohe dem Gemeinwesen Untergang, so handle es sich nicht mehr um das Ansehen der Gesetze, denen ja das gleiche Schicksal bevorstehe, sondern es müßten, um den Staat und die Freiheit zu retten, Grundsätze, die zwar zu ihrem Schutze aufgestellt worden, sich aber unzureichend erwiesen, ohne Bedenken beseitigt werden... „Ein Fremder", heißt es weiter, „der uns unterdrücken, plündern, einkerkern, kurz auf alle Weise plagen würde, erschiene als gemeinsamer Feind, und die Nation böte Alles auf, sich seiner zu entledigen; ändert nun das bloße Wort König die Begriffe und Thatsachen in solchem Grade, daß Der, welcher so heißt, trotz seiner Unthaten Achtung einflößt, nur weil er kein Fremder ist? Sind es die Geburt und der Himmelsstrich, oder der Wille und die Handlungen, die den Bürger vom Feinde unterscheiden? Hätte die Uebermacht nicht gewisse Rechte auf unsere Bewunderung und unsere Lobsprüche, so wäre diese Frage sehr leicht zu beantworten." Indessen redet Mirabeau der Erblichkeit des Königthums das Wort, begnügt sich aber nicht mit den Schranken einer Verfassung nach dem Muster der englischen. Damit das Gesetz gerecht, bindend und wahrhaft Gesetz sei,

müsse es, wiederholt er, aus dem allgemeinen Willen hervorgehen; politische Freiheit gebe es nur in einem Staate, wo die Bürger an der gesetzgebenden Gewalt durch Vertreter theilnehmen, die durch die große Mehrheit des Volkes frei gewählt und von ihren Committenten, namentlich was die Bewilligung und Vertheilung der Steuern betreffe, genau beaufsichtigt würden...

Mirabeau legte diesem Werke, das, welche Mängel ihm auch ankleben mögen, jedenfalls ein Denkmal ächten Freisinns und Bürgermuthes bleibt, weit größeren Werth bei als Allem, was er bisher geschrieben. Und im Bewußtsein der redlichen Absicht, die ihn dabei beseelte, scheute er sich nicht, es gerade dorthin gelangen zu lassen, wo es zwar den meisten Anstoß erregen, aber zugleich den größten Nutzen stiften konnte. Er sorgte nämlich nicht nur dafür, daß es Boucher in die Hände kam, sondern widmete auch den zweiten Theil, der vorzugsweise die in den Staatsgefängnissen herrschenden Misbräuche schilderte, dem Policeilieutenant Lenoir, und trug sich sogar mit dem Gedanken, es dem Könige selber zu überreichen. Ludwig XVI. erhielt das Buch indessen durch Vermittlung des Grafen Vaudreuil und gab zu, daß es treffliche Gedanken enthalte, fügte aber bei, er bedaure sehr, daß ihm das Misverhalten des Verfassers nicht gestatte, dessen philanthropischen Grundsätzen Glauben beizumessen. Doch trugen Mirabeau's Enthüllungen Manches dazu bei, das Loos der Staatsgefangenen zu verbessern, und hauptsächlich sie waren es, die den Minister Breteuil bewogen, dem Kerkerthurm von Vincennes eine andere Bestimmung zu geben.

XXII.

Dies war also die Habe, welche Mirabeau aus dem Gefängniß in die Welt mitnahm: alles Uebrige sollte er sich erst erringen. Die Aufgabe aber, welche ihn nun vor Allem in Anspruch nahm, war die Versöhnung seiner Aeltern oder wenigstens die friedliche Ausgleichung des ärgerlichen Processes, den sie mit-

einander führten. Zu diesem Zwecke hatte er sich schon von Vincennes aus an seine Mutter mit einem Briefe gewandt, den er selber den schwierigsten nennt, welchen er in seinem Leben geschrieben. Allein obschon er darin Alles aufbot, was das Herz seiner Mutter rühren, ihren Verstand überzeugen konnte, und, als er in Freiheit gesetzt war, seine Bemühungen verdoppelte — Bemühungen, die übrigens dadurch gelähmt wurden, daß er die Marquise stets nur in Gesellschaft ihrer Rathgeber sah —, so gelang es ihm doch nicht, das erwünschte Ziel zu erreichen. Seine Mutter erblickte in ihm, da ihm sein Vermittleramt nicht gestattete, sich unbedingt auf ihre Seite zu stellen, einen Parteigänger ihres verhaßten Gatten, und kehrte sich von dem Sohne, den sie früher so zärtlich geliebt, für immer ab. Ein unwiederbringlicher Verlust, der auf Mirabeau's spätere Laufbahn den nachtheiligsten Einfluß übte.

Das zweite Hauptgeschäft, welches Mirabeau nunmehr zu erledigen hatte, war die Aufhebung des Contumazurtheils, das wegen angeblicher Entführung der Frau von Monnier vom Amtsgerichte in Pontarlier im Mai 1777 über ihn gefällt worden war. Diese Aufhebung wurde nicht nur durch seine bürgerliche Stellung gefodert, sondern sie war auch nothwendige Vorbedingung seiner Wiedervereinigung mit Frau von Mirabeau. Da nun der Marquis sein Augenmerk vorzüglich auf letztere gerichtet hielt, so konnte er dem Sohne seine Hülfe nicht versagen, und that es um so weniger, als ihn das Benehmen desselben völlig befriedigte. Die Briefe, welche er um diese Zeit an den Bailli schrieb, sind voll Aeußerungen in solchem Sinne und zeigen, daß seine Urtheilskraft viel besser und sein Herz viel weicher war, als sein, immerhin höchst eigenthümlicher Stil. „Für diesen Menschen", heißt es an einer Stelle, „ist Alles außerordentlich und vielleicht muß er sich noch lange im Reiche der Phantasie herumtummeln; aber er scheint immer noch das nämliche Vertrauen und die gleiche Lenksamkeit zu haben, und beschäftigt sich Tag und Nacht mit ebenso viel Eifer und Thatkraft, als Gehorsam. Da ich nun weiß, daß er, vom Herzen rechts getrieben, während ihn der Kopf,

den er nie beisammen hat, linkwärts stößt, nur zurückstrahlt und abspiegelt; daß ihm sein einnehmendes Wesen, seine Stellung und seine Talente eine Rolle sichern in einem Jahrhundert, wo die Worte keinen Klang, die Schriften keine Färbung, die Rechte keinen Bestand, die Pflichten keine Gewalt mehr haben, wo Alles sich geberdet wie in Liliput, d. h. nach demselben kleinen Maßstabe, aber ohne Halt und ohne Grundsätze: da ich dies Alles weiß, so suche ich auf diesen Menschen meinen Kopf, meine Seele und mein Herz zu pfropfen und ihm Das einzuflößen, was ich durch langes Studiren und Nachdenken an gründlichen und brauchbaren Kenntnissen erworben habe. Auch glaube ich, er fange an zu begreifen, daß man mit 66 Jahren weiter sieht als mit 30, und daß man sich wol bei einem Graukopf Raths erholen kann, der sich nie prellen ließ, als höchstens aus Bequemlichkeit, und weil er aus der Geschichte die große Lehre zog, daß die Gewandtesten und Rührigsten hundert Luftstreiche führen, ehe ihnen ein Stoß gelingt, und daß alle Ränke der Ligue und der Fronde im gleichen Grabe schlummern und nichts bewirkten, als was von selber geschehen wäre. Endlich scheint er mir jetzt überzeugt, daß die wahre Bahn zur Auszeichnung die unbefleckteste Rechtschaffenheit ist, und daß es keinen andern Weg zur Größe gibt. Nicht als ob ich mit Dem, was er hinter sich hat, mit der Zeit, worin er lebt, mit seinem Charakter und dem Muthwillen, der in ihm steckt, und mit jener schrecklichen Gabe der Vertraulichkeit, um mit Gregor dem Großen zu reden, einer Gabe, mittelst deren er die Großen um den Finger wickelt — nicht als ob ich bei so bewandten Umständen ihm je das Zartgefühl seines Großvaters, seines Oheims oder auch nur seines Vaters beizubringen gedächte: er weiß jedoch, daß ich Biederkeit verlange, und damit Basta." „Er hatte die günstigsten Aussichten, sein Glück zu machen", sagt der Marquis ein anderes Mal, „und könnte sich noch immer hoch emporschwingen, wenn man dies überhaupt kann in einem Lande, wo es keine Höhen gibt, wo Alles im Verfall ist, wo, Dank dem Dünkel der von Schurken überlisteten Dummköpfe, die Schlinge um den Nacken

des Staates sich täglich enger zusammenzieht, wo man an die Mine, die das Gemeinwesen zu zertrümmern droht, täglich neue Lunten legt." „Was man auch von der Vergangenheit sagen mag", meinte der Bailli, der aus vollem Herzen in den Ton seines Bruders einstimmte, „wenn Honoré das Publicum etwas glimpflicher behandelt und sich ein bischen mehr zusammennimmt, so wird er gerade durch sein geräuschvolles Wesen ebenso sehr wie durch seine Naturanlagen einer der Koryphäen des Jahrhunderts werden; denn er ist ein trefflicher Schauspieler, besitzt Geist, ja Genie, und ist keineswegs schüchtern oder furchtsam — Eigenschaften, die uns beiden den Hals gebrochen haben, wenn davon die Rede sein kann. Kein Zweifel, daß er zu allen gesellschaftlichen Schnurrpfeifereien taugt, und dies allein braucht man heutzutage." „Du hast Recht", erwiderte der Marquis"; „er ist zu rechter Zeit gekommen, denn die Zeit für Leute seines Schlages ist wirklich da. Und hätte die Narrheit bei ihm nur nicht gar so üppig gewuchert, so würde er gerade mit Hülfe seiner Fehler das größte Glück gemacht haben, was ehrliche und verständige Leute in diesen Zeitläuften nicht können." „Er ist ein gemachter Mann", fährt er fort, „der sich zu beherrschen weiß, und sogar imponirt, trotz seiner außerordentlichen Lebhaftigkeit, die er jedoch bezähmt. Seit der Zeit, da ich wünschte, daß er Alles vergesse und wieder werde wie ein weißes Blatt Papier, hat er seine Gefangenschaft benutzt, um englisch, griechisch, italienisch, spanisch zu lernen, und die Alten, besonders Tacitus, fleißig studirt. Sein Verstand, von jeher scharf und durchdringend, hat nun den rechten Weg gefunden, und seine geistige Kraft sich verdoppelt, seit er sie frei entfalten kann. Er besitzt einen Adlerblick." Dennoch aber hielt es der gute Marquis für nöthig, diesen Kopf, dem nichts fehlte als Spielraum, mit seiner eigenen Weisheit voll zu pfropfen, um die Verwirrung, die er darin zu erblicken glaubte, wo möglich noch vollständiger zu machen. Es sehe da aus, sagte er, wie in einer umgestürzten Bibliothek, Dank den einsamen Kerkerstudien des jungen Menschen, die überdies nur dazu beigetragen hätten, sein Talent,

durch oberflächlichen Glanz zu blenden, zu steigern. Er habe alle Formeln verschlungen, fügte er bei, ohne irgendwo in das Wesen einzudringen, und es sei hohe Zeit, daß man Rath schaffe. Denn sein Kopf sei ein Glühofen, und er verbinde mit seinen großen Talenten eine solche Nachgiebigkeit, daß man den armen Teufel den Versuchungen und Gefahren rings um ihn nothwendig entziehen müsse. Er habe einen Führer nöthig: dies könne aber niemand anders sein, als sein Vater oder sein Oheim.

Obwol sich nun der Marquis die Schwierigkeiten eines solchen Führeramtes nicht verhehlte, so ließ er sich endlich doch herbei, es zu übernehmen, und zwar hauptsächlich auf Bitten seiner Lieblingstochter, der Frau du Saillant, die ihm vorstellte, wie sehr ihr Bruder der väterlichen Leitung, besonders aber der väterlichen Zärtlichkeit bedürfe. Auch hatte der Ausgang des Processes, den der Marquis mit seiner Frau führte, und der nun zu ihren Gunsten entschieden wurde, seine Pläne wesentlich geändert. Der Zepter seiner häuslichen Herrschaft war zerbrochen; die Vorsehung hatte, um in seiner Sprache zu reden, seinen Bestrebungen ihr Siegel nicht aufgedrückt, und er fühlte sich, wenn auch nicht gedemüthigt, doch ermattet. Deshalb gab er ohne großen Widerstand nach, als man in ihn drang, sich mit seinem Sohne vollständig zu versöhnen, und ließ ihn vor sein Antlitz. Der „verlorene Sohn" warf sich seinem Vater zu Füßen, dieser aber kam ihm mit den Worten entgegen, er habe dem Feinde schon lange verziehen, reiche jetzt dem Freunde die Hand, und hoffe einst dessen Sohn segnen zu können. „Ich habe gefunden, daß er größer und stärker geworden ist, besonders an Schultern, Hals und Kopf", schreibt der Marquis seinem Bruder; „er hat unsere Gestalt, Art und Haltung, sein quecksilberiges Wesen natürlich abgerechnet; seine Haare sind sehr hübsch, Stirn und Augen treten ausdrucksvoller hervor, und die Sprache ist weniger gekünstelt als früher..."

Diese Zusammenkunft fand im Mai 1781 statt, nach neunjähriger Trennung, und der Marquis benutzte sie, um seinen Kindern das Verhalten anzudeuten, welches er ihnen gegenüber

künftig beobachten wollte. Er habe das Bewußtsein, sagte er, daß er seine Pflichten gegen seine Familie und die Gesellschaft erfüllt, aber seine Zeit sei vorüber, und er werde fortan, eingedenk der Worte des gewaltigen Homer, der das Alter auf das einzige Geschäft beschränke, zu dem es noch tauge, nämlich auf's Plaudern und höchstens auf's Rathgeben, ein neues, jedoch ruhiges und zurückgezogenes Leben beginnen. Sei es unumgänglich nöthig, so werde er sich zeigen, um die Seinigen zu unterstützen, und wenn sie seinen Rath suchten, ihnen denselben nicht vorenthalten; übrigens seien sie mündig, und könnten ihre Angelegenheiten selber besorgen... Er werde sich, mit einem Worte, der gesunden Glieder seiner Familie stets annehmen, von den andern aber habe er sich losgesagt und sie vergessen.

Schon im folgenden Monat begleitete Mirabeau seinen Vater nach dem Gute Bignon, wo ihn außer den wichtigen Angelegenheiten, die in Pontarlier und in der Provence ihre Entscheidung finden sollten, vorzüglich literarische Beschäftigungen und ein ausgedehnter Briefwechsel in Anspruch nahmen. Auch Sophie wurde nicht vergessen: ihr Bild war jedoch, seit ihr Geliebter im Genusse der Freiheit schwelgte, durch die Gewalt neuer Eindrücke in den Hintergrund gedrängt worden und sein Glanz begann zu erbleichen. Sophie hatte bereits im Laufe des Jahres 1779 durch, ohne Zweifel ganz schuldlosen, aber etwas unbedachtsamen Verkehr mit einem jungen Manne, dem der Zutritt in das Kloster erlaubt war, Mirabeau Anlaß zur Eifersucht gegeben, und mehrere seiner Briefe aus jener Zeit enthalten Aeußerungen verletzten Gefühls. Was Sophie schrieb, war ohnedies nie von jener leidenschaftlichen Glut durchdrungen gewesen, die Mirabeau beseelte; jetzt wurden ihre Briefe allmälig kälter und gezwungener, und es fehlte nicht an Zwischenträgern, welche die Entfremdung steigerten. Namentlich wurden in solchem Sinne die Beziehungen ausgebeutet, in denen Sophie zu zwei Mönchen stand, deren einer Beichtvater des Klosters war, während der andere dort häufige und leicht zu misdeutende Besuche abstattete. Andererseits darf nicht verschwiegen bleiben, daß Mirabeau, dem

vertrauter Umgang mit Frauen gebieterisches, ja in krankhaften Drang ausartendes Bedürfniß war — wobei er jedoch vor gewerbsmäßiger Prostitution den größten Abscheu fühlte — bald nach seiner Befreiung Verbindungen anknüpfte, die weit mehr Anstoß geben konnten, als jenes müssige Klostergeschwätz. Sophie erwiderte daher auch die Vorwürfe ihres Geliebten mit Gegenbeschuldigungen, welche den Zwiespalt natürlich nur erweiterten, und es drohte ein förmlicher Bruch, als ein gemeinschaftlicher Freund, der Arzt des Klosters, Doctor Ysabeau, zu mündlicher Verständigung die Hand bot. Mit seiner Hülfe gelangte Mirabeau unter dem Schutze einer Verkleidung in Sophiens Zelle; aber die Unterredung, die in Gegenwart des Doctors und einer ins Vertrauen gezogenen Nonne stattfand, führte, vielleicht wegen dieser Zeugen, zu keinem Ziele. Die beiden Liebenden trennten sich gereizt und erbittert, und sahen einander seitdem nicht wieder. Ein Brief, den Mirabeau am folgenden Tage, am 4. Juli 1781, einem Freunde schrieb, gedenkt dieser entscheidenden Zusammenkunft mit keinem Worte; hingegen drückt er darin seine Freude aus, daß es ihm gelungen, seinem alten Lehrer Poisson ein Amt zu verschaffen, und knüpft daran eine vertrauliche Hindeutung auf eine Frau, die ihm dazu behülflich gewesen.

Mit welchem Eifer Mirabeau, trotz dieser schmerzlichen Episode, fortfuhr, an der Lösung seiner Doppelaufgabe zu arbeiten, davon legen theils die Briefe Zeugniß ab, die er an seinen Freund, den Finanzbeamten Vitry in Paris, schrieb, theils die Lobsprüche, welche ihm sein Vater spendete. In einem der erstern heißt es: „Ich weiß wohl, daß man auf dieser Welt die geringsten wie die größten Güter über ihren Werth bezahlt, und dennoch werde ich mein Leben daran setzen, leiblich und geistig so viel zu erwerben als ich kann, mag sich's auch der Mühe nicht lohnen. Ich thue es, weil mich mein Thatendrang quält; und ist einmal die an beiden Enden brennende Kerze zu Ende, nun, so wird sie verlöschen, aber nicht, ohne in ihrer kleinen Laterne ein helles Licht verbreitet zu haben. Nicht jeder der will, kann ein Leuchtfeuer sein: dazu braucht's Platz auf einem Thurme. Mich hat Gott

in einem Keller geboren werden lassen, allein wenigstens hat er dafür gesorgt, daß ich da nicht ersticke." Die Lobsprüche des Marquis aber waren nun freilich vorzugsweise auf den Bailli berechnet, den derselbe zur Uebernahme der Vermittlung zwischen seinem Sohne und dessen Gattin zu bestimmen wünschte, der aber, obschon er durch seinen Aufenthalt in der Provence und seine Verbindungen mit den Angehörigen der Frau von Mirabeau für dieses Geschäft besonders geeignet schien, dazu keine Lust zeigte. Die Brüder hatten nun die Rollen vertauscht: während früher der Bailli seinen Neffen dem Vater gegenüber stets, wenn auch schüchtern, in Schutz genommen hatte, sah sich jetzt der Vater gezwungen, für seinen Sohn beim Oheim Fürsprache einzulegen, der sich mit dessen Angelegenheiten fortan nicht mehr befassen wollte. Abneigung war dabei keine im Spiel, sondern blos die Ueberzeugung, daß eine solche Einmischung nicht mehr an der Zeit sei. „Nun bist Du also", schrieb der wackere alte Degen seinem Bruder, „Dank Deiner Fortpflanzungssucht, wieder damit beschäftigt, ein 32jähriges Bürschchen zu schulmeistern! Bist Du wirklich thöricht genug zu glauben, daß Du etwas Anderes aus ihm machen wirst, als was er ist? Welche Aufgabe, einen Charakter abrunden zu wollen, der, wie ein Igel, lauter Spitzen und fast keinen Körper hat! Kann man Deinen Sohn in diesem Alter und mit den Strafen, die er ausgestanden, noch nicht allein gehen lassen, so ist, was Du unternimmst, eine Danaidenarbeit." Der Marquis gab ihm indessen zu bedenken, daß es nicht möglich, einen Sohn wie einen Arm abzuschneiden, und wenn er sich ans Vaterherz werfe, auf die Straße zu stoßen; daß die Natur sich allerdings nicht ändern lasse, daß man jedoch mit Hülfe der Vernunft seine Blößen kennen lernen und decken könne. Uebrigens bessere sich Honoré augenscheinlich, und es gebe vielleicht im ganzen Königreiche keinen Menschen, der einer überdachten Bosheit weniger fähig sei als er. „Dieser Mensch", heißt es in einem andern Briefe des Marquis, „besitzt nichts Eigenes als den Willen, was freilich bei Jemandem, der, die Feder in der Hand, so viel Talent, Geschmack, Geist und Gewandtheit zeigt

wie er, unglaublich ist. Er hat keine eigene Idee, obschon er, wie die Malabaren, sehr erfinderisch ist, und behilft sich mit lauter erborgten Dingen, mit lauter Reminiscenzen, die er in Fleisch und Blut verwandelt. Darin gliche er uns Allen, die wir keine angebornen Ideen hatten, wenn er ein Körper wäre; aber er ist blos ein Schatten... Die Welt ist voll solcher Schatten, die einander gegenseitig für Körper halten, bei keinem jedoch ist dies in solchem Grade der Fall. Er hat auch keine Leidenschaften, und ist zwar gierig und unbeständig, allein weder ein Fresser noch ein Säufer. Im Spiele hat er unerhörtes Glück, und kann es doch nicht leiden; ja, er schläft dabei ein, wenn es nicht seine Eigenliebe in Anspruch nimmt. Was aber die Weiber betrifft, so war Alles blos Schwulst und Prahlerei: bei seiner abschreckenden Häßlichkeit führen da Unverschämtheit und Keckheit sicher zum Ziele, und hierin ist er Meister. Uebrigens ist er sehr umgänglich, und weit entfernt von jener zänkischen, veränderlichen und unverträglichen Laune, die man ihm vorwarf, vielmehr heiter, nachgiebig und gutmüthig, allein weder zärtlich oder galant, noch weibisch oder wollüstig."

Allein trotz dieser und ähnlicher Lobeserhebungen, die der Marquis dem Bailli als Lockspeise hinwarf, ließ sich dieser nicht bewegen, bei seinem Neffen von neuem das Mentoramt zu übernehmen. Wenn derselbe noch einen Mentor brauche, so sei er überhaupt nichts nutze. „Bedenke doch", rief er seinem Bruder zu, „daß Deine Hartnäckigkeit es war die Dir all' Dein Unglück, alle Deine unzähligen Leiden zugezogen hat, weil die Vorsehung, vor deren Antlitz die menschlichen Pläne nur Kartenhäuser sind, Deine Entwürfe vereitelte." Und als der Marquis immer wieder auf die durch seinen Sohn zu erzielende Nachkommenschaft zurückkam, bemerkte der Bailli nicht ohne Ungeduld: „Unser Geschlecht hat seine Zeit gehabt, es erlischt nun, und was liegt daran? Auch die Geschlechter Alexander's, Cäsar's, Karl's des Großen und tausend andere sind erloschen, und die Welt geht doch ihren Gang. Man muß hier auf Erden entweder Alles verlieren oder Alles verlassen — es bleibt keine andere Wahl.

Und was heißt das auch, einen Namen verlieren? Was bedeutet denn gegenwärtig ein Name? Aber ich sehe schon, daß Du jetzt von der Fortpflanzungssucht besessen bist, obschon Du bedenken solltest, daß Cyrus und Mark Aurel sehr glücklich gewesen wären, wenn sie weder Cambyses noch Commodus zu Söhnen gehabt hätten." „Was mich selber betrifft", fuhr der Bailli fort, „so komme ich täglich mehr zur Ueberzeugung, daß meine Nachkommenschaft, die nur die Deinige sein kann, mich so wenig kümmert wie eine Rübe. Ich sehe ja aus Allem, daß der ächte Adel nur sinken kann, was schlimmer ist als erlöschen, daß ihm nur noch Demüthigungen bevorstehen, und daß er täglich tiefer in den Schlund der Erpressungen sich verliert. Das Gesindel gewinnt überall die Oberhand. Blicke nur, um Dich von Deinem Familienstolze zu heilen, auf das schmähliche Gleichgewicht, das bis zum bevorstehenden allgemeinen Umsturze, bis zum Ausbruche des Vulkans, der uns von dreißig Schichten verhärtender Anschwemmungen befreien wird, mit Hülfe des Schreiberpackes, dem das Schießpulver, die Buchdruckerkunst, die Gottlosigkeit und folglich auch der Aufruhr zu Gebote stehen, in Europa hergestellt ist und von ihm aufrecht erhalten werden muß. Die Völker werden nicht mehr zu kräftigen Sitten zurückkehren — ich frage Dich daher, welche Rolle der Adel in Zukunft spielen kann, und ob es angenehm sei, Kinder zu haben, um sie, wenn sie gute Unterthanen sind, verunglimpft und höchstens zu Hofschranzen erniedrigt zu sehen? Der Adel spaltet und verliert sich ja; auf alle Kinder jener Blutsauger, jenes von der Pompadour, die selber aus solchem Schmuz emporwuchs, aufgefütterten Finanzgesindels ausgedehnt, erniedrigt er sich zu einem Theil in der Knechtschaft des Hofes, während ein anderer sich mit jenem Schreiberpacke vermischt, welches das Blut der Unterthanen des Königs in Dinte verwandelt, ein dritter aber, erstickt von jenen niederträchtigen Rabulisten, die ein Amt aus dem Kothe emporhebt, zu Grunde geht. Und was das Schlimmste, der Adel sieht sich genöthigt, vor allen diesen in einer Nacht emporgeschossenen Pilzen das Knie zu beugen, vor Kürbisköpfen, die, Dank der

Schwäche der Regierung, auf ihrem heimischen Düngerhaufen stolziren und eine bürgerliche Aristokratie bilden, die sich ein schändliches Vergnügen daraus macht, ihre alten Gebieter ihr Ansehen fühlen zu lassen. Es ist wirklich der Mühe werth, ein Geschlecht fortzupflanzen zu diesem Zwecke, oder um es der Umwälzung auszusetzen, welche das gänzliche Erlahmen aller Springfedern nothwendig herbeiführen muß. Ich will mich daher nicht abarbeiten, ja mir nicht einmal eine Blöße geben, um die Freude zu haben, ganz neu gemachte Großneffen um mich zu sehen. Der heilige Franz von Sales behauptet, daß nicht die Elephanten es sind, die uns beschwerlich fallen, obschon sie die größten Thiere, sondern die Mücken, trotz ihrer Kleinheit."

Und dabei blieb es, d. h. der Bailli, welcher diesmal seinem Bruder gegenüber weit mehr Selbständigkeit gezeigt hatte, als in seinem ganzen frühern Leben, setzte seinen Willen durch und hielt sich seinen Neffen vom Halse, der nunmehr, was in der That auch klüger war, damit beginnen mußte, sich, wie der Marquis sich ausdrückt, seinen Kopf wieder aufzusetzen, ehe er zum zweiten Male um seine Gattin freite. Auch über diese Angelegenheit, nämlich über den in Pontarlier zu schlichtenden Proceß, waren die beiden Brüder verschiedener Meinung: der Marquis glaubte den Advocaten, die ihm sagten, daß die Sache sehr verwickelt sei, der Bailli aber behauptete das Gegentheil, leugnete jedoch nicht, daß sie eine schlimme Wendung nehmen könne durch die Ränke der Actendrescher, die dem Adel den Untergang geschworen, und zusammenhielten wie die Kletten, sodaß es weit ungefährlicher sei, ein halbes Dutzend Prinzen zu tödten, als die angebliche Ehre eines Federfuchsers zu verletzen. Freilich gab es ein Mittel, um den Knoten zu zerhauen: man brauchte sich blos um Begnadigung zu bewerben, die dem Einflusse des Marquis gewiß nicht versagt worden wäre. Allein dazu bedurfte es der Mitwirkung des Schuldigen selber, und dieser verweigerte sie auf das entschiedenste, weil eine solche Begnadigung nur ihm allein zu gut gekommen wäre, er aber, trotz der zwischen ihm und Sophien eingetretenen Entfremdung, sein Loos von dem ihrigen nicht

trennen wollte. Es blieb mithin nichts übrig, als die Aufhebung des Contumazurtheils zu erwirken. Dazu eröffneten sich zwei Wege: entweder gütlicher Vergleich mit der Gegenpartei, oder geschickte Benutzung der Mängel, die, vom Standpunkte des positiven Rechts betrachtet, dem Urtheil anklebten. Welcher Weg aber auch eingeschlagen wurde, dies stand bei Mirabeau fest, daß er sich mit keinem halben Erfolge begnügen wollte. Mit dem festesten Vertrauen in seine Kraft verband er eine Kühnheit, die vor keinem Hindernisse zurückbebte und dem Marquis den Ausruf erpreßte, seit Cäsar habe kein Mensch eine solche Verwegenheit besessen wie sein Sohn.

XXIII.

Mirabeau machte sich also in den ersten Tagen des Februar 1782 nach Pontarlier auf den Weg, begleitet von einem Advocaten, auf dessen Rath ihn sein Vater verwies, der aber neben ihm selber eine ganz untergeordnete Rolle spielte. Seine ersten Vergleichsanträge wurden zwar zurückgewiesen; kaum hatte er sich jedoch als Gefangener gestellt und einige Verhöre bestanden, so beeilte man sich, eingeschüchtert durch seine Entschiedenheit, einen mildern Ton anzustimmen. „Ihr Freund", schreibt er, des Siegs gewiß, schon am 14. Febr. an Vitry, „Ihr Freund wird endlich die Freude haben, entweder sich vollständig gerächt zu sehen, oder im ersten Anlaufe, im ersten Augenblicke, wo man ihm gestattet, selber zu handeln, einer Frau Genugthuung zu verschaffen, die er in so schwere Widerwärtigkeiten zu verwickeln das Unglück hatte." So schnell gelang es ihm indessen nicht, sein Ziel zu erreichen, da die Leute, mit denen er es zu thun hatte, namentlich die Gerichtspersonen und Beamten, fast alle auf Seiten des Herrn von Monnier und seiner Tochter standen, dem Beklagten daher alle möglichen Schwierigkeiten in den Weg legten. Gegen ihn sprachen unleugbare Thatsachen, und Mirabeau selbst bekennt, daß er im Wesentlichen Unrecht hatte;

dafür aber konnte er sich auf die Formen stützen, „und dies", sagt er, „ist bei dem jämmerlich schlechten Zustande unserer Justiz, bei der Verderbniß unserer Gerichte die Hauptsache." Zu seiner Vertheidigung, die zugleich auch die Vertheidigung Sophiens war, benutzte er also vorzüglich den Umstand, daß die im Gesetze enthaltene Begriffsbestimmung des Verbrechens der Entführung durch Verführung (rapt de séduction), dessen er beschuldigt war, auf den vorliegenden Fall nicht paßte; daß der Ehebruch nicht bewiesen war und nicht bewiesen werden konnte, weil französische Richter über Thatsachen, die im Auslande vorgefallen, zu urtheilen nicht befähigt waren; daß endlich, selbst wenn dieser Ehebruch beweisbar gewesen wäre, darüber kein Urtheil gefällt werden konnte, weil kein Kläger vorhanden war. Alle diese Gründe setzte er in einer Reihe von Denkschriften auseinander, in welchen er eine solche Fülle juristischer Kenntnisse, ein so bewundernswerthes Advocatentalent und eine so hinreißende Beredsamkeit entwickelte, daß diese Denkschriften noch heutzutage als unübertroffene Muster dastehen. Freilich drückt ihnen die Nothwendigkeit, den eigentlichen Thatbestand zu verhehlen oder zu verdrehen, ein sophistisches Gepräge auf; Mirabeau wußte jedoch einen so bescheidenen, versöhnlichen und ehrerbietigen Ton anzustimmen, daß er selbst diejenigen rührte, welche nicht geneigt waren, sich über die Natur seines Vergehens täuschen zu lassen. Auch kam ihm die übertriebene Strenge des gegen ihn gefällten Urtheils sehr zu Statten, sowie die Rücksicht auf die lange und harte Gefangenschaft, womit er die Schuld, wegen der er jetzt vor Gericht stand, schon gebüßt hatte. Nur der Marquis, vermuthlich umgestimmt durch die Frau von Pailly, die ihre Hände wieder im Spiele hatte, und von der Mirabeau sagte, sie würde seinen Sieg ebenso ungern sehen, wie Herr von Monnier selber — nur der Marquis war anderer Meinung und schrieb seinem Bruder: „Du hast keinen Begriff davon, was er seine Vertheidigung nennt; ich habe ihn noch nie in solchem Grade über die Schnur hauen gesehen: er demüthigt die Zeugen, erbittert die Richter, beleidigt alle Welt, und hält sich im

Ernſte für unſchuldig, unterdrückt, gemäßigt, großmüthig: kurz, er iſt ein completer Narr.“ Der Bailli hingegen, der mit äußerſter Strenge gegen ſich ſelbſt die größte Milde gegen Andere verband, beharrte auf ſeinem unparteiiſchen Standpunkt und ſuchte die Tiraden ſeines Bruders auf ihr wahres Maß zurückzuführen, indem er ihm zu bedenken gab, daß der Geliebte der Frau von Monnier, das Aufſehen und das öffentliche Aergerniß abgerechnet, ſich nichts habe zu Schulden kommen laſſen, als was in Babylon, wie er Paris nannte, hergebrachte Sitte ſei. Mirabeau ſelbſt aber rief aus: „Ich will zeigen, was ein beherzter Mann in einem Jahrhundert der Trägheit und Sklaverei noch vermag; ich will, aufrechten Hauptes und blos mit dem Schilde des Geſetzes bedeckt, meinen Feinden, meinen beſtochenen Richtern und meiner wankelmüthigen Familie Trotz bieten.“ Und als ihm der Marquis gegen ſeinen Willen Herrn du Saillant zum Vermittler aufdringen wollte, entgegnete er, daß, ſo lange er im Gefängniſſe ſich befinde, auch der Anblick des Schaffots ihn nicht bewegen würde, ſich einem Vergleiche zu fügen. Er hatte nämlich ſeine vorläufige Freilaſſung verlangt und bereits erwirkt, als der Stellvertreter des königlichen Procurators, Sombarde, den Beſchluß wieder rückgängig machte. Dieſer Sombarde war aber mit Herrn von Monnier in verbotenem Grade verwandt, und verletzte ſeine Amtspflicht durch eine Parteilichkeit, die in perſönlichen Haß gegen Mirabeau ausartete. Die dritte Denkſchrift des Letztern war alſo hauptſächlich gegen dieſen Gegner gerichtet, und eine wahre Philippica, von der ihr Verfaſſer ſelber ſagte: „Wenn das nicht Beredſamkeit iſt, wie unſer geknechtetes Zeitalter ſie nicht kennt, ſo weiß ich nicht, worin dieſe ſo hinreißende und ſo ſeltene Himmelsgabe beſteht.“ „Leſer, der Du mich allzu ſchnell verurtheilt haſt“, ſo ſchloß er dieſe Denkſchrift, „hüte Dich in Zukunft, über die Klagen, welche ein Gefangener in ſeinem Kerker ausſtößt, ſo voreilig abzuſprechen. Bei allen Criminalproceſſen, und beſonders wo es ſich um Tod und Leben handelt, vermuthet das Geſetz immer die Schuldloſigkeit, bis der Thatbeſtand ganz hergeſtellt iſt. Willſt Du alſo ſtrenger ſein

als das Gesetz? oder glaubst Du, daß ich mich ohne Grund und blindlings den Händen der Justiz überliefert, daß ich die Hoffnung meiner Rettung auf rednerische Ausfälle gestützt habe? daß ich verunglimpfe, um zu verunglimpfen? Urtheile, ich bitte Dich, weniger strenge, wenn auch nicht aus Billigkeit oder Mitleiden, doch aus Klugheit. Denn wer sollte bei dem Gedanken an mein Loos, an meine Gefahren nicht zittern? Große und Niedrige, Reiche und Arme, Alle sind bedroht: denn wo gibt es einen Menschen, der glücklich oder vielmehr unglücklich genug ist, daß ihm Habsucht und Haß, unter dem Schutze gewisser Formen und unter dem Deckmantel strenger Pflicht, nichts rauben könnte? wo gibt es in dem Lande, das ein Sombarde bewohnt, einen Bürger, über dessen Haupt nicht ein scharfes Schwert schwebt? Ein schreckliches Schwert, das an einem Faden hängt, den der leiseste Hauch der Leidenschaft, der Einbildung, der Laune zerreißen kann!" Eine solche Sprache konnte ihren Eindruck nicht verfehlen, und gab sie auch dem Marquis Anstoß, so ließ ihr doch mindestens der Bailli Gerechtigkeit widerfahren. „Der Gefangene", schrieb er seinem Bruder, „hat sich mit einer Energie vertheidigt, die allerdings frech erscheint, aber nur, weil man keine Energie mehr will, als gegen die Dreieinigkeit; übrigens galt sein Angriff elenden, bestochenen, ebenso einfältigen wie verderbten Actendreschern, deren unverschämte Parteilichkeit einen kältern Kopf als den seinigen erhitzt haben würde." Ein Milderungsgrund, den auch der Marquis zugestand, indem er, um den Charakter des Generalprocurators zu bezeichnen, erzählte, derselbe habe einst auf eine amtliche Rüge gegen Schauspieler angetragen, weil sie im «steinernen Gast» an einem Fasttage einen Kapaun aufgetragen! Dabei beharrte er jedoch darauf, Alles, was sein Sohn that und sprach, möglichst zu verkleinern. Alles, was derselbe sage, sei falsch, behauptete er; was er sehe, Täuschung, was er schreibe, Plagiat. Und was letzteren Punkt betreffe, so sei daran nur seine unselige Angewöhnung Schuld, denn er schreibe mit unbegreiflicher Geläufigkeit die trefflichsten Briefe, was er aber zusammenstehle, tauge unendlich weniger.

Eine Bemerkung, die, das Uebertriebene davon abgerechnet, der Begründung nicht ganz entbehrte.

Endlich ward der ärgerliche Proceß, den eigentlich nur der Eigennutz der Tochter des Herrn von Monnier in die Länge zog, durch einen Vergleich beendigt, wodurch Mirabeau das Wesentlichste dessen, was er für sich und Sophien wünschte, zugestanden erhielt. Das Urtheil vom 10. Mai 1778 wurde aufgehoben, die Ehe der Frau von Monnier blieb geschieden, sie bekam ihr Heiratsgut zurück und überdies ein Jahrgeld, mußte sich jedoch verpflichten, erst ein Jahr nach dem Tode ihres Gatten das Kloster zu verlassen. Dieser erfolgte nach wenigen Monaten, im März 1783; aber Sophie, die im Schooße ihrer Familie keine Zuflucht zu finden erwarten durfte, zog es vor, ihren beständigen Aufenthalt im Kloster zu nehmen, an das sie tausend theure Erinnerungen knüpften. Ihr Verkehr mit Mirabeau war, nach jener verhängnißvollen letzten Zusammenkunft, allmälig ganz abgebrochen worden, und beide suchten das Glück, das sie immer lockte und immer floh, auf andern Wegen zu erreichen. Nach einer flüchtigen Verbindung mit einem Offizier, dessen ungestümer Charakter sie bald abstieß, lernte Sophie in Herrn von Poterat, einem benachbarten Gutsbesitzer, einen Mann von den trefflichsten Eigenschaften kennen, dessen herzliche Neigung ihr für die Leiden der Vergangenheit einigen Ersatz zu versprechen schien. Aber sie sollte den Kelch des Unglücks bis auf die Hefen leeren: ihr Verlobter ward von einer langwierigen, unheilbaren Krankheit befallen und verschied in ihren Armen. Nun bot ihr das Leben keine Hoffnung mehr, und sie suchte den Tod. Am Morgen des 9. Sept. 1789 — Herr von Poterat war am Tage vorher gestorben — fand man Frau von Monnier in ihrem Schlafzimmer durch Kohlendampf erstickt, und alle Umstände der That deuteten auf die kaltblütigste Entschlossenheit. Aber das Andenken der Geliebten Mirabeau's blieb geheiligt: ihr trauriges Schicksal, ihr wohlthätiger Sinn, ihre stillen Tugenden hatten ihr alle Bewohner des Städtchens zu Freunden gemacht, und nach mehr als vierzig Jahren sah ein Fremder, der am Aller-

heiligentage den Kirchhof von Gien besuchte, einen greisen Bettler ihr einsames, schmuckloses Grab mit Thränen benetzen. Dieser Fremde war Mirabeau's natürlicher Sohn. Arme Sophie!

XXIV.

Mirabeau war nun frei; allein was sollte er mit seiner Freiheit beginnen? Sein Vater verweigerte ihm nicht nur alle Hülfsmittel, sondern ließ ihm nicht einmal Reisegeld zukommen, von den Proceßkosten gar nicht zu reden, so daß Mirabeau sich genöthigt sah, alle diese Ausgaben durch Anleihen zu bestreiten, denen seine Manuscripte zur Deckung dienten. Um letztere an den Mann zu bringen, begab er sich im August 1782, gleich nach Beendigung seines Processes, von Pontarlier in die Schweiz, und benutzte diese Reise nicht nur, um den Druck einiger seiner Schriften einzuleiten, sondern auch, um sich über gewisse Angelegenheiten der höhern Politik, die gerade damals Aufmerksamkeit erregten, an Ort und Stelle zu belehren. So richtete er z. B. sein Augenmerk auf die Handelsverbindungen zwischen Frankreich und der Schweiz, und verfaßte darüber eine Denkschrift, die er dem Finanzminister Joly de Fleury, einem Verwandten seiner Mutter, zuschickte. Ferner verschaffte er sich genaue Aufschlüsse über die politischen Händel, die um diese Zeit Genf entzweit und die Dazwischenkunft der französischen Regierung veranlaßt hatten, und schilderte in einem weitläufigen, mehr das Ansehen einer Abhandlung tragenden Briefe an den Minister Vergennes die wahre Lage der Dinge. Daß ein so warmer Bewunderer Rousseau's sich nicht auf die Seite der genfer Aristokratie stellte, versteht sich von selbst; er machte jedoch besonders auf die Nachtheile aufmerksam, die eine massenhafte Auswanderung der unterdrückten Partei, eine Verpflanzung ihrer Industrie nach England z. B. oder nach Neufchatel, nicht blos der Republik Genf selber, sondern auch Frankreich zufügen müßte. Endlich suchte er den Minister zu bestimmen, die französische Vermittlung in freisinni=

gem Geiste wirken zu lassen, und auf die gegründeten Beschwerden der in ihren politischen Rechten verkürzten Mehrheit des genfer Volkes billige Rücksicht zu nehmen. „Bedenken Sie", rief er dem Minister zu, „daß die Klagen der Verbannten in der öffentlichen Meinung Widerhall finden... und daß sie einen Minister und Monarchen, welche Verdienste sich dieselben auch sonst um ihr Volk, um Europa, um ihr Jahrhundert erworben, dem Tadel der Nachwelt preisgeben könnten. Die französischen Réfugiés haben den Ruhm des mächtigsten unserer Könige getrübt und vielleicht den Anstoß gegeben zu den schrecklichen Unglücksfällen, die ihn am Ende seiner Laufbahn trafen." Ein prophetisches Wort, wenn man den Einfluß erwägt, welchen solche Genfer auf Mirabeau's politische Denkweise und auf den Gang der Revolution im Allgemeinen übten!

Im October des Jahres 1782 waren die Schwierigkeiten, welche sich Mirabeau in den Weg stellten, so weit beseitigt, daß er seine Reise in die Provence antreten konnte, um dort die Wiedervereinigung mit seiner Gattin anzubahnen. Der Bailli sträubte sich, dem Marquis gegenüber, freilich noch immer, die Aufsicht über seinen Neffen zu führen: vor Allem aus Scheu, eine Gewalt und eine Verantwortlichkeit zu übernehmen, die seiner Ueberzeugung nach einzig dem Vater zukamen; dann aber auch in dem auf feudalen Anschauungen beruhenden Bewußtsein, daß er, als nachgeborner Sohn, nicht befugt sei, auf dem Stammschlosse der Familie mehr Rechte auszuüben, als der Erbe des Hauses selber. Abneigung gegen diesen war dabei keineswegs im Spiele, wie am besten die feierliche und freudige Aufnahme zeigte, die er ihm zu Theil werden ließ. „Mein Onkel", schreibt Mirabeau an Vitry, „hat Alles gethan was er konnte, um mir einen lauen Empfang zu bereiten; es ist ihm aber nicht gelungen. Böllerschüsse, Freudenfeuer, Anreden — kurz, Alles war veranstaltet, um meine Ankunft mit möglichstem Pompe zu feiern und mir in der Provinz Ehre zu machen. Freilich war auch die Freude der Bewohner, als sie mich wiedersahen, keineswegs verstellt: ich habe ihnen ja nie etwas zu Leid gethan, und

meine Väter thun ihnen Gutes seit 300 Jahren. Ich darf also, was meine Wiedervereinigung mit Frau von Mirabeau betrifft, von der Güte und Klugheit meines Oheims das Beste hoffen; denn die Worte Gerechtigkeit, Pflicht, Ehre haben für diesen trefflichen Mann einen so gebieterischen Klang, daß er gewiß Alles, was billig und möglich ist, thun wird, um mich aus der schwierigen Lage zu befreien, worin ich mich befinde. Erfüllen sich aber seine Wünsche, so wird Ihr Freund binnen wenigen Monaten keinen Pfennig mehr schuldig sein und seine natürliche Stellung in ihrem ganzen Umfange wieder erlangt haben; seine Verleumder werden die Ohren hängen lassen, seine Freunde Zuversicht gewinnen, und alle unsere Verlegenheiten zu Ende sein.." In der That, hätte Mirabeau's Schicksal nur von seinem Oheim abgehangen, so würde es bald die günstigste Wendung genommen haben; denn es waren kaum ein paar Wochen verstrichen, so hatte er ihn wieder vollkommen für sich gewonnen. „Mein Oheim", heißt es in einem andern Briefe Mirabeau's an Vitry, „mein Oheim, von dessen Herzensgüte Niemand den rechten Begriff hat, der nicht in seiner Nähe lebt, überhäuft mich mit allen möglichen Gunstbezeigungen. Ich werde mein Lebenlang keinen Menschen mehr finden, der wie er, nur athmet, um Gutes zu thun. Als er mir sagte, man habe ihn gewarnt, ich würde ihn verführen, entgegnete ich: „Lieber Onkel, wenn ich Sie nur bis zu Ihrem letzten Athemzug verführe, mache ich mir daraus keinen Vorwurf." Honoré, schrieb dagegen der Bailli seinem Bruder, habe ihm Actenstücke gezeigt, aus denen unzweifelhaft hervorgehe, daß er bei allen Fehlern, die er begangen, weit öfter unglücklich als strafbar gewesen; der Marquis wollte sich jedoch nicht belehren lassen, und erwiderte mit einer Anspielung auf den Mann in der Fabel, der eine Schlange in der Hand gehalten und versichert habe, es sei eine sehr geschmeidige Peitsche. Warum er ihm diese Schlange, die ihn zu stechen drohe, in die Hand gegeben? fragte hierauf der Bailli, und suchte das Gewissen des „Menschenfreundes" zu rühren, indem er ihm zu verstehen gab, er habe sich wol Pflichten gebildet nach seinem

Geschmacke. „Dein Großvater", schrieb er ihm, „sagte vor 100 Jahren: es gibt keine Ehre mehr außer in den Schlössern. Ist es nun Deine Pflicht oder Dein Geschmack, was Dich bewogen hat, Paris zu bewohnen, diese stinkendste aller Kloaken, deren schwarze Dünste und unreines Gewürm die Sonne bescheint, was Dich bewogen hat, die Luft dieser verpesteten Hauptstadt einzuathmen, wo jeder Hauch ansteckt, wo Du, der Du eine Leuchte warst, und Dich nur mit Abspieglung begnügt hast, überdies zu nichts taugtest, in Betracht Deines Widerwillens gegen das Lakeienwesen, das dort den Hof- und Stadtleuten mit ihren übertünchten Herzen und Gesichtern ebenso instinktmäßige Angewöhnung ist, wie den Enten das Herumpatschen? Ich weiß wol, daß Du mir gesagt hast, Du hättest sowol wegen Deiner Kinder als wegen Deiner Frau Deinen Aufenthalt in der Nähe der Machthaber nehmen müssen; allein Du hättest letzterer nicht bedurft, wenn Du mit Deiner Familie in der Provinz geblieben wärest. Den Ruhm, welchen Du in Paris errungen, hättest Du anderswo ebenso gut erlangt. Uebrigens konntest Du ihn entbehren; denn er paßt für Leute von Stande um so weniger, als das Publicum seinen Beifall hundertfach wieder zurückverlangt."

Auf solche Vorstellungen, die ihn bestimmen sollten, selber in die Provence zu kommen, wo sich vor seinem Ansehen Alles ebnen würde, ging der Marquis indessen nicht ein, und glaubte genug gethan zu haben, wenn er seinen Sohn in die Lage versetzte, seine Ansprüche auf die Gattin geltend zu machen, so gut er konnte. Diese Aufgabe war jedoch mit Schwierigkeiten verknüpft, die gerade Mirabeau selber am wenigsten zu überwinden im Stande war. Mag auch die Angabe, daß gleich nach seiner Ankunft auf dem Schlosse Mirabeau seine Gattin habe zu ihm eilen wollen, von ihrem Vater aber durch Drohungen daran verhindert worden sei — mag auch diese in einem Briefe Mirabeau's an Vitry enthaltene Angabe nicht so ganz buchstäblich zu nehmen sein, so läßt sich doch nicht zweifeln, daß sich der Erfüllung seiner Plane weniger die persönliche Abneigung der

Gattin, als der Widerwille ihres Vaters und die unbefugte Einmischung ihrer Umgebung in den Weg stellte. Letztere fürchtete theils auf die Vortheile verzichten zu müssen, welche sie aus dem Verkehre mit der jungen und genußsüchtigen reichen Erbin zog, theils sah sie, soweit sie aus Seitenverwandten bestand, durch die Wiedervereinigung der beiden Gatten alle ihre Hoffnungen vereitelt. „Was kannst Du von diesen Leuten erwarten?" schrieb der Bailli seinem Bruder. „Die Frau hat weder Gefühl noch Kraft, und könnte dies ihrem Vater gegenüber auch nicht haben. Dieser ist zwar kein böser Mensch und sogar im französischen und modernen Sinne des Wortes ein Ehrenmann, allein so träge, daß er jeden Morgen vier Stunden lang am Kamine sitzt und eine Zeitung oder einen Roman liest. Die alberne Lebensweise, welche er führt, scheint ihm süß; jede Störung wäre ihm unerträglich, und eine Wiedervereinigung würde in die Rosen, auf denen er sich gerne bettet, manch harte Falte biegen. Sein Enkel trüge nicht seinen Namen, und was kümmert's ihn, was nach seinem Tode geschieht? Was die Tochter betrifft, so hat sie sich daran gewöhnt, die Königin eines sehr geräuschvollen Kreises zu sein, der aus dem Conzerte ins Schauspiel, von hier auf den Ball, und von da nach allen Himmelsgegenden eilt, wo sich nur die geringste Spur eines Festes zeigt; sie ist die Göttin dieser Welt und würde sich von ihren Anbetern schwer trennen."

Unter solchen Umständen war es kein Wunder, daß die Schritte, welche Mirabeau, von seinem Oheim unterstützt, that, um eine Versöhnung mit seiner Gattin zu bewirken, nicht nur ohne Erfolg blieben, sondern auf den hartnäckigsten Widerstand stießen. Dadurch wurde nicht nur seine Eigenliebe auf das schmerzlichste verwundet, sondern seine ganze Stellung verrückt und seine Zukunft von neuem gefährdet. Als demnach alle Mittel, zu einem gütlichen Vergleiche zu gelangen, erschöpft waren, blieb nichts Anderes übrig, als die Gerichte anzurufen, wenn Mirabeau auf seine Gattenrechte nicht verzichten wollte.

Dann wäre er aber seinen Gegnern zum Spotte geworden; sein Stolz wäre auf das tiefste gebeugt, seine Ehre befleckt gewesen, und er hätte sich, vor keineswegs unübersteiglichen Schwierigkeiten feige zurückweichend, mit seinem eigenen Wesen, zu dessen bezeichnendsten Zügen unerschütterliches Selbstvertrauen gehörte, in den grellsten Widerspruch verwickelt. Eine solche Handlungsweise lag ihm um so ferner, als er mit Grund annehmen durfte, daß seine Gattin sich im Zustande des Zwanges befand, indem man von Seite ihrer Angehörigen Alles aufbot, um eine persönliche Zusammenkunft zu verhindern. Mirabeau's Hauptwaffe war das nämliche Gesetz, welches er einst bekämpft hatte, um seine Liebe zu rechtfertigen; jetzt bediente er sich desselben, um die Heiligkeit der Ehe darzuthun und Ansprüche zu verfechten, die er selber durch Wort und That hundertmal für nichtig erklärt hatte. Der Buchstabe dieses Gesetzes sprach in beiden Fällen zu seinen Gunsten; jetzt konnte er für sich namentlich ein paar Dutzend Briefe anführen, die ihm seine Gattin in den ersten Monaten ihrer Trennung geschrieben — Briefe, die den zärtlichsten Ton anstimmten und eine auf angebliche Mishandlungen gestützte Scheidungsklage derselben von vorn herein entkräfteten, weil die beiden Gatten einander seit dieser Zeit nicht mehr gesehen. Frau von Mirabeau hingegen konnte sich nicht blos auf die notorischen Vergehen berufen, die dem Gefangenen von Vincennes zur Last fielen, sondern ihr stand auch dessen Vater selber als Verbündeter zur Seite. Der Marquis hatte nämlich in den Tagen der heftigsten Erbitterung an den Schwiegervater seines Sohnes Briefe gerichtet, die von den niederschmetterndsten Anklagen und Vorwürfen gegen Letzteren strotzten — wer konnte es nun einer Frau verargen, daß sie sich weigerte, unter gleichem Dache zu leben mit einem Menschen, dem sein eigener Vater solche Brandmale aufgedrückt?

XXV.

Die Reihe jener Processe, die dem Ruhme der Mirabeau einen ganz eigenthümlichen Beigeschmack verliehen, wurde also abermals um einen vermehrt, der die Hauptstadt der Provence zum Schauplatz, und einen Ehemann, der seine Gattin zurückfoderte, zum Helden hatte. Mirabeau eröffnete denselben am 28. Febr. 1783 mit einem Gesuche an das Landgericht Aix, seine Frau anzuhalten, sich binnen drei Tagen unter sein Dach zu verfügen, und unterstützte dieses Gesuch im Laufe des folgenden Monats mit einem mündlichen Vortrage, der den tiefsten Eindruck machte. Die Zuhörer, unter ihnen Herr von Marignane selber, wurden bis zu Thränen gerührt, und sogar der Marquis, der, von ewigem Widerspruchsgeiste besessen, die Verhandlungen in ihrem bisherigen Laufe fortwährend mit mürrischen und höhnischen Bemerkungen begleitet hatte, ergab sich in das Unvermeidliche, und schrieb seinem Bruder: „Obschon es mir Mühe kostete, mich an den Gedanken zu gewöhnen, daß der Enkel unsers Vaters — jenes Mannes, vor dem, wenn er sich auf der Straße zeigte, Groß und Klein schon von weitem den Hut zog — sich nun an den Gerichtsschranken mit Rabulisten herumzankt; so habe ich mich später doch damit getröstet, daß Ludwig XIV. noch weit erstaunter sein würde, wenn er die Gemahlin seines Urenkels, als Bäuerin gekleidet und mit einer Schürze angethan, ohne Gefolge, Pagen oder irgend eine Begleitung im Palaste und auf den Terrassen herumlaufen und den ersten besten Schlingel im Frack um seinen Arm ersuchen sähe, den ihr dieser nicht weiter leiht, als bis zum Fuße der Treppe." Hätte Frau von Mirabeau, so hieß es allgemein, die Rede ihres Gatten gehört, so würde sie ihm nicht länger haben widerstehen können; da dies aber nicht der Fall war, so entschied doch wenigstens das Gericht zu seinen Gunsten. Allein die Gegenpartei legte an das Parlament der Provence Berufung ein, und damit begann ein neuer

Abschnitt des Processes. Die Parteigänger der Frau von Mirabeau brachen aber gleich im Anfange die Brücke hinter sich ab, indem sie eine Denkschrift veröffentlichten, worin sie, auf jene unseligen Briefe des Marquis an Herrn von Marignane gestützt, dessen Sohn mit einer Flut der gröbsten Beschimpfungen überschütteten. Ein Verfahren, das um so sträflicher war, als er selber sich bisher der größten Mäßigung beflissen hatte. „Man darf", schrieb der Bailli seinem Bruder, „man darf jetzt nur noch erwidern, um diese Schändlichkeiten zu widerlegen, nicht aber, um diese Frau zurückzufodern, die das Haus unserer Mutter jetzt nicht mehr betreten soll." Und der Marquis rief aus: „Bei der Nachricht von diesem frevlerischen Angriff bin ich das erste Mal in meinem Leben außer Fassung gerathen. Obschon abgehärtet und mit Narben bedeckt, habe ich mich doch einen Augenblick allzu unglücklich gefühlt — denn Ihr kennt nicht alle meine Kümmernisse, Ihr kennt vor Allem jene Entmuthigung nicht, die sich an die Vorsehung wendet mit der Frage: «Erhabene Beschützerin der Ceder und des Ysops, was willst du mit mir?»"

Mirabeau aber behielt auch bei diesem meuchlerischen Ueberfalle seine Fassung, und ließ den verrätherischen Pfeil, den seine Gegner auf ihn abgedrückt, auf sie selber zurückfliegen. In seinen „Bemerkungen über eine Schmähschrift unter dem Titel: Memorial und Gutachten für die Gräfin von Mirabeau" entwickelte er mit meisterhafter Ueberlegenheit die Rechtsgrundsätze, welche hier in Frage kamen, und stellte sich, indem er, kleinliche Advocatenkniffe verschmähend, seiner Angelegenheit die umfassendsten Gesichtspunkte abgewann, auf die Höhe eines vollendeten Redners und Staatsmannes. Er leitete diese „Bemerkungen" — wie er denn überhaupt in der Wahl solcher Denksprüche ungemein glücklich war — mit jener Stelle aus Cicero's zweiter Philippica ein, worin dieser den treulosen Misbrauch rügte, den Antonius mit seinen Briefen getrieben, und fuhr fort: „Diese Worte richtete der philosophische Redner des alten Roms an den unversöhnlichen Triumvir, der seine Briefe veröffentlicht hatte und ihn später ermorden ließ. Aber Antonius veröffentlichte sie nur zu

seiner eigenen Vertheidigung, er veröffentlichte sie, um die Angriffe seines furchtbaren Widersachers, seines erklärten Feindes zurückzuweisen, um die Wirkung jener flammensprühenden Reden zu schwächen, deren bloßer Name das Sinnbild der schrecklichsten Erbitterung geworden ist. Es handelte sich nicht darum, auf diese Briefe Anklagen auf Tod und Leben zu stützen — Criminalprocesse aufzufrischen, einen Freund zu beschimpfen, einen Verwandten zu entehren. Es war kein Schwiegervater, keine Gattin, die sich gegen den Gemahl, gegen den Schwiegersohn, gegen den Gatten der einzigen Tochter mit dem Dolche der Verleumdung waffneten. Antonius machte nicht die Briefe eines Dritten bekannt; er suchte nicht die Briefe eines Vaters zum Verderben des Sohnes zu misbrauchen..." „Unter unserm brennenden Himmel", heißt es weiter, „wo alle Erregungen der Seele sich mit Ungestüm Bahn brechen, wo die Leidenschaften sich bis zur Wuth entflammen, ist es wol schon vorgekommen, daß ein Vater den Gatten seiner Tochter erdolchte; und die Natur entsetzte sich darüber. Ich glaube jedoch nicht, daß ein Vater jemals als Angeber seines Schwiegersohnes aufgetreten ist, und zwar durch den Mund seiner Tochter und auf vermeintliche Beweise hin, die aus Briefen des Vaters dieses Schwiegersohnes geschöpft sind..." Darauf setzte Mirabeau die ganze Gehässigkeit einer solchen Verletzung des Briefgeheimnisses auseinander, und zeigte, daß, wenn den Briefen seines Vaters wirklich jenes Gewicht zukam, das ihnen die Gegner beilegten, das Zeugniß desselben weit eher zu seinen eigenen Gunsten spreche. Denn der Marquis hatte noch vor wenigen Wochen an Herrn von Marignane sowol wie an dessen Tochter Schreiben erlassen, die jene leidenschaftlichen Ergüsse seines Zornes Lügen straften, und in einem Tone, der keine Widerlegung zuließ, beide an ihre Pflichten erinnert; er hatte sich gegen den Misbrauch, den man mit seinen vertraulichen Mittheilungen trieb, feierlichst verwahrt, und ihre Beweiskraft völlig zu nichte gemacht. In diesem Punkte also hatte Mirabeau gewonnenes Spiel, und die ganze Schmach solcher Eröffnungen fiel auf Jene zurück, von welchen sie ausgingen. Ihr ungün-

stiger Eindruck ließ sich freilich nicht ganz verwischen; um ihn aber möglichst zu schwächen, ging Mirabeau sein ganzes Leben durch und wies das Uebertriebene und Verleumderische der Vorwürfe nach, mit denen man ihn überhäufte. „Ja", rief er aus, „ich war ohne Zweifel sehr strafbar; fallen mir jedoch jene Verbrechen zur Last, deren man mich anklagt? Gewiß, ich war sehr strafbar; verdiente ich aber beschimpft und beraubt zu werden, gerade als ich meine Mitbürger zu Richtern meines Benehmens, zu Zeugen meiner Wiedergeburt machte? Glücklich, dreimal glücklich Derjenige, dessen Blut in den Tagen der Jugend nicht in allzu heißer Gährung aufwallte! Dieses Glück wurde mir nicht zu Theil. Meine ehrenwerthen Landsleute sind jedoch zu gerecht, um Fehler aufzufrischen, die meine Familie verziehen, und ein ebenso hartes Urtheil über mich zu fällen wie Die, welche vielleicht am meisten Gründe zur Nachsicht hatten.." „Die Verleumdung" — so lautet der Schluß der Denkschrift — „hat mit giftiger Schneide meine Familie zerrissen: die Wunde zuckt und blutet: wer könnte sie heilen? Ich hege keine Hoffnung mehr; aber ich habe mich vertheidigen, ich habe die entsetzlichen Anklagen, die man gegen mich vorbrachte, widerlegen und mich rechtfertigen müssen. Ist mir diese schmerzliche Aufgabe gelungen — eine Aufgabe, doppelt erschwert durch die Veröffentlichung der Briefe meines Vaters — so lasse ich's dabei bewenden und will fortan schweigen. Ich werde Frau von Mirabeau nicht den leisesten Vorwurf machen, und mich blos, wenn auch nicht auf ihr Herz, doch mindestens auf ihr Gewissen berufen. Ist ihr Herz befriedigt, bleibt ihr Gewissen ruhig, dann spreche ich sie frei, so weit dies an mir liegt: denn wohin würden mich diese unseligen Streitigkeiten führen? Die Zeit, die an mir leichtern Fußes vorübereilt als an andern Sterblichen, hat mich aus meinen Träumen erweckt, und ich habe noch nie gesehen, daß Zorn, Stolz und Haß etwas Anderes hervorgebracht, als Uebel... Die Gesetze können mir meine Gattin nicht verweigern; aber ihre Macht vermag nichts über die Herzen, und ich wollte das Herz meiner Gattin gewinnen. Ich wollte sie dem Einflusse Jener entreißen,

deren Eigennutz unsere Trennung so ungestüm verlangt.. Mögen sie jetzt triumphiren! Ich mag dem Willen meiner Gattin keinen Zwang auflegen. Diese Erklärung war ich mir selber schuldig, ebenso wie die Darlegung meiner Vertheidigungsgründe. Allein ich will auch, weil meine Ehre es befiehlt, meinen Rechtshandel von den Richtern entscheiden lassen. Sie werden ihre Pflicht thun: ich vertraue ihrer Weisheit, und räume meinen Gegnern das Feld.."

Aber Mirabeau hatte in dieser traurigen Angelegenheit noch eine Probe zu bestehen. Persönlich vor die Schranken des Parlaments gerufen, hielt er dort drei Vorträge, über deren beispiellose Wirkung alle Berichte einig lauten. In einen derselben verflocht Mirabeau, durch die Gegenwart eines östreichischen Erzherzogs veranlaßt, der damals mit seiner Gemahlin Frankreich bereiste und den Verhandlungen beiwohnte, eine sinnige Anspielung auf dessen Schwester, die Königin Maria Antoinette — vorzüglich war es jedoch der am 19. Juni gehaltene letzte dieser Vorträge, der die in gedrängten Massen das Parlamentshaus erfüllenden und umlagernden Zuhörer während seiner ganzen fünfstündigen Dauer in athemloser Spannung erhielt. „Stelle Dir den Triumph dieses Gauklers vor", schrieb der Marquis seiner Tochter, Frau du Saillant: „an dem Tage, wo er sein großes Kunststück machte, wurden, trotz der dreifachen Wache, Thüren, Schranken, Fenster, kurz Alles, was im Wege war, von der stumpfsinnigen Menge durchbrochen und erstürmt. Man stieg auf die Dächer, um ihn mindestens zu sehen, wenn man ihn nicht hören konnte, und es ist wirklich Schade, daß ihn nicht Jedermann hörte, denn er hat dermaßen geschrien, geheult und gebrüllt, daß die Mähne des Löwen von weißem Schaum bedeckt und in Schweiß gebadet war." Einer solchen Beredsamkeit, welche die öffentliche Meinung ganz zu Gunsten des „Gauklers" stimmte, hätte wol auch das Parlament von Aix nachgeben müssen, obschon es größtentheils aus Anhängern der Familie Marignane bestand; allein Mirabeau ließ sich im Eifer der Vertheidigung zu einem falschen Schritte verleiten, der die Stellung seiner Widersacher

wesentlich verbesserte. Entweder gereizt durch die schlau berechneten Angriffe seines gewandten Gegners, des Sachwalters der Frau von Mirabeau, Portalis — desselben Portalis, der in der Folge als Präsident des Rathes der Alten und Cultusminister Napoleon's eine so einflußreiche Rolle spielte —, oder weil er, wie er selbst sagt, wirklich glaubte, daß seine Ehre und sein Vortheil die Anwendung dieses Mittels verlangten, brachte er nämlich einen Brief seiner Gattin zum Vorschein, der, auf jenes vor neun Jahren in Manosque angeknüpfte Liebesverhältniß sich beziehend, unwidersprechlich bewies, daß Frau von Mirabeau am wenigsten berechtigt war, über ihren Gatten den Stab zu brechen. Die Bekanntmachung dieses Briefes wurde nun von Mirabeau's Widersachern, namentlich von seinem persönlichen Feinde, dem Generalprocurator des Parlaments, Leblanc de Castillon, benutzt, um den Vorwurf auf ihn zu wälzen, daß er seine Frau beschimpft, und nunmehr auf diesen Grund gestützt, die Scheidung zu verlangen. Letztere ward in der That durch das Parlament beschlossen, und somit sah Mirabeau alle seine bisherigen Anstrengungen vereitelt.

Während der ganzen Dauer des Processes hatte sich Mirabeau mit einer Zurückhaltung benommen, die sich der Bailli selber unter gleichen Umständen nicht zugetraut hätte. Jetzt aber hielt er es, um sein Betragen vor jeder schiefen Auslegung zu bewahren, für passend, ein paar Parteigängern seiner Gattin, die sich besonders vorlaut gezeigt hatten, eine angemessene Züchtigung zu geben. Mit einem derselben, einem reichen jungen Laffen, dessen Bemühungen zu Gunsten der Frau von Mirabeau das Publicum sehr zweideutige Beweggründe unterlegte, schlug sich Mirabeau zweimal — das zweite Mal in einem Seitengäßchen von Aix, wo er, mit Büchern beladen, seinen Gegner, der ihm geflissentlich auswich, zufällig angetroffen hatte. Wie sehr aber auch diese Händel seinem Muthe und seiner Entschlossenheit zur Ehre gereichten, er war ihrer, sowie der Angelegenheit, durch die sie hervorgerufen worden, herzlich satt. „Welch' gehässige Zänkerei!" rief er in einem Schreiben an Herrn Berenger aus,

„welch' trauriges Dasein, das Einen zwingt, seine ganze Zeit und alle seine Kräfte an solche Kämpfe zu verschwenden... O, wäre nicht meine Ehre gewissermaßen an diesen Proceß geknüpft, wie gerne würde ich mich von ihm losmachen, wie gerne der Verleumdung Schweigen, meinem häuslichen Unglücke Geduld und edelmüthige Verzeihung entgegensetzen! Aber nicht so will es mein Schicksal. Die Natur scheint mich zu Leiden bestimmt zu haben, und glücklich kann ich mich preisen, wenn ich nach so vielen Fehltritten und, ich darf es sagen, noch mehr Unfällen den Hafen erreiche; wenn meine wunderliche Familie mir gestattet, sie zu retten, indem ich mich rette, und mich nicht zu dem Fluche treibt, den die Verzweiflung Brutus auspreßte!"

Der Marquis beeilte sich dafür zu sorgen, daß diese Klagen seines Sohnes nicht verstummten. Stets gewöhnt, für seine eigenen Fehlgriffe Andere verantwortlich zu machen, schob er jetzt die ganze Schuld des Mislingens auf den „Narren, unter dessen täppischen Händen Alles misrathe", obschon ihm sein Bruder versichert hatte, der schlimme Ausgang falle lediglich der Frau von Pailly zur Last, die mit Frau von Mirabeau fortwährenden Verkehr unterhalten und sie zum Widerstande ermuntert habe. Auch weigerte er sich hartnäckig, seine Erlaubniß zu einem Cassationsgesuche zu geben, von dem sich der Bailli sowol als Mirabeau selber Erfolg versprachen, und sagte sich von Letzterem förmlich los, als dieser im September nach Paris kam, um ein solches Gesuch einzureichen. Er weigerte sich, ihn anzuhören, ja, auch nur zu sehen, und legte die Gewalt, welche ihm der König über seinen Sohn verliehen, in die Hände des Ministers Amelot mit der Erklärung zurück, daß er sich fortan um denselben nicht mehr bekümmern werde. Unter solchen Umständen war von weitern Schritten in der Scheidungsangelegenheit um so weniger Erfolg zu hoffen, als sich Mirabeau der Gewogenheit des Siegelbewahrers, Hue de Miromesnil, keineswegs erfreute. Er wollte jedoch, seinem Charakter getreu, nichts unversucht lassen, und verfaßte, um das Cassationsgesuch zu unterstützen, eine neue, von einigen der angesehensten Advocaten, darunter Treilhard und

Duport=Dutertre, unterzeichnete Denkschrift, begab sich, als Herr von Miromesnil sie unterdrückte, persönlich zu ihm, um gegen diesen Machtspruch Beschwerde einzulegen, und foderte, als er keine Abhülfe fand, sein Recht von dem Könige selber. Als aber Alles nichts fruchtete, legte er endlich an die öffentliche Meinung Berufung ein, und veranstaltete eine neue Auflage der unterdrückten Denkschrift, worin er zugleich seine Unterredung mit dem Siegelbewahrer, sowie sein Schreiben an den König — und zwar erstere ganz wörtlich — mittheilte. Den Druck besorgte er selber in Belgien, wohin er sich im Mai 1784 begab; bei der Einschwärzung und Vertheilung des Pamphlets aber war ihm besonders Vitry behülflich, bei dem er damals in Paris wohnte. Daß ihm diese Verwegenheit straflos hinging, beweist am besten, an welch' innerer Schwäche die dem äußeren Anscheine nach ganz unbeschränkte Gewalt krankte, der Mirabeau Trotz bot.

XXVI.

Der ungünstige Ausgang des Processes, den Mirabeau mit seiner Frau oder vielmehr um dieselbe führte, beraubte ihn für immer jener Hülfsquellen, auf welche ihm seine Verbindung mit der reichen Erbin gegründete Aussichten eröffnet hatte. Ebenso wenig durfte er von seinem Vater irgend eine Unterstützung hoffen; von der Regierung aber hatte er nicht nur keinen Vorschub, sondern eher Verfolgung zu erwarten. Erstgeborner Sohn einer der angesehensten und begütertsten Familien der Provence, Gatte einer der reichsten Erbinnen dieses Landes, sah er sich demnach wieder auf jenen Beruf verwiesen, den er bereits in Holland getrieben, d. h. auf die Lohnschriftstellerei, und in ähnliche Bedrängnisse verwickelt, wie sie ihn dort quälten. Zum Glück fehlte es ihm nicht an Freunden, die sich mehr oder minder eifrig seiner annahmen, deren Willfährigkeit er aber auch bisweilen auf harte Proben stellte. So kamen ihm z. B. schon im Laufe des Sommers 1783 durch Vermittlung Brissot's von Seiten eines

ehemaligen Schulkameraden Eröffnungen zu, die seiner Laufbahn eine ganz neue Richtung hätten geben können. Sir Gilbert Elliott (in der Folge Lord Minto), Mirabeau's Mitschüler in der Anstalt des Abbé Chocquart, war nämlich durch das eben erschienene Buch über die lettres de cachet an seinen Jugendfreund erinnert worden, und ließ ihm von Kopenhagen aus, wohin er vom Hofe Friedrich's II. weg als Gesandter versetzt worden, nicht nur eine Zufluchtsstätte in England anbieten, sondern erklärte sich auch bereit, ihm zu einer Anstellung im diplomatischen Fache behülflich zu sein. Indem nun Mirabeau in seinem an Brissot gerichteten Antwortschreiben die von Elliott gewünschten Aufschlüsse über seine Lage gab, kam er zuerst auf den Proceß mit seiner Gattin zu sprechen, der bereits verloren war, und schilderte den Umschwung, den sein Auftreten an den Schranken des Parlaments in der Meinung seiner Landsleute bewirkt hatte. „Bei meiner Ankunft", sagt er, „floh mich Jedermann wie den Antichrist; jetzt werde ich vergöttert und bin der Mann des Volkes." Hierauf deutete er die Verlegenheiten seiner Stellung an, und fuhr fort: „Sie begreifen, daß es mir nicht ziemt, irgend Jemandem zur Last zu fallen, Elliott ebenso wenig als einem Andern. Es scheint mir aber unmöglich, daß er mir in einem Lande, wo die Franzosen so fremdartige Erscheinungen sind, wie in England, eine Anstellung verschaffe. Ueberdies würde ich keine annehmen, die meiner unwürdig oder in gewisser Beziehung nur untergeordnet wäre. Ich besitze den nöthigen Muth, um mir meinen Lebensunterhalt zu erwerben, und habe ihn bereits erprobt; auch kenne ich kein rechtmäßigeres und ehrenvolleres Eigenthum als das geistige. Doch könnte ich mich nicht dazu entschließen, im Solde irgend eines großen Herrn zu stehen." Aus diesen Gründen, fügte Mirabeau bei, würde er es vorziehen, wenn Elliott seinen Einfluß benutzen wollte, um ihm entweder in Kopenhagen selber oder in einem andern nordischen Staate ein Amt zu verschaffen; denn eine solche Laufbahn sei zwar weniger glänzend, aber auch weniger beengt, da man in England Engländer sein müsse, im Norden aber oft blos Franzose zu sein brauche.

Da diese Verhandlungen mit Elliott zu keinem Ziele führten, und der Marquis seinem Sohne sogar das kleine Jahrgeld verweigerte, das ihm vertragsmäßig zukam, so sah sich Letzterer, um nicht in die äußerste Dürftigkeit zu verfallen, zu dem traurigen Auswege genöthigt, seinen Vater gerichtlich zu belangen. Obschon aber der Spruch zu seinen Gunsten ausfiel, so konnte er daraus doch keinen Nutzen schöpfen, ohne sich mit seinem Vater in einen neuen Proceß einzulassen; er enthielt sich daher weiterer Schritte, und suchte sich seinen Unterhalt, so gut er konnte, durch literarische Arbeiten zu verschaffen. Dabei war ihm besonders Chamfort behülflich, der damals als Schöngeist einen nicht unbedeutenden Ruf genoß, und durch seine ausgedehnten Verbindungen in Stand gesetzt war, ihm manchen Dienst zu leisten. „Wenn es“, schrieb ihm Mirabeau im Juni 1784, „in dem schönen Rosny möglich ist, sich der Dürftigkeit zu erinnern und nützliche Pläne für sie zu entwerfen, so sinnen Sie irgend ein großartiges buchhändlerisches Unternehmen aus, das Sie Panckoucke zu meinen Gunsten vorschlagen könnten, und das mir die Möglichkeit gewährte, zehn oder zwölf Male des Jahres zwölf bis funfzehn Louisd'or bei ihm holen zu lassen; ich würde gewiß nicht weder so unbescheiden noch so träge, noch vermuthlich auch so einfältig sein wie Laharpe. Hätte Panckoucke nicht jene abgeschmackte Duodezausgabe der Denkschriften der Akademie der Inschriften veröffentlicht, so würde ich ihm eine prächtige Arbeit über dieses verworrene Durcheinander vorschlagen, eine Arbeit ungefähr, wie sie, um mich bescheiden auszudrücken, Gott mit dem Chaos vorgenommen hat.“ In einem andern gleichzeitigen Briefe an Chamfort beschwert sich Mirabeau über Dupont, der, statt ihm werkthätig zu helfen, was ihm bei seinem großen Einkommen und seinem Credite ein Leichtes wäre, seine literarischen Speculationen durch ungeschickte Einmischung gefährde, und fügt hinzu: „Umsonst lehrt mich die tägliche Erfahrung, daß das niederträchtigste und unsere französischen Sitten am meisten entehrende Sprichwort (ami jusqu'à la bourse) auch eins der wahrsten ist: ich werde immer an Ausnahmen glauben und mich

hüten, Diejenigen, welche mir am theuersten sind, auf die Probe zu stellen, damit ich nicht enttäuscht werde." Außer diesen und ähnlichen Stellen, wie sie in Mirabeau's Briefwechsel mit Chamfort nicht selten vorkommen, liefern manche Actenstücke, die sich aus jenem Zeitraume erhalten haben, nur zu deutliche Beweise, daß Mirabeau sich damals in der bedrängtesten Lage befand; weniger, weil es ihm ganz an Hülfsmitteln fehlte, als weil er mit denselben nicht hauszuhalten wußte. Sein Name, sein Talent, seine Verbindungen wären wol im Stande gewesen, ihn vor erniedrigender Dürftigkeit zu schützen; allein sie reichten nicht aus für die Foderungen, welche Mirabeau an das Leben stellte. Er liebte es, mitten unter den quälendsten Sorgen, sein Dasein mit anmuthigem Glanze zu umgeben, und hatte zwar keine grobsinnlichen Leidenschaften zu befriedigen, aber manches Bedürfniß zu stillen, das sich mit gebieterischer Heftigkeit geltend machte. Unter solchen Umständen mag er hier und da seinen Freunden wol allzu viel zugemuthet oder die Grenze zartfühlender Zurückhaltung überschritten haben: bezwang ihn aber auch bisweilen das Gemeine, so verlor er doch nie das Vertrauen auf sich selbst, auf seine Kraft und seine Zukunft.

XXVII.

Der Abschluß des Friedens mit den Vereinigten Staaten und die Anerkennung ihrer Unabhängigkeit hatte um diese Zeit ein weites Feld für politische Combinationen geöffnet, das für Mirabeau um so lockender war, als er schon während seiner Gefangenschaft in Vincennes und noch früher den Bestrebungen der Amerikaner lebendige Theilnahme gewidmet hatte. „Man hat", sagt er in seinem Werke über die lettres de cachet, „dem herrlichen Manifest der Vereinigten Staaten den allgemeinsten Beifall gezollt. Gott bewahre mich in diesem Punkte der öffentlichen Meinung zu widersprechen: ich würde ja, wenn ich nicht in Fesseln schmachtete, bei den Amerikanern in die Lehre gehen und für sie

kämpfen. Aber ich frage, ob die Mächte, welche mit ihnen Bündnisse abgeschlossen, dieses Manifest zu lesen, oder, nachdem sie es gelesen, ihr Gewissen zu prüfen wagten? Ich frage, ob es gegenwärtig in Europa, mit Ausnahme der Schweiz, Hollands und der britischen Inseln, eine Regierung gibt, die, nach den Grundsätzen der Erklärung des Congresses vom 4. Juli 1776 beurtheilt, ihrer Rechte nicht verlustig ginge? Ich frage, ob nicht unter den 32 Fürsten unsers dritten Königsgeschlechts über zwei Drittel sich gegen ihre Unterthanen weit mehr haben zu Schulden kommen lassen, als die englischen Könige gegen die amerikanischen Colonien?" Diese Theilnahme Mirabeau's für die Sache der Amerikaner ward überdies durch den Umstand gesteigert, daß sein Bruder, der Vicomte, mit Auszeichnung unter den Hülfstruppen gedient hatte, welche die Regierung Ludwig's XVI. den Colonien zuschickte. Indem er nun der Entwickelung des jungen Freistaates mit Aufmerksamkeit folgte, glaubte er in einer aus dem monarchischen Europa dahin verpflanzten Einrichtung, die damals vielfach besprochen wurde, eine die demokratische Gleichheit wie die Freiheit gleich stark bedrohende Gefahr zu entdecken. Oder er hielt es vielmehr für passend, da ein Staatsmann der Vereinigten Staaten selber diese Gefahr bereits hervorgehoben hatte, dessen Warnungsruf auch in Europa ertönen zu lassen und zugleich die Gelegenheit zu benutzen, um seinen eigenen Ansichten Geltung zu verschaffen. So entstanden die „Betrachtungen über den Cincinnatus-Orden", mit deren Ausarbeitung Mirabeau sich im Laufe des Sommers 1784 beschäftigte.

Nach Beendigung des Unabhängigkeitskrieges traten bekanntlich eine große Zahl amerikanischer Offiziere zu einer Gesellschaft zusammen, die das Andenken des glorreichen Kampfes immer lebendig erhalten und zwischen den Mitgliedern und deren Nachkommen ein engeres Band der Freundschaft knüpfen sollte. Zum Symbole wählte man den Namen des Römers Cincinnatus, weil die Amerikaner gleich ihm das Schwert niederlegten, um zum Pfluge zurückzukehren, zum Abzeichen aber einen an die europäischen Orden erinnernden Schmuck. Diese Gesellschaft, der auch die

Offiziere des französischen Hülfsheeres eingereiht wurden, verfolgte nun zwar, nach dem Wortlaut ihrer Statuten und dem Charakter ihrer Gründer zu urtheilen, lauter löbliche Zwecke; in dem Grundsatze erblicher Auszeichnung, den sie aufstellte, lag jedoch der Keim zu Gefahren, die scharfblickenden Augen unmöglich entgehen konnten. Man sah in den Mitgliedern der Cincinnatus-Gesellschaft die Ahnherren eines künftigen Adels, und in ihrer über das ganze Gebiet der Republik verzweigten Organisation einen Versuch, sich ungebührlichen Einfluß auf die öffentlichen Angelegenheiten zu erwerben. Eine in Philadelphia erschienene Flugschrift, verfaßt von dem Oberrichter Burke aus Süd-Carolina, sprach sich in diesem Sinne aus; ebenso erklärten sich fast alle in Paris anwesenden Amerikaner auf das entschiedenste gegen den „Cincinnatus-Orden", wie man die Gesellschaft in Europa nannte, und namentlich überschüttete ihn Franklin, der die amerikanische Demokratie weit besser kannte und vertrat als der ritterliche Washington, in einem Briefe an seine Tochter mit beißenden Spöttereien. Er war es auch, der Mirabeau zu seinem Unternehmen vorzüglich anregte, ja, es finden sich in der Schrift des Letztern einige Stellen aus dem eben erwähnten Briefe fast wörtlich aufgenommen, und Franklin gedenkt überdies in seinem Tagebuche einer Zusammenkunft, die er mit Mirabeau und Chamfort hatte, um sich von ihnen die „Betrachtungen über den Cincinnatus-Orden" vorlesen zu lassen. Denn auch Chamfort hatte an dem Briefe einigen Antheil, wenngleich Mirabeau hauptsächlich es war, der, wie Schlabrendorf treffend bemerkt, die zum Grunde gelegte Flugschrift Burke's „durch seine eigene kräftige und feurige Beredsamkeit neu beseelte".

Theils um sein Buch zu vervollständigen und aus demselben möglichst großen Nutzen zu ziehen, theils um seinen Gläubigern auszuweichen und Verfolgungen zu entgehen, die er wegen seines gegen den Siegelbewahrer gerichteten Pamphlets von Seiten der Regierung befürchtete, begab sich Mirabeau im August 1784 nach England. Außer einem zweijährigen Knaben, der Frucht einer Verbindung, die Mirabeau gleich nach dem Bruche mit Sophien

angeknüpft hatte, begleitete ihn auf dieser Reise eine junge Frau, die nunmehr, vielleicht nicht in seinem Herzen, aber an seiner Seite Sophiens Stelle ausfüllte. Frau von Nehra, so wurde sie gewöhnlich genannt, war die natürliche Tochter eines angesehenen Holländers, Onno Zwier's van Haren, und hatte Mirabeau's Bekanntschaft in einer pariser Erziehungsanstalt gemacht, wo sie untergebracht war. Schüchtern und unerfahren, älternlos und freundlos, widerstand sie dem Zauber nicht, den er auf Alles übte, was in seine Nähe kam, und theilte fortan sein Schicksal mit zärtlicher Hingebung.

England, d. h. zuvörderst die Umgebungen Londons, machten auf den Ankömmling den günstigsten Eindruck. Es dränge sich Einem gleich die Bemerkung auf, schreibt er an Chamfort, daß dieses Herrschervolk im Schooße seiner Insel vor Allem ackerbautreibend sei, und hauptsächlich dieser Umstand habe es bis jetzt vor den Folgen seiner eigenen Verirrungen geschützt. Alles, fährt er fort, deute hier an, daß das Volk etwas gelte, daß Jeder seine Fähigkeiten frei entwickeln und üben könne, daß also eine ganz andere Ordnung der Dinge bestehe. Nach der prächtigen Themse, die keinen Vergleich zulasse, habe ihn jedoch nichts mehr überrascht oder erfreut, außer etwa die erhöhten Fußwege, bei deren Anblick der gute la Condamine sich auf die Kniee geworfen und ausgerufen: „Gott sei Dank! Endlich einmal ein Land, wo man sich um die Fußgänger kümmert!" „Was hier vorzüglich auffällt", heißt es in einem andern Briefe, „ist der Geist der Ordnung, der Methode, der Berechnung. Man weiß von jedem Dinge das **Warum**, und darauf muß besonders ein Franzose Gewicht legen. Freilich wird durch diese Art Geist der Spielraum des Gefühls enge beschränkt, so daß sich von Letzterem hier eigentlich nur noch das allzu sehr verleumdete Volk hinreißen läßt." Es gebe, behauptet Mirabeau weiter, in England viel weniger Schlechtes als in andern Ländern, wo Sklaven, an Händen und Füßen gefesselt, über die Gefahren spotteten, deren sich Luftspringer aussetzten. Man habe wol die übrigen Völker trösten wollen, indem man die Mängel der englischen Verfassung

hervorgehoben, für deren Reform der Zeitpunkt erst dann eintreten werde, wenn die andern europäischen Nationen sich auf die Stufe erhoben, welche England jetzt einnehme. Aber, setzt er hinzu, so gut die Verfassung, so schlecht sei die Verwaltung; und sei der Engländer auch, vom socialen Standpunkte betrachtet, der freieste Mensch auf der Welt, so gehöre doch das englische Volk als solches zu den am wenigsten freien. Volk gegen Volk gehalten, seien die Franzosen den Britten überlegen, und letztere keineswegs zu ihrem grimmigen Stolze berechtigt. „Was muß jedoch die Freiheit sein", ruft er aus, „wenn die geringe Gabe davon, die sich in ein paar guten Gesetzen findet, ein von der Natur so kärglich bedachtes Volk auf die höchste Stufe erhebt? Was vermag nicht eine Verfassung, da diese trotz ihrer Mängel und Lücken das verdorbenste Volk der Erde vor seiner eigenen Verderbniß schützt und noch lange schützen wird? Wie groß ist nicht der Einfluß etlicher wenigen, der Menschheit günstigen Umstände, da dieses unwissende, abergläubische, starrköpfige, habsüchtige und punischer Treue sich zuneigende Volk die meisten andern überragt, blos weil es einige bürgerliche Freiheit genießt?"

Von Franklin an Benjamin Vaughan und, wie es scheint, auch an Doctor Price empfohlen, fand Mirabeau bald Gelegenheit, seine „Betrachtungen über den Cincinnatus-Orden" in englischem Verlage herauszugeben. Das amerikanische Original, welches kaum zwanzig Seiten umfaßte, war unter seiner Feder zu einem dicken Buche angeschwollen, worin der Cincinnatus-Orden eigentlich nur den Vorwand darbot zu den buntesten Streifzügen auf dem Gebiete der Politik. Vor Allem diente er zum Anknüpfungspunkte scharfer Polemik gegen den Erbadel, die allerdings zur Sache gehörte. „Was war der moderne europäische Adel in seinem Ursprunge?" ruft Mirabeau aus. „Anführer wilder Krieger, die mit der Barbarei des Sieges auch die der Sitten verbanden, deren erste Ansprüche sich auf Usurpation und Räuberei gründeten, und die ihre Oberherrschaft nur auf das Befehlshaberrecht stützten, das ihnen im Kriege zukam. Daher ist jene Menge von Grafen, Marquis und Herzogen entstanden,

die Europa überschwemmt und verheert haben. Alle diese Titel menschlicher Eitelkeit deuteten zuerst blos militairische Rangstufen an, wurden jedoch bald, mit Auszeichnungen und glänzenden Vorrechten verbunden, ins bürgerliche Leben übertragen, und dienten jenem barbarischen Lehnswesen zur Grundlage, das Jahrhunderte lang die Menschheit herabgewürdigt, ganze Nationen zur Sklaverei verurtheilt und eine kleine Zahl Familien in Tyrannengeschlechter verwandelt hat." Dazu fügt Franklin die von Mirabeau theilweise benutzte Bemerkung: „Die Ehre in absteigender Linie, d. h. die auf Nachkommen, welche sie nicht verdienen konnten, übertragene Ehre ist nicht nur widersinnig, sondern auch diesen Nachkommen selber schädlich, weil sie ihnen Stolz und Geringschätzung nützlicher Berufsarten einflößt und sie dadurch in Armuth, Elend, Knechtschaft und Niederträchtigkeit stürzt — ein Zustand, worin sich gegenwärtig ein großer Theil Dessen befindet, was man in Europa Adel heißt. Wird hingegen, um den Glanz des Namens und die Würde der Familie aufrechtzuerhalten, das ganze Vermögen dem ältesten Sohne zugewendet, so entsteht daraus für den Staat ein anderer Nachtheil, nämlich das häufige Aussterben angesehener Familien in Folge der Hindernisse, die der Ehe und der Verbesserung der Güter in Weg gelegt werden. Dies führt zu jenem schändlichen Gemisch von Hochmuth, Müssiggängerei und Bettelhaftigkeit, das die Bevölkerung Spaniens um die Hälfte vermindert und die Hälfte seines Bodens zur Unfruchtbarkeit verdammt hat." „Könnte die Ehre auf die Nachkommen übertragen werden", heißt es weiter, „so müßte sie auch theilbar sein: je älter aber eine Familie wäre, desto weniger bliebe dann noch davon in jedem einzelnen Zweige, ganz abgesehen von der Möglichkeit misslicher Unterbrechungen." Und von den Orden sagt Mirabeau, nachdem er gezeigt, daß sie meistens lächerlichen, niedrigen oder abergläubischen Ursprungs: „Selbst die Verachtung, welche sich an diesen Ursprung knüpfen mußte, hat den Hochmuth und die armselige Eitelkeit der Menschen nicht hindern können, sie mit Begier zu ergreifen. Sie sind ein neues Zeichen der Ungleichheit

geworden, ein neues Abzeichen, das nach Willkür und Laune neue Unterschiede und Scheidewände in den Staaten aufstellt, in welchen die gemeine Bürgerclasse schon durch so viele Abstufungen beschimpft wird. Sie haben im Schooße des Adels selber Rangclassen begründet, im Patriciate ein neues Patriciat, im Hochmuthe einen neuen Hochmuth, und neue Mittel der Unterdrückung in der Unterdrückung. Ein Theil dieser stolzen Patricier, dieser Abkömmlinge von Kriegern und ehemaligen Volkstyrannen, ist selbst wieder eine Art Volk geworden, denjenigen Gliedern ihrer Kaste gegenüber, welchen die Gunst des Fürsten, der Zufall, oder knechtische Unterwürfigkeit zu diesem gleißenden Schmucke verholfen hat."

Außer der beträchtlich erweiterten Flugschrift Burke's waren dem Buche Mirabeau's auch ein Schreiben Target's an Price, das sich ebenfalls auf die Lage des neuen Freistaates bezog, so wie eine Abhandlung des Letztern „Ueber die Wichtigkeit der amerikanischen Revolution" einverleibt, die der Uebersetzer mit mancherlei Anmerkungen und zum Theil von seinem Freunde, dem Advocaten Target, verfaßten Zusätzen bereicherte. So stellte er z. B. der Behauptung Price's, dem Congresse müsse die Befugniß verliehen werden, Anleihen zu machen, die Warnung entgegen: „Der unseligste Irrthum Dessen, was man in Europa Politik nennt, bestand darin, daß man den Credit als nützlich betrachtete und einen Theil der Pflichten des jetztlebenden Geschlechtes auf die Nachkommen übertrug. Dieses abscheuliche System ist aus der Gleichgültigkeit gegen das Vaterland entsprungen und bahnt einer furchtbaren Revolution den Weg. Eine Bürde gesellt sich zur andern, und die Lasten jedes Jahres vermehren sich um das ganze Gewicht der früheren. Eine Anleihe macht die andere nöthig, sodaß dieses gerühmte System zu nichts Anderem führt, als zu der Unmöglichkeit, die Staatsausgaben zu bestreiten, d. h. zur Auflösung der Gesellschaft, die keine andere Rettung findet, als im Bruche der eingegangenen Verpflichtungen und im Umsturze aller Vermögensverhältnisse."

Mirabeau selber legte diesem allerdings unförmlichen, aber

inhaltsreichen und mit Ernst und Feuer in Rousseau's Geiste geschriebenen Buche mehr Werth bei als seinen früheren Arbeiten, und konnte Diejenigen, welche es als eine bloße Uebersetzung herabzuwürdigen versuchten, durch Hinweisung auf die Thatsache beschämen, daß es in Amerika sowie in England, und zwar hier durch einen Mann wie Romilly, ins Englische übertragen, somit als Original betrachtet wurde. Ins Deutsche übersetzte es auf Hamann's Antrieb dessen Freund Brahl in Königsberg, der zu diesem Zwecke mit Mirabeau ein paar Briefe wechselte. In einem derselben erklärte Letzterer den Cincinnatus-Orden für ein ächt französisches Projekt, für eine kindische Spielerei, der er, um nicht ins Lächerliche zu verfallen, kein allzu großes Gewicht beilegen wolle, besonders um nicht gegen einen so achtungswerthen Bürger wie Washington Vorurtheile zu erwecken, die zwar durch die edle Gleichförmigkeit seines ganzen Benehmens hinlänglich widerlegt würden, jedoch von republikanischer Leidenschaftlichkeit leicht zu schlimmen Zwecken ausgebeutet werden könnten. Als Mirabeau diese Zeilen schrieb, hatte nämlich der Cincinnatus-Verein, dem Rathe Washington's und Lafayette's folgend, auf die Erblichkeit verzichtet und damit den Hauptanstoß beseitigt, so daß die Erinnerung an den Orden jetzt nur noch in dem gleichlautenden Namen fortlebt, den eine der blühendsten Städte des Westens trägt. Mirabeau's beredte Schrift aber wurde später noch mehrmals als Waffe gegen das Adels- und Ordenswesen benutzt, namentlich im Jahre 1815, wo man sie neu auflegte, um damit die Wiederherstellung aristokratischen Unfugs zu bekämpfen. Und wie die Wirkung der „Betrachtungen" sich auf solche Weise weit über den Kreis erstreckte, der ihnen ursprünglich angewiesen war, so bewährte sich ihr Verfasser auch in dem durch sie hervorgerufenen Briefe an Brahl als Mann der Zukunft, indem er ausrief: „Wann wird man doch die wichtige Aufgabe lösen, einen Staat so einzurichten, daß alle Angelegenheiten an Ort und Stelle geschlichtet und Recht und Gemeinwohl überall geachtet werden, ohne daß man, um bewaffneten Zusammenstoß zu vermeiden, sich der Herrschaft eines Schwachkopfs unterwerfen

muß, den sein Rang und seine Erziehung dazu stempeln würden, selbst wenn ihn die Natur zu etwas Anderem bestimmt hätte. Die Menschheit erwartet diese Lösung von den Vereinigten Staaten Amerikas, und sollten sie sich ihr nicht gewachsen zeigen, so müßte man dieselbe wiederholt von der Vernunft verlangen." Eine Andeutung, an die Mirabeau, durch ein Gesetz des Staats Virginien über Religionsfreiheit veranlaßt, die Bemerkung knüpft: „Welchen Ruhm würden sich die Regierungen der alten Welt erwerben, wenn sie solche Gesetze verkündeten! Und welchen Aufschwung würde dadurch der menschliche Geist im verjüngten Europa nehmen! Nur auf diese Art, nicht aber durch abgeschmackten Spott und klägliches Geschwätz, kann man die Mitwerbung der neuen Welt bekämpfen, die hoffentlich bald unsere Menschen an sich lockt, wenn wir ihr nicht eiligst ihre Weisheit ablauschen."

Die „Betrachtungen über den Cincinnatus-Orden" waren die erste Schrift, der Mirabeau seinen Namen vorsetzte. „Ich habe", erklärt er im Vorworte, „noch nichts unter einem Namen drucken lassen, an den man große Ansprüche macht, seit mein Vater ihn trägt, und glaubte mich bis jetzt nicht zu den Erstlingsversuchen eines jungen Menschen bekennen zu dürfen, welcher mehr als Andere der Reife benöthigt. Dieser Zurückhaltung würde ich mich noch länger, vielleicht immer beflissen haben, wenn ich nicht, durch bekannte Umstände gezwungen mein Vaterland zu verlassen, gegen mich selber die Verpflichtung hätte, fortan für alle meine Schriften mit meinem Namen einzustehen. Denn man würde mich, falls ich diese Vorsicht nicht beobachtete, unfehlbar für den Verfasser solcher Werke ausgeben, die am geeignetsten wären, mich bloßzustellen. Demnach verwahre ich mich für die Zukunft gegen die Autorschaft jeder Schrift, die meinen Namen nicht trägt; hoffe aber, Denjenigen, die mich mit ihrem Hasse beehren, zu zeigen, daß ich trotz der eben eingegangenen Verbindlichkeit nicht weniger entschieden auftreten werde als bisher." London wimmelte nämlich damals von französischen Schwindlern und Glücksrittern, welche die Presse auf's schändlichste misbrauchten und nebenbei Spionendienste leisteten; der

Verfasser des Werkes über die lettres de cachet und des „geplünderten Spions“ hatte aber Gründe genug, der Regierung Ludwig's XVI. nicht neuen Anlaß zu Argwohn, und seinen Feinden nicht neue Blößen darzubieten.

Als Mirabeau für einige Zeit nach London übersiedelte — wo er in Hatton Garden, Holborn, bei einer Frau Bailly wohnte — zählte er auf die Hülfsquellen, welche er sich durch seine Feder zu eröffnen gedachte. Er sah sich jedoch sehr bald enttäuscht, und schrieb schon im zweiten Monate seines Aufenthaltes an Chamfort: „Man hat von der Großmuth der Engländer sehr irrige Begriffe. Gewöhnt, Alles zu berechnen, berechnen sie auch die Talente und die Freundschaft, und ihre meisten großen Schriftsteller sind fast buchstäblich Hungers gestorben. Was steht also einem Fremden bevor!“ Auch Rousseau, setzt er hinzu, wäre diesem Schicksal unterlegen, wenn er seinem Fleischer und Bäcker nur seine Talente hätte zum Pfande geben können. Weigerte sich ja der Buchhändler Elmsley sogar dessen „Bekenntnisse“ in Verlag zu nehmen, weil er Mangel an Absatz befürchtete — was Wunder also, daß Mirabeau aus seinem Buche über den Cincinnatus-Orden sehr wenig Gewinn zog und sich Glück wünschte, es nicht auf eigene Kosten herausgeben zu müssen! Doch entwarf er mit hergebrachter Regsamkeit Pläne auf Pläne, und trug sich unter Anderem mit dem Projecte einer Zeitschrift, deren Zweck er durch den Titel „Conservateur“ andeutete. „Einer der größten Dienste, den man heut zu Tage der Literatur leisten könnte“, schrieb er darüber an Chamfort, „bestände darin, aus dem unermeßlichen Chaos gedruckter Lügen, Irrthümer und Wahrheiten eine Auswahl zu treffen, also ein Sammelwerk zu unternehmen, das ältere gute Bücher aus allen Fächern nicht auszugsweise, sondern in kritischen Zergliederungen bespräche und aus der Spreu der periodischen Blätter die Halme absonderte, welche sich dahin verirrt haben mögen ...“ „Freilich“, fügte er bei, „würde mir eine solche Arbeit die nöthige Zeit für die Entwickelung meiner eigenen Gedanken rauben; allein ich würde sie als einen Lehrcursus betrachten, den ich fortzusetzen hätte, bis das

Glück mir Unabhängigkeit verleiht.“ Dieser Plan, auf den er in der Folge noch öfter zurückkam, scheiterte an den Bedenklichkeiten der Buchhändler, die schon durch Mirabeau's Namen in Händel mit der französischen Censur verwickelt zu werden fürchteten; Letzterer sah sich demnach, als eine Krankheit der Frau von Nehra seine spärlichen Mittel vollends erschöpfte, in die bedrängteste Lage versetzt, und in Paris verbreitete sich sogar das Gerücht von seinem Selbstmorde. Inzwischen bekam er Beistand von Freunden, deren er in England die treuesten und hülfreichsten gefunden zu haben versichert; unter ihnen werden Romilly, Lord Peterborough, Dr. Hurd, Bischof von Worcester, Major Cartwright, Lord Shelbourne u. A. genannt, besonders aber Elliott, mit dem Mirabeau einen Ausflug nach Windsor und Oxford machte, sowie Vaughan hervorgehoben, welchen er als einen der wahrhaftesten Philanthropen in Europa und den von nationalen Vorurtheilen freiesten Engländer rühmt. Den wirksamsten Trost gewährte ihm jedoch seine Begleiterin, deren aufopfernder Liebe er mit wiederholter Anerkennung gedenkt. Sie unternahm auch, als Mirabeau, seiner hoffnungslosen Bestrebungen in London satt, nach Frankreich zurückzukehren beschloß, im Februar 1785 eine Reise nach Paris, um zu erforschen, ob sich eine solche Rückkehr nunmehr ohne Gefahr bewerkstelligen ließ. Der Minister Breteuil gab ihr einen ziemlich beruhigenden Bescheid; Mirabeau machte sich indessen, von Ungeduld getrieben, auf den Weg, ohne den Erfolg ihrer Schritte abzuwarten, und kam in den letzten Tagen des März 1785 in Paris an.

XXVIII.

Ein paar Monate bevor Mirabeau London verließ, hatte er daselbst noch eine Schrift veröffentlicht, die, gleich den „Betrachtungen über den Cincinnatus-Orden“ an ein Tagesereigniß sich anknüpfend, wichtige Fragen der höhern Politik in ihren Bereich zog. Unter dem Titel „Bedenken über die vom Kaiser in Anspruch genommene Eröffnung der Schelde“ war sie zunächst ge-

gen den Versuch Joseph's II. gerichtet, einer Bestimmung des westfälischen Friedens zuwider, die freie Beschiffung der Schelde zu Gunsten der östreichischen Niederlande von den Holländern zu erzwingen. Mirabeau, der für Holland eine alte Vorliebe hegte, fühlte sich um so mehr veranlaßt, für die Republik in die Schranken zu treten, als er dadurch Gelegenheit bekam, mit Linguet, der die Sache des Kaisers vertheidigte, eine Lanze zu brechen, und zugleich seiner Abneigung gegen Letzteren selber freien Lauf zu lassen. Er hatte schon vor seiner im Mai 1784 unternommenen Reise nach Belgien „einen großen Vorrath von Ideen und Aufschlüssen über den östreichischen Hirten" mitgebracht, wie er sich in einem Schreiben an Chamfort ausdrückt, und Joseph II. einen Sancho an die Seite gewünscht, der ihm beständig zurufen sollte: „Wer zu viel unternimmt, bringt nichts recht zu Stande."

Diesen Geist athmen nun auch die „Bedenken", welche, wie alle Schriften Mirabeau's, durch kühne und schwungvolle Sprache und reiche Gedankenfülle ersetzen, was ihnen an klassischer Abrundung und Gedrängtheit fehlt. Und wie bei allen seinen Schriften ging Mirabeau auch hier weit über die Grenzen hinaus, welche ihn der gewählte Stoff vorschrieb, und erkor sich die umfassendsten Gesichtspunkte. Statt die Scheldefrage blos als völkerrechtlichen Streitsatz zu behandeln, brachte er sie mit dem ganzen politischen System Europas in Verbindung. Er wies nämlich vor Allem auf die Nachtheile hin, die aus einer solchen Misachtung der Verträge, wie Joseph II. sie an den Tag legte, für die schwächeren Staaten entspringen mußten, und machte auf die Gefahren aufmerksam, womit das Einverständniß zwischen Oestreich und Rußland, das Vorspiel eines engern Bündnisses der nordischen Mächte und weiterer Uebergriffe, das südwestliche Europa bedrohte. Indem er im Laufe der Erörterung die Zustände der einzelnen Staaten mustert, nennt er Frankreich den nothwendigen Vereinigungspunkt der europäischen Politik, und behauptet, es könne durch seine innern Umwälzungen, durch die Inconsequenz seiner Machthaber und ihrer Systeme, durch den Einfluß der in den höchsten Kreisen einander durchkreuzenden

Ränke alle Berechnungen menschlicher Weisheit zu Schanden machen. „Frankreich", fährt er fort, „dieses schöne Land, wo die Regierung so lange schon gegen die Natur ankämpft, könnte, ohne sich an Menschen und Geld zu erschöpfen, um ein angebliches Gleichgewicht der Mächte aufrechtzuerhalten, blos durch die Wirkung einer guten Verwaltung binnen zehn Jahren sein natürliches Uebergewicht über ganz Europa wiedergewinnen — ein Uebergewicht, das es zu nichts Anderem benutzen sollte, als um der Freiheit allenthalben Achtung zu verschaffen." Zu diesem Zwecke müßte es, behauptet er wiederholt, ein festes, aufrichtiges, ewiges Bündniß mit England schließen — ein Bündniß, das, gestützt auf einen Handelsvertrag, die nationalen Eifersüchteleien für immer beseitigen und die Interessen beider Völker unauflöslich verknüpfen würde. Vereinigt könnten sie dann leicht der übrigen Welt Ruhe gebieten. Auf die Lage der belgischen Provinzen übergehend, wo Joseph's Reformen bereits auf Widerstand stießen, macht Mirabeau die Bemerkung: „Mir ist ein Frauenkloster lieber als ein Regiment Soldaten. Wenn auch die Nonnen der Natur Gewalt anthun, so zerfleischen sie dieselbe doch nicht. Brechen sie ihr Gelübde, so pflanzen sie die Gattung fort, während jene sich eidlich verpflichten, letztere auf den ersten Wink des Despoten zu vertilgen. Man hat den Maßregeln des Kaisers im Innern seiner Staaten großen Beifall gezollt: wie viel ließe sich dagegen einwenden! Die Lobredner Joseph's II. sollten uns jedoch wenigstens sagen, welches Recht er hatte, einen Bürger dem Berufe zu entreißen, den derselbe unter dem Schutze der Gesetze gewählt. Mir scheint es ebenso ungerecht, einen Mönch oder eine Nonne aus ihrem Zufluchtsorte zu verjagen, als einen Privatmann aus seinem Hause zu vertreiben. Verachtet die Mönche, so tief ihr wollt, aber verfolgt und namentlich bestehlt sie nicht; denn man darf Niemanden verfolgen oder bestehlen, weder den entschiedensten Atheisten, noch den abergläubischsten Kapuziner. Es ist einer der unseligsten Einfälle unserer Herrscher von Gottes Gnaden, daß sie ihre Unterthanen stets auf ihre Art glücklich oder vielmehr, wie sie sagen, glücklicher

machen wollen. Wenn man nur zu wollen braucht, um Gehorsam zu finden, so verirrt man sich in ein Labyrinth von Widersprüchen." Mit diesen Betrachtungen verbindet Mirabeau geradezu die Auffoderung an die Belgier, sich von Oestreich loszureißen, und setzt die Vortheile auseinander, welche die benachbarten Staaten aus einem solchen Ereignisse schöpfen würden. Bezeichnend ist endlich folgende Stelle, womit Mirabeau einen Abschnitt der „Bedenken" schließt. „Ich begreife", heißt es da, „warum die meisten Schriftsteller, ebenso wohl durch ihre Eigenliebe als durch die Umstände angetrieben, sich zur Schmeichelei herabwürdigen. In welchem Lande der Welt ist denn der aufrichtige Freund der Wahrheit wirklich frei, wenn er unglücklicherweise als Schriftsteller auftritt? Ich begreife auch, wie es kommt, daß einige derselben, und diese sind die achtungswerthesten, weder den Muth haben zu lügen, noch den zu misfallen. Der Geist ist es ja, der in Schrift und Wort sich verkörpert, während der Charakter in Willen und That sich offenbart; Charakter aber ist das seltenste Geschenk, welches die Natur dem Menschen macht. Allein Geschichtschreiber, die von Todten, von fremden Todten sprechen, warum besudeln sie ihre Feder mit grundlosen Lügen oder unnützen Entstellungen? Feig und pflichtvergessen entweihen sie, ohne Vortheil für sich, das heiligste Richteramt. Sie schmeicheln den Todten und führen die Lebenden irre; sie entehren sich in den Augen des Weisen, und, was das Verderblichste, sie erniedrigen in der Meinung des Haufens den erhabensten Beruf des gesitteten Menschen, die Kunst, seine Vernunft auszubilden und seine Gedanken mitzutheilen. O, welcher Achtung, welchen Ruhmes, welcher Gewalt berauben sie sich! Welch' ehrwürdiges Gericht würden die Schriftsteller bilden, wenn die Verbrechen der Machthaber ihrer unerbittlichen Rüge nie entgingen! Wenn sie jene schreienden Missethaten, denen sie nur zu oft das unsinnige Lob der Menschen zu verschaffen wissen, ihrer Verwünschung preisgäben! Ist aber augenblicklicher Erfolg das einzige Ziel ihres Ehrgeizes, glauben sie dann, daß sie durch Ehrfurcht vor der Wahrheit ihren Einfluß vermindern, ihre Glücksumstände ver-

schlimmern würden? Als ob ihre Heuchelei oder ihr Kleinmuth ihnen die Schätze beider Welten zu Gebote stellte! Ach, die Geschichtschreiber, Sittenlehrer und Philosophen können heucheln, schmeicheln und lügen, so viel sie wollen, die Gewalthaber werden ihnen nie vergeben, daß sie der Feder mächtig sind, sie werden Diejenigen nie lieben, welche über sie ein Urtheil fällen können..."

Wenn auch des Fürsten Kaunitz wohlbekanntes „die Holländer haben doch geschossen", und was sich daran knüpfte, nicht aber Mirabeau's Schrift es war, was Joseph II. bestimmte, von seinem Vorhaben abzustehen, so machten die „Bedenken" doch großen Eindruck und wurden überall mit Begierde gelesen. Denn die allgemeine Stimmung war, wie Dohm nicht ganz mit Unrecht bemerkt, gegen die gewaltsame Unterdrückung eines Volkes, das durch Fleiß und Thätigkeit seinen Wohlstand erworben hatte; sie war gegen die Eigenmacht, die frech erklärte, Verträge nicht länger halten zu wollen, als es ihr gut dünke. Vorzüglich war es Frankreichs Sache, den Holländern beizustehen, und es hieß sogar, der Antrieb zu Mirabeau's Schrift sei von der Regierung Ludwig's XVI. ausgegangen; dennoch legte sie derselben, dem wiener Hofe zu Gefallen, Hindernisse in den Weg, während sie Linguet's Schwulst freien Umlauf gestattete.

XXIX.

Als Mirabeau England verließ, hegte er die Absicht, sich in die Provence zurückzuziehen, um dort an einem großen geschichtlichen Werke zu arbeiten, zu dem er schon lange Stoff gesammelt hatte. Zugleich wollte er auf gütlichem Wege oder wenigstens ohne anstößiges Aufsehen Schritte thun, um die Auszahlung des ihm gebührenden Jahrgeldes zu erwirken, und hoffte auf diese Weise seine Lage allmälig zu verbessern und sich einen befriedigenderen Wirkungskreis zu eröffnen. Aber eine langwierige und gefährliche Krankheit des Knaben, an dem er mit der ganzen Liebe eines Vaters hing, nöthigte ihn, die Ausführung seines

Planes zu verschieben, bis ihn die Umstände völlig davon ablenkten. Er sah sich nämlich, bald nach seiner Ankunft in Paris, zu lebhaftester Theilnahme an Erörterungen aufgefodert, welche damals die öffentliche Aufmerksamkeit im höchsten Grade beschäftigten.

Kostspielige Kriege, bodenlose Verschwendung und Finanzexperimente der gefährlichsten Art hatten die ungeheuern Hülfsquellen Frankreichs beinahe erschöpft und den Staatshaushalt auf das heilloseste zerrüttet. Ludwig's XVI. guter Wille scheiterte an seiner Schwäche, die von der zahlreichen Schaar Derjenigen, die von Ränken und Misbräuchen lebten, nur allzu geschickt ausgebeutet ward; und hätte ihm auch, wie Heinrich IV., ein Sully zur Seite gestanden, so würde er ihn doch ebenso wenig zu schützen vermocht haben, wie Turgot oder Necker. Nachdem Letzterer gestürzt und seine beiden Nachfolger, Joly de Fleury und d'Ormesson, abgenutzt waren, ließ sich der König durch eine Intrigue seiner Umgebung Calonne zum Finanzminister aufdringen, den der Marquis von Mirabeau nicht mit Unrecht einen Tänzer nannte, dem man für kurze Zeit die Rolle eines Theaterkönigs übertragen. Denn mit dem phantastischen Flitterprunke eines solchen Königthums behängt, stolzierte er über die Bühne, nach allen Seiten Schätze ausspendend, die sich über Nacht in werthlosen Plunderkram verwandelten. Strenge Sparsamkeit, gleichmäßige Vertheilung der Lasten, Befreiung des Bodens, Entfesselung der Industrie — dies waren die einzig wirksamen Zauberworte, um das Gemeinwesen neu zu beleben und die leeren Staatskassen zu füllen. Allein Niemand wollte oder konnte sie aussprechen, und die ganze Finanzkunst drehte sich im Zirkel zwischen neuen Steuern und neuen Schulden. Zu solchen Auskunftsmitteln nahm auch Calonne seine Zuflucht, der ein Anleihen auf das andere folgen ließ, und um sich Credit zu verschaffen, den Aufwand verdoppelte. Wenn gleich er aber, in die Fußtapfen seiner Vorgänger tretend, Schulden auf Schulden häufte, so benahm er sich dabei doch mit einer Anmuth, wie sie seit den Tagen Law's kein Finanzminister entwickelt hatte. Den

Abgrund des Deficits, der sich täglich tiefer aushöhlte, überstreute er mit Rosen; den Hof bezauberte er durch unermüdete Willfährigkeit; die Capitalisten lockte er durch glänzende Versprechungen; die Patrioten gewann er durch die zweckmäßigen Schritte, womit er seine Laufbahn eröffnete. Denn es fehlte ihm keineswegs an Talenten; er benutzte sie jedoch nur, um augenblickliche Erfolge zu erhaschen, und glaubte genug gethan zu haben, wenn er sich mit Hülfe solcher Erfolge eine Woche länger im Amte erhielt.

Wetteifernd mit Calonne bemühten sich eine Menge Privatspeculanten den Franzosen das Geld aus der Tasche zu locken. Zu der ungeheuern Masse von Staatspapieren, die das Anleihesystem auf den Geldmarkt geworfen hatte, gesellten sich die Actien industrieller Unternehmungen, deren ursprünglich mehr oder weniger gemeinnütziger Zweck nach und nach völlig in den Hintergrund getreten war und nur noch selbstsüchtigen Bereicherungsplänen zum Deckmantel diente. Die Zeiten Law's waren nahe daran sich zu erneuern; derselbe Schwindel, welcher damals ganz Paris in eine Spielhölle verwandelte, schien sich wieder der Köpfe zu bemeistern, und die Capitalien wurden, statt zur Verbesserung des Ackerbaues, zur Hebung des Gewerbfleißes, zur Belebung des Handels zu dienen, diesem heilsamen Verkehre entzogen und zu unfruchtbaren Börsenoperationen verwendet. Namentlich waren es drei Unternehmungen — die Disconto-Casse, die St. Carls-Bank und die pariser Wasserleitungsgesellschaft — deren Actien zu den ausschweifendsten Speculationen Anlaß gaben und durch Kunstgriffe der Papierwucherer einen Preis erreichten, der ihren wirklichen Werth bei weitem überstieg. Zugleich erfand man die sogenannten Zeitkäufe, wobei nur die Cursdifferenzen bezahlt wurden: ein Verfahren, das den Actienhandel in ein reines Glücksspiel umschuf und Jedermann zugänglich machte. Alle diese Misbräuche, die zu den größten Uebelständen führten, konnten in einem despotisch regierten Lande von Seiten der Staatsgewalt nicht unbemerkt und ungeahndet bleiben; Calonne hätte sich dieselben jedoch nicht sehr zu Herzen genommen, wenn

nicht dadurch die Staatspapiere mit Entwerthung bedroht und somit seine Anleihen im gedeihlichen Fortgange gestört worden wären. Es war ihm daher nicht unerwünscht, als ein Schriftsteller von Ruf sich erbot, das verderbliche Treiben der Actienwucherer zu bekämpfen, und sich zu diesem Zwecke mit ihm in Verbindung setzte. Dieser Schriftsteller war Mirabeau.

Daß Mirabeau, der sich immerdar zu staatsmännischem Eingreifen in die öffentlichen Angelegenheiten berufen fühlte, auch das Finanzwesen in den Kreis seiner Studien zog, könnte bei der rastlosen Thätigkeit, die ihm kein Gebiet des Wissens ganz fremd bleiben ließ, kaum bezweifelt werden, selbst wenn es sich nicht aus manchen Stellen seiner bis jetzt erwähnten Schriften unbestreitbar ergäbe. Ueberdies gewährten ihm aber das freundschaftliche Verhältniß, in dem er seit Jahren mit Claviere stand, sowie die Beziehungen, in welche er um diese Zeit zu Panchaud trat, vielfache Gelegenheit, sich über finanzielle Gegenstände zu unterrichten. Claviere, ein nach Frankreich geflüchteter genfer Banquier von der im Jahre 1782 überwundenen Partei, welterfahren, praktisch durchgebildet, gewöhnt auf eigenen Füßen zu stehen, jedoch frei von jenem absprechenden Eigendünkel, jener doctrinairen Pedanterei, die den Genfern nicht selten ankleben, und im geselligen Verkehre geistreich und angenehm, gehörte mit seinem Landsmanne und Zunftgenossen Panchaud, einem scharfsinnigen, aber durch einen Bankerott etwas anrüchig gewordenen Rechner, zu jenen Ideenlieferanten, deren Vorräthe Mirabeau sich so geschickt anzueignen, deren körniges Erz er so erfolgreich auszuschmelzen wußte. Da nun beide in Staatspapieren Geschäfte machten, ihre Interessen demnach durch den Actienwucher beeinträchtigt sahen, so zeigte sich Mirabeau doppelt gerne bereit, gegen letzteren in die Schranken zu treten. Eine Denkschrift über die von Calonne gegründete ostindische Handelsgesellschaft diente zum Anknüpfungspunkte zwischen ihm und dem Minister, zu welchem ihm seine Freunde bereits den Weg geebnet hatten. Bei aller Anziehungskraft indessen, die Calonne durch sein weltmännisch gewandtes, mit allem Zauber persönlicher Liebenswür-

digkeit ausgestattetes Benehmen, durch seine virtuosenhafte, freilich an Charlatanerie streifende Behandlung der Geschäfte, vielleicht auch durch den Glanz seiner Stellung auf ihn übte; bei allem Reize, den ihm eine solche Verbindung darbot, suchte er sich doch die vollständigste Unabhängigkeit zu bewahren, und stellte dem Finanzminister zwar seine Feder, aber nicht seine Ueberzeugung zu Gebote. Als ihm sein Vater später vorwarf, er habe sich von Calonne miethen lassen, erwiderte er: „Wie, meine Feder käuflich! Wann habe ich denn Gegensätze vertheidigt, worin das eigentliche Merkmal der Verkäuflichkeit besteht? Von meinen Freunden eingeladen, mich an ihren Unternehmungen zu betheiligen, von Dupont selber aufgefodert, der mich auslachte, daß ich den Actienschwindel nicht benutzt, um mir 40,000 Franken Renten zu erwerben, habe ich mich auch von der unschädlichsten Speculation fern gehalten. Auf den Ertrag meiner Arbeit und die Beihülfe meiner Freunde beschränkt, habe ich keinen Thaler zum Spielen verwendet und keinen Heller zum Geschenk angenommen, obschon ich die Börse gewissermaßen in meiner Gewalt hatte und für mein Schweigen jeden beliebigen Preis fodern konnte..." Um bei Niemandem in Sold treten zu müssen, habe er von den Almosen seiner Freunde gelebt, versicherte er ein anderes Mal; und in der That bestand die ganze Unterstützung an Gelde, womit ihm Calonne unter die Arme griff, in Bestreitung der Druckkosten einer jener gegen den Actienwucher gerichteten Schriften, die er nun in rascher Folge erscheinen ließ. Ueber die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, äußerte er sich in einer brieflichen Mittheilung folgender Maßen: „Die ärgerlichen Auftritte, zu denen der Actienschwindel führt, gehören nicht, wie oberflächliche Köpfe meinen, in das Gebiet der gewöhnlichen Schwankungen des Handels. Sie stehen vielmehr im engsten Zusammenhange mit dem Unwesen der Glücksspiele und entspringen aus dem Lotteriegeiste. Dieser zugleich mit den auf Verbrauch oder Verführung gegründeten indirecten Auflagen aus Italien gekommene Geist hat, abgesehen von der daraus hervorgehenden den Finanzen sehr nachtheiligen Erschöpfung, die Sitten

verdorben, den Verstand berückt und die Welt in einen Abgrund von Unglück gestürzt, der sich nicht eher schließen wird, als bis die Fürsten einsehen, daß alle in der Gesellschaft eingerissenen Unordnungen ihr Ansehen, ihre Macht und ihren Reichthum vermindern, und die Völker durch weise, tugendhafte und kräftige Erziehung zur Ueberzeugung gelangen, daß jedes Glücksspiel an und für sich schimpflich ist, weil es keinem Ehrenmanne ziemt, sich mit Hülfe des Zufalls fremden Gutes zu bemächtigen, oder seine und seiner Familie eigene Habe dem Zufall preiszugeben. Dennoch hat dieses schmähliche Spiel Lobredner gefunden. Man hat dicke Bücher geschrieben, um zu beweisen, daß der Verkehr, den es anrege, die Schätze, welche es in Umlauf bringe, der Macht und dem Glanze der Staaten sehr förderlich seien. Allein man hat nicht bedacht, daß die auf das Spiel verwendeten Gelder nichts hervorbringen, nicht einmal Genüsse, und daß sich selbst im günstigsten Falle mit der Zeit zwischen den Spielern Alles ausgleicht, während sie wenigstens ihre Zeit, ihre geistige Kraft und den Nutzen verlieren, den sie aus einer vortheilhafteren Verwendung ihrer Capitalien gezogen hätten. Man hat diese Spieler mit Unrecht für Handelsleute gehalten, da sie sich doch im Gegentheile dem Spiele nur widmen konnten, indem sie sich vom eigentlichen Handel zurückzogen. Auch wurde der Schade nicht berechnet, welcher der ganzen Menschheit daraus entsprang, daß eine so ungeheuere Menge Capitalien nützlichen Unternehmungen entzogen und in eitlem und verderblichem Spiele vergeudet ward; der Schade, den die verkehrte Beschäftigung so vieler guter Köpfe anrichtete, die ihren Geist in läppischen Combinationen erschöpften und ihre Gewandtheit zu verächtlichen Kniffen misbrauchten. Wäre dieses Spiel, das sie verlockte, nicht in Gang gekommen, so hätten sie ihre Capitalien nützlicher angelegt, dadurch ihren eigenen Wohlstand erhöht und zu gesteigerter Erzeugung, sowie zu erleichtertem Absatze jener Producte des Bodens beigetragen, deren Vermehrung und angemessene Vertheilung das Wohlbehagen des menschlichen Geschlechts so wesentlich fördert.“ „Die Holländer und die reichen Capi-

talisten der andern europäischen Staaten", heißt es in diesem Briefe weiter, „lassen ihre Schätze nicht gern müssig liegen. Ohne das lockende Börsenspiel hätten sie dieselben überall zu gemeinnützigen Unternehmungen verwendet. Sümpfe wären ausgetrocknet, Brücken erbaut, Gewerbe vereinfacht worden; man hätte die Schifffahrt vervollkommnet, zweckmäßige Maschinen eingeführt, den Erwerb ausgedehnt, allen Erzeugnissen neue Absatzwege eröffnet und den Verbrauch der Urprodukte vervielfacht. Von diesem Gesichtspunkte aus erscheinen die auf hohen Einsatz berechneten Glücksspiele, welche die großen Capitalien zur Unfruchtbarkeit verdammen, weit verderblicher als jene Lotterien, die nur die Zeit und den Sparpfennig der untern Classen verschlingen und dadurch mit Recht den Abscheu verdienen, welchen sie nun allgemein einzuflößen anfangen." „Was ergibt sich aus alledem?" fährt Mirabeau fort; „muß man das Börsenspiel gänzlich verbieten? Gewiß nicht; denn es ist der unentbehrliche Hebel der Staatsschulden, deren Last die verschuldeten Nationen zu Boden drückt. Muß man freiwillige Uebereinkünfte mit Strafen bedrohen? Keineswegs, selbst wenn solche Uebereinkünfte den Contrahenten Schaden bringen; denn die Freiheit der Letzteren ist noch wichtiger als ihr Vermögen. Allein vor Allem darf man ihnen keine Schlingen legen; man darf weder große noch kleine Gesellschaften mit ausschließenden Privilegien begründen. Man darf keinerlei Art Lotterien einführen, keine großen Anleihen machen und die Staatspapiere nicht in Umlauf setzen. Ferner muß man überall Groß und Klein unterrichten und ihnen die Lehre einprägen, daß das Eigenthum, dieser kostbare Preis, den die Vorsehung der Arbeit zuerkennt, erhalten, in Aufnahme gebracht, benutzt, aber nicht aufs Spiel gesetzt werden soll. Endlich bedarf es keiner gesetzlichen Ahndung gegen Diejenigen, die sich dennoch der Leidenschaft des Spiels hingeben würden; man muß jedoch die öffentliche Meinung dahin bringen, über sie die einzige Strafe zu verhängen, der nie Trotz geboten wird: das Brandmal allgemeiner Verachtung."

XXX.

Die Reihe seiner in solchem Geiste verfaßten Schriften eröffnete Mirabeau mit einer Abhandlung über die Disconto-Casse, zu welcher er den Stoff theilweise schon in England gesammelt hatte. Im Jahre 1776 unter Turgot's Ministerium gegründet, war die Disconto-Casse, eine Disconto- und Depositenbank, allmälig ihrem ursprünglichen Zwecke entfremdet und, nicht ohne Schuld der Regierung, zu Schwindeleien misbraucht worden, die in dem Augenblicke, als Mirabeau sich dagegen erhob, den höchsten Gipfel erstiegen hatten. Da es hauptsächlich auf eine zu rechter Zeit ausgesprochene, dem größern Publicum verständliche Warnung ankam, so ließ sich auf die Form der Schrift keine große Sorgfalt verwenden, der Inhalt aber mußte der Fassungskraft jener mit finanziellen Gegenständen weniger vertrauten Leserclasse angepaßt werden, auf welche die Abhandlung vorzüglich berechnet war. Von dem, in Bezug auf das Finanzwesen zwischen den Staaten des Alterthums und jenen der neuern Zeit bestehenden Unterschiede ausgehend, entwickelte Mirabeau die Grundbegriffe, auf denen die Einrichtung von Anstalten, wie die Disconto-Casse, beruht, setzte dann die aus der fehlerhaften Verwaltung und misbräuchlichen Benutzung derselben entspringenden Nachtheile auseinander, und bezeichnete endlich die zur Abhülfe geeigneten Maßregeln. Wie wenig er sich dabei zum bloßen Werkzeug Calonne's hergab, geht aus der Entschiedenheit hervor, womit er sich gegen eine Verordnung des Finanzministers erklärte, sowie aus dem Tone, in dem er von diesem selber sprach. Indem er nämlich den liebenswürdigen Eigenschaften, sowie den Talenten desselben Gerechtigkeit widerfahren ließ, rieth er ihm, sich seiner eigenen Kraft zu bedienen, bei seinem Amte nur seinen wahren Ruhm im Auge zu behalten, den Freunden, die es redlich mit ihm meinten, sein Vertrauen wieder zuzuwenden, und sich nicht vor Pygmäen zu beugen. Auch an den König richtete

Mirabeau bei diesem Anlaß einige in solchem Munde bedeutungsvolle Worte. „Wir wissen", rief er aus, „daß der König liest, daß er das Gute will, und daß die öffentliche Meinung und das allgemeine Vertrauen, wenn sie nicht irregeführt werden — was nie auf die Dauer geschehen kann — seinen persönlichen Willen gegen die Ränke jener Parteien unterstützen, die seine Macht nur zu ihrem eigenen Vortheile ausbeuten möchten. Wir bitten ihn, überall mit seinen Augen zu sehen, nach seiner Einsicht zu urtheilen, das sehr achtungswerthe, aber allzu große Mistrauen zu bekämpfen, das er in sich selber setzt, und als unbestreitbare Wahrheit zu betrachten, daß man mit Charakterstärke Talente genug besitzt, besonders um zu regieren, und zwar als großer und guter König zu regieren. Dies aber ist die Aufgabe eines Fürsten, sonst ist der Herrscherberuf gewiß der traurigste von allen."

Schon in dieser Abhandlung über die Disconto-Casse wies Mirabeau auf die Kunstgriffe hin, deren sich gewissenlose Speculanten bedienten, um die Actien zweier andern, fast gleichzeitig entstandenen und bereits erwähnten Unternehmungen auf eine ihren wahren Werth weit übersteigende Höhe zu treiben, und legte sich gleichsam die Verpflichtung auf, diesen Umtrieben zu steuern. Zunächst war es also die St. Carls-Bank, gegen die er seine Angriffe richtete — eine Anstalt, die zwar ihren Sitz in Madrid hatte, ihre Wirksamkeit jedoch hauptsächlich auf Frankreich ausdehnte. Von einem Franzosen, dem durch seine abenteuerlichen Schicksale und noch mehr durch die romanhafte Laufbahn seiner Gattin bekannten Cabarrus, gegründet, erinnerte sie nur allzusehr an die Schwindeleien Law's, und bediente sich ähnlicher Verheißungen, um Theilnehmer anzulocken. In Paris fand sie deren eine solche Zahl, daß ihre Actien in Spanien selber nach dem dortigen Curse berechnet wurden, und da letzterer stets höher stand als der in Madrid, allmälig in immer größerer Menge nach Frankreich wanderten. Diesem Einströmen fremder Papiere wünschte Calonne Schranken zu setzen, und foderte daher Mirabeau auf, die Operationen der St. Carls-Bank und ihrer

Gönner kritisch zu beleuchten. Zu diesem Zwecke stellte er ihm amtliche Papiere zur Verfügung und ermächtigte ihn, Claviere und Brissot, die zusammen den gleichen Stoff in einer Denkschrift verarbeitet hatten, in seinem Namen um Abtretung derselben zu ersuchen. So entstand das Buch „über die spanische St. Carls-Bank" binnen zehn Tagen — eine Eile, deren Spuren allerdings nicht zu verwischen waren, die jedoch Mirabeau, auf die dringende Gefahr hindeutend, mit den Worten entschuldigte, „wenn die Feuerglocken tönen, habe man nicht Zeit, an seinen Anzug zu denken". Je besser es ihm aber gelang, die öffentliche Meinung über die Kniffe der Actienspeculanten und die aus dem Börsenschwindel für das Gemeinwesen entspringenden Nachtheile aufzuklären, je mehr er die Begriffe des Publicums über die Beschaffenheit der zur Ausbeutung desselben misbrauchten Anstalten berichtigte, desto zahlreicher wurden die Feinde, die er sich zuzog, desto erbitterter ihre Angriffe. Bis jetzt hatte er sich wenig darum gekümmert; als ihn jedoch ein Hauptagent des Herrn Cabarrus, der zugleich auf die Verwaltung der Disconto-Casse großen Einfluß übte und mit dem Ministerium Verbindungen hatte, durch geringschätzige Aeußerungen gleichsam herausfoderte, ließ er seinem Buche über die St. Carls-Bank einen Nachtrag folgen unter dem Titel „Sendschreiben des Grafen von Mirabeau an Herrn Le Couteulx de la Noraye über die St. Carls-Bank und die Disconto-Casse", den er mit den Worten schloß: „O wie thöricht sind Diejenigen, welche glauben, daß die Machthaber die Wahrheit nach Willkür unterdrücken können! Als wenn sie nicht gerade durch den Widerstand gekräftigt würde! Als wenn der, welcher sie feurig liebt, nicht eben in dieser Leidenschaft die nöthige Stärke fände, um mit einem Federzuge die Herrscher der Welt zu erschüttern! Ja gewiß, sie sind sehr thöricht, und nur ihrer Thorheit verzeiht man die feigen und treulosen Streiche, die sie im Dunkeln versetzen."

Um seinen Vorsatz, die finanzielle Charlatanerie in ihre letzten Schlupfwinkel zu verfolgen, ganz durchzuführen, durfte Mirabeau endlich noch die pariser Wasserleitungsgesellschaft nicht unberück-

sichtigt lassen, ein Unternehmen, das zwar, was die Person der Gründer und den Zweck betraf, alle Achtung verdiente, aber ebenfalls zu trügerischen Speculationen misbraucht wurde. Seiner Flugschrift „über die Actien der pariser Wasserleitungsgesellschaft" gelang es nun allerdings, diesen Speculationen einen Damm zu setzen; doch stach er damit in ein Wespennest, und sah sich bald von dem gereizten Völkchen umschwirrt. Seinen Gründen konnte man nicht wohl beikommen; man versuchte es also mit seiner Person, und bemühte sich, den Mangel an Gegenbeweisen durch Schmähungen und Verdächtigungen zu ersetzen — Waffen, die der Kämpe, den man gegen Mirabeau auftreten ließ, auch am gewandtesten zu handhaben verstand. Es warf ihm nämlich niemand geringerer den Fehdehandschuh hin, als Beaumarchais, der, als Mitglied des Verwaltungsrathes der Wasserleitungsgesellschaft, selber betheiligt war und seinen Widersacher dennoch mit keinem bessern Argumente zu bekämpfen wußte, als daß er ihn beschuldigte, sich zum Werkzeug fremder Interessen hergegeben zu haben. Dagegen spielte er mit einer Figaro's ganz würdigen Bosheit durch Lafontaine's Verse:

> Vielleicht, Meister Reinecke, würde man Euch glauben,
> Doch warum ließt Ihr den Schwanz Euch rauben?

auf Mirabeau's Dürftigkeit an und fügte bei, man werde vielleicht künftig, das Wort Philippiken zum Muster nehmend, Kritteleien, wie sie hier vorlägen, Mirabellen heißen, dem Grafen Mirabeau zu Ehren, qui mirabilia fecit.

Derlei Neckereien wären am besten unbeachtet geblieben; eine solche Zurückhaltung widerstrebte jedoch Mirabeau's Charakter, und hätte zudem in diesem Falle leicht der Scheu zugeschrieben werden können, sich mit einem in literarischer Klopffechterei so geübten Manne wie Beaumarchais zu messen. Die Herausfoderung des Letztern wurde daher bereitwillig angenommen, und dem Gegner schon durch den Wahlspruch der Replik eine schmerzliche Wunde versetzt. „In Noth und Dunkelheit geboren und nur auf Ränke bedacht" — diese aus Tacitus entlehnten Worte berührten manche Blöße Carons de Beaumarchais nur zu em-

pfindlich — „hat dieser Mensch, der Jedermann durch seine Schmähschriften Furcht eingeflößt, sich endlich allgemeinen Haß zugezogen, zum warnenden Beispiel für Alle, die, nachdem sie sich aus Armuth und Niedrigkeit zu Macht und Reichthum aufgeschwungen, zuletzt selber in die Grube stürzen, welche sie Andern gegraben.“ Jene Vorwürfe aber, die sich auf seine Beweggründe, auf seine persönliche Stellung bezogen, wies Mirabeau zurück, indem er ausrief: „Ja, ich weiß es und habe es schon oft zugestanden, daß wenige Menschen der Verleumdung weitern Spielraum dargeboten haben. Laut frage ich jedoch, weil mir mein Gewissen dazu das Recht gibt, welcher Schriftsteller sich in seinen Grundsätzen stärkerer Entschiedenheit, in seinen Absichten größerer Uneigennützigkeit, in seiner Haltung kühnerer Selbständigkeit rühmen kann? Als ich mir den gefährlichen Beruf eines Apostels der Wahrheit erkor, war mein Hauptzweck — weit entfernt, dies zu verhehlen, rechne ich mir's vielmehr zur Ehre — das Andenken meiner Verirrungen zu verwischen. Dies war der einzige Vortheil, den ich im Auge hatte, der einzige Ehrgeiz, der mich anspornte — und der Erfolg wird mich, hoffe ich, nicht täuschen; denn was kümmern die Welt die Fehltritte thörichter Jugend, wenn das reifere Alter ihr den Zoll edler und großherziger Bestrebungen darbringt? Allein wehe Jenen, die sich auf längst eingestandene, schwer gebüßte und vielleicht hinreichend gesühnte Vergehen berufen würden, um mir die Achtung zu verweigern, die jeder Bürger verdient, der sich unablässig Forschungen und Arbeiten weiht, die das Gemeinwohl betreffen!“

Wenn Mirabeau aber auch in diesem Kampfe mit eigennützigen Speculanten der Sieg nicht entgehen konnte, so errang er doch nicht alle Erfolge, auf die er mit Recht zählen durfte, und mußte sich sogar Demüthigungen gefallen lassen, die ihm jedenfalls hätten erspart bleiben sollen. „Ich hätte dem Actienschwindel den Garaus gemacht“, schrieb er einem Freunde, „wenn die Regierung mich unterstützt, oder mir wenigstens gestattet hätte, mein Werk zu vollenden. Statt dessen haben wir heftige Erschütterungen erlebt, und noch ärgere stehen uns bevor: denn es

läßt sich gar nicht absehen, wie weit jenes Unwesen gehen wird in einem Lande wie Frankreich, wo sich der Hof an die Spitze stellen kann und keine Preßfreiheit besteht." Diese Klage bezog sich auf das Benehmen Calonne's, der Mirabeau, nachdem er ihn eine Zeitlang aufgemuntert und unterstützt, zuletzt schmählich im Stiche ließ. Schon die Abhandlung über die Disconto-Casse mußte im Auslande gedruckt werden, weil der Finanzminister es nicht wagte, den mächtigen Gönnern der betrügerischen Papier-speculanten offen die Spitze zu bieten. Dieser Schwäche mis-trauend, eilte Mirabeau, seine Schrift über die St. Carls-Bank so rasch wie möglich zu veröffentlichen, weil er fürchtete, der Minister könnte, wenn ihm Zeit zur Besinnung bliebe, die Erlaubniß zur Herausgabe wieder zurücknehmen. Und in der That verstrich kaum ein Monat, so ward ein Verbot gegen dieselbe erlassen, das zwar, wie die meisten solchen Verbote, die Verbreitung eher beförderte, aber in Ausdrücken abgefaßt war, die für den Verfasser beleidigend lauteten. Freilich wollte man damit weniger ihm selber zu nahe treten, als der spanischen Regierung eine Art Genugthuung geben, die gegen das Buch Beschwerde eingelegt hatte, und Calonne schob, von Mirabeau zur Rede gestellt, die Hauptschuld auf den Siegelbewahrer, Hue de Miromesnil, der den Anlaß ergriffen, um an Letzterem sein Müthchen zu kühlen. Ueberdies versicherte er ihn seines fortwährenden Vertrauens und benutzte den Zauber, den, wie Mirabeau sich ausdrückt, Diejenigen, welche über das Schicksal der Völker gebieten, auf erregbare Gemüther üben, um seinen Verdruß zu besänftigen. Ja, er verlangte in dem Augenblicke, da ein Rathsbeschluß dem Verfasser der Schrift über die St. Carls-Bank Irrthümer und Entstellungen vorgeworfen hatte, von ihm ein neues Werk über die Anleihen, und betheiligte sich an dem „Sendschreiben an Herrn Le Couteulx", indem er die Probebogen durchsah und einige Aenderungen vornehmen ließ. Wie peinlich mußte sich daher Mirabeau überrascht fühlen, als auch dieses Sendschreiben, allerdings erst nachdem die zweite Auflage erschöpft war, mit Verbot belegt wurde! „Fortan hätten sich zwischen uns unübersteigliche

Schranken erheben sollen" — mit diesen Worten wandte sich Mirabeau einige Monate später an den Minister — „da jedes Vertrauen unmöglich wurde; denn wer der Selbstachtung zu entbehren vermag, kann nie den Muth haben, auf seine eigene Gefahr seine Achtung für einen Andern an den Tag zu legen. Allein wenn auch der Verstand die Schwäche eines Staatsmannes strenge verdammt, weil dieser Fehler seine ganze öffentliche Wirksamkeit lähmt und die ausgezeichnetsten Talente in Schatten stellt, so rüstet doch gerade eine solche Schwäche, indem sie dem Charakter das Gepräge einer gewissen liebenswürdigen Hingebung verleiht, einen Minister mit manchem persönlichen Zauber aus, wenn er anders Geist besitzt; Sie aber besitzen viel, wenigstens genug, um sich und Andere irre zu führen. Man glaubt nur zu leicht, daß Sie wissen, was Sie begreifen; daß Sie begreifen, was Sie mit schlauem und sinnigem Blicke anhören, und daß man Sie ohne Mühe zu Dem bestimmen werde, was man Ihnen dargethan hat. Lauter Täuschungen! Blos darauf bedacht, eine Ihrer Eigenliebe günstige Haltung des Körpers wie des Geistes anzunehmen, die Genüsse Ihrer Eitelkeit, ja der kleinlichsten Ihrer Eitelkeiten zu vervielfachen und den Schwierigkeiten des Augenblicks zu entgehen..., verlangen Sie nur Auskunfsmittel und nicht Rathschläge, nur Schmeichler und nicht Freunde, nur Lob und nicht Wahrheit. Wenn nur Ihre Umgebung Ihnen Weihrauch streut und Ihre Anhänger nicht grollen; wenn Ihre unbeschreibliche Leichtfertigkeit nur Zerstreuung findet und nichts Sie in Ihren Vergnügungen stört, so gehen die Geschäfte immer noch rasch genug. Sie zögern dann Monate lang und verwenden einmal eine Stunde, um Dinge zu erledigen, welche die angestrengteste Aufmerksamkeit, das ernstlichste Nachdenken fodern; kurz, es hieße einen Roman schmieden, um sich selber zu täuschen, wenn man glaubte, daß Sie sich von etwas Anderem bestimmen lassen, als von Ränken und von den Antrieben Ihrer kleinlichen Leidenschaften..." „Zu schwer gekränkt", fährt er fort, „um mich zur Verstellung zu erniedrigen, allein von Natur aus versöhnlichen Charakters und durch den Reiz, den

Sie im vertrauten Umgange entfalten, immer wieder gewonnen, hätte ich mich dennoch auf den ersten Wink abermals für Sie in den Kampf gestürzt. Es brauchte blos eine neue Gefahr, eine neue Klippe, die das Gemeinwohl bedrohte, blos ein Wort, das meinen Beistand anrief..." Da nun Calonne ein solches Wort wirklich aussprach, und sich, so gut er konnte, entschuldigend, Mirabeau's Dienste wiederholt in Anspruch nahm, so ließ sich dieser noch einmal beschwichtigen. Allein bald belehrte ihn die kalte Aufnahme einer Denkschrift, die er zwar gewissermaßen auf Calonne's Wunsch verfaßt, jedoch gegen eins seiner Projecte gerichtet hatte, daß von dem Minister Alles zu fürchten, aber nichts zu hoffen war. „Mein Geschick an Ihre grundsatzlose und unsittliche Verwaltung knüpfen", rief er ihm zu, „wäre von nun an in meinen Augen ein Vergehen, ja eine Schmach gewesen." Das Maß seines Unwillens füllte sich indessen erst, als wegen der Schrift „über die Actien der pariser Wasserleitungsgesellschaft" Claviere zur Verantwortung gezogen wurde, unter dem Vorwande, ihm selber eine Unannehmlichkeit zu ersparen, da ja doch Ersterer der eigentliche Verfasser sei. Natürlich erblickte Mirabeau in diesem Auskunftsmittel, das Calonne ersonnen hatte, eine neue Beleidigung, und äußerte sich darüber in so entschiedenen Ausdrücken, daß der Minister, der nunmehr selber mit den Actienspeculanten gemeinsame Sache machte, die Maske endlich ganz abwarf und zu förmlichen Drohungen seine Zuflucht nahm. Mirabeau ließ sich dadurch nicht einschüchtern, führte aber, da er keine Lust hatte, abermals in ein Staatsgefängniß zu wandern, einen bereits früher gefaßten Entschluß aus und begab sich für einige Zeit ins Ausland. Vor Allem, um eine Zufluchtstätte aufzusuchen, wo er, vor Colonne's Rache geborgen, die Blößen dieses Ministers aufdecken und dadurch sowol dem Vaterlande einen Dienst leisten, als sich selber rechtfertigen konnte. Dann aber auch, um zu dem großen Werke, dessen Ausarbeitung er beabsichtigte, neuen Stoff zu sammeln; und endlich, um sich in der Fremde eine Laufbahn zu eröffnen, die sich ihm im Vaterlande selber hartnäckig zu verschließen schien.

Vielleicht schwebte ihm dabei das Beispiel eines Vatersbruders vor, der nach Deutschland übersiedelt war, eine Deutsche geheirathet und am Hofe des Markgrafen von Brandenburg-Baireuth ein hohes Amt bekleidet hatte.

XXXI.

In den letzten Tagen des Decembers 1785 trat Mirabeau, von Frau von Nehra und seinem Knaben begleitet, seine Reise an, deren nächstes Ziel Deutschland, und vorzugsweise Preußen war. Denn noch lebte Friedrich II., und Mirabeau mochte sich, wie er später sagte, das Bedauern ersparen wollen, der Zeitgenosse eines so großen Mannes gewesen zu sein, ohne ihn gekannt zu haben. Unterwegs hielt er sich einige Tage in Frankfurt am Main und in Leipzig auf, wo er manche nützliche Verbindungen anknüpfte; nach seiner Ankunft in Berlin beeilte er sich aber, nachdem er der königlichen Familie vorgestellt worden, dem Könige selber, der keinen Fremden mehr empfing, durch Vermittelung des Generalmajors Grafen von Görtz einige seiner Schriften zukommen zu lassen. Als nun Friedrich II. dem Grafen den Wunsch ausdrückte, zu erfahren, „welch' glücklicher Zufall" Mirabeau nach Berlin geführt, erbat sich Letzterer eine Audienz, die ihm der König auf sehr wohlwollende Art gewährte, und richtete am Tage darauf, durch eine Aeußerung desselben veranlaßt, folgendes Schreiben an ihn:

„Sire, ich würde noch mehr fürchten, Ew. Majestät gegenüber eines Mangels an Aufrichtigkeit schuldig zu erscheinen, als eine Unbescheidenheit zu begehen, die nur mir allein schaden könnte.

„Als Ew. Majestät mich gestern mit der Frage beehrten, ob ich nach St. Petersburg ginge, erwiderte ich, daß ich noch nicht dahin zu gehen beabsichtige. Es waren nämlich ein paar Zeugen zugegen, und meine persönlichen Verhältnisse machen es wünschenswerth, daß mein Reiseziel nicht bekannt wird.

„Jetzt aber, da ich mit Ew. Majestät allein zu sprechen die Ehre habe, erkläre ich offen, daß ich, schlecht belohnt für die wirklich großen Dienste, die ich in Frankreich den Franzosen geleistet; durch den gegenwärtigen Minister in meiner Sicherheit, fast in meinem Rufe gefährdet, weil ich mich weder in sein letztes Anleihen mischen, noch an seiner Münzoperation betheiligen wollte; genöthigt, so lange mein Vater lebt, meinen Thatendrang und meine schwachen Talente zur Geltung zu bringen; von dem vielleicht unverständigen Wunsche getrieben, zu erwirken, daß man mich in Frankreich vermißt — daß ich also aus diesen Gründen mein Vaterland zwar mit der Erlaubniß des Monarchen, jedoch in der Absicht verlassen habe, so lange ich jung und kräftig bin, nicht mehr dahin zurückzukehren, außer um die beträchtliche Erbschaft in Besitz zu nehmen, die mir mein Vater hinterlassen wird.

„Nach Befriedigung der gerechten Wißbegierde, die mich nach Berlin geführt, wo ich vermuthlich meinen Bruder erwarten werde, der Ew. Majestät um Erlaubniß bitten will, den belehrenden Heeresübungen beizuwohnen, gedenke ich, Ew. Majestät allein sei dies gestanden, in jenem Lande eine Anstellung zu suchen, das nach meiner Meinung Fremde am meisten benöthigt. Ich werde also nach Rußland gehen, würde jedoch diese in der ersten Entwickelung begriffene Nation und ihr rauhes Land nicht aufsuchen, wenn mir nicht Ew. Majestät Verwaltung zu vollkommen organisirt schiene, als daß ich wagen dürfte, meine Dienste anzubieten. Solche Dienste zu leisten, nicht aber in Akademien einen müssigen Platz einzunehmen, wäre ohne Zweifel das höchste Ziel meines Ehrgeizes gewesen. Eine stürmische Jugend und die in meinem Vaterlande erlittenen Enttäuschungen haben indessen meine Gedanken von diesem schönen Ziele allzu lange abgelenkt, und nun fürchte ich fast, es sei zu spät..."

„Ich habe Ihnen, Herr Graf von Mirabeau", erwiderte der König, „nur sehr dankbar sein können für das Vertrauen, womit Sie mir in Ihrem Schreiben vom 26. Jänner die Gründe mittheilten, welche Sie bewogen, mit Bewilligung Ihres Mon-

archen Ihr Vaterland zu verlassen, um auswärts Ihre Talente mit besserm Erfolge geltend zu machen. Sie können überzeugt sein, daß ich Ihr Geheimniß bewahren und dem Schicksale eines Mannes von Ihrem Verdienste stets die aufrichtigsten und günstigsten Wünsche widmen werde.

„Uebrigens steht es Ihnen völlig frei, in Berlin die Ankunft Ihres Herrn Bruders abzuwarten..., und dies Ihr Vorhaben freut mich um so mehr, als ich in der Zwischenzeit das Vergnügen zu haben hoffe, Sie noch ein paar Male zu sehen und Ihnen den Ausdruck meiner freundlichen Gesinnungen mündlich zu erneuern..."

In der That lud ihn der König, der an Mirabeau großen Gefallen fand, noch einmal zu sich, eine Auszeichnung, die um so schmeichelhafter war, als Mirabeau der letzte Fremde gewesen zu sein behauptet, dem sie zu Theil wurde. Die Audienz fand im Laufe des April in Potsdam statt, wenige Tage vor der plötzlichen Rückreise desselben nach Paris, zu der er sich theils durch die Besorgniß, man wolle den Knaben, welchen er adoptirt, von ihm trennen, theils durch die sein Jahrgeld betreffenden Verhandlungen bewegen ließ. Von dieser seiner letzten Zusammenkunft mit Friedrich II. entwirft er in einem Briefe an Frau von Nehra folgende Schilderung: „Ich war fast eine Stunde beim König, der in seinem Lehnstuhl saß; denn er fühlte sich von seiner Morgenspazierfahrt ermüdet, die er so rasch zurückgelegt hatte, daß zwei Pferde zu Schanden gingen. Man kann sich unmöglich einen lebhafteren Geist und eine anziehendere Unterhaltung vorstellen, aber ich konnte mich dieses Genusses nicht ganz nach Wunsch erfreuen; denn das äußerst mühsame Athmen des Königs beklemmte mich mehr als ihn. Es ist ein ungemein rührender Anblick, einen großen Mann leiden zu sehen! Seine Krankheit ist so beschwerlich und meine Bewegung war so stark, daß ich weitere Erörterungen fürchtete und auf das ängstlichste Alles vermied, was eine Unterredung hätte verlängern können, die mich unter andern Umständen höchlich beglückt haben würde. Du begreifst dieses Gefühl, und es liegt mir wenig daran, ob

Andere es verstehen. Uebrigens wird dieser außerordentliche Mann die Zügel der Regierung bis zu seinem Ende führen, und die Sonne dieses Ende verzögern. Ich reise diesen Abend ab, nachdem ich eine Menge Gärten und Vergoldungen, einige hübsche Gemälde und Antiken und einige Höflinge gesehen, aber nichts hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht wie dieser Mann, der den Platz, auf den ihn das Schicksal stellte und für den es ihn ausdrücklich schuf, so hoch überragt..." Seltsames Zusammentreffen zweier großen Männer in dem Augenblicke, da der Stern des einen erblich, der des andern aber im Aufgehen begriffen war!

Aus dem Inhalte seiner Unterredungen mit Friedrich II. hob Mirabeau später eine Aeußerung des Königs hervor, die wohl verdient aufbewahrt zu werden, weil sie einen der Hauptvorwürfe, die man Letzterem macht, zu entkräften oder zu mildern geeignet ist. Als er nämlich diesen Vorwurf in die schmeichelhaften Worte kleidete: „Es ist zu bedauern, daß Ew. Majestät nur der Cäsar Ihres Volkes, und nicht auch zugleich dessen August sein wollten", erwiderte der König, ihm scharf ins Auge blickend: „Ihr wißt nicht, was Ihr sprecht", und fuhr fort, als Mirabeau ziemlich betroffen dastand: „Gerade dadurch, daß ich meinen Leuten freien Spielraum ließ, mich nicht in ihre wissenschaftlichen und schriftstellerischen Angelegenheiten mischte und gar keinen Antheil daran zu nehmen schien, glaube ich für sie und die Aufklärung mehr gethan zu haben, als wenn ich diese hätte erzwingen wollen."

Unter den Bekanntschaften, die Mirabeau während dieses seines ersten Aufenthaltes in Berlin machte, brachte ihm ohne Zweifel jene mit Dohm den meisten Gewinn. Er knüpfte sie beim Grafen von Herzberg an, dem er empfohlen war, und benutzte sie mit einem, wie Dohm's Biograph, Gronau, bemerkt, an Zudringlichkeit grenzenden Eifer. Dohm selber erinnert sich in seinen „Denkwürdigkeiten" Mirabeau's mit vielem Wohlwollen, obschon er nicht in Abrede stellt, daß Letzterer „die gänzliche Unwissenheit über Deutschland und die sehr verworrenen falschen

Begriffe über dessen politische und literarische Verhältnisse mitgebracht, die damals den meisten Reisenden von jenseits des Rheins her eigen gewesen, welche die habitans du Nord ohne Ausnahme für gutherzige Barbaren gehalten und sich oft so ausgedrückt, als ob Norddeutsche und Samojeden Nachbarn wären". „Aber", fährt er fort, „mit Bewunderung haben wir auch gesehen, mit welcher Kraft und wirklich unglaublichen Thätigkeit Mirabeau diese Unwissenheit zu überwinden und seine mitgebrachten Vorurtheile abzulegen wußte. Er nahm Unterricht in unserer Sprache, und gelangte bald dahin, daß er deutsche Schriften ziemlich fertig lesen und deutsche Rede verstehen konnte. Nun brachte er Alles zusammen, was in älterer und neuerer Zeit über Deutschland und besonders über Preußen geschrieben worden, machte sich den Inhalt durch eine flüchtige Durchsicht bekannt, und ließ dann Alles, was ihm für seine Zwecke irgend erheblich schien, ausziehen und übersetzen. Aber so eifrig er auch gedruckte Bücher benutzte, war diese Quelle des Unterrichts doch diejenige, welche er nicht am meisten schätzte. Ungleich belehrender war ihm der Umgang mit Menschen aller Klassen. Er suchte Staatsmänner, Militairs, Gelehrte, Künstler, Kaufleute und Fabrikanten, sogar Handwerker auf. Die Kunst zu fragen verstand er in einem Grade, von dem es schwer ist, Dem einen Begriff zu geben, der seinen Unterredungen nicht beigewohnt hat. Auch dem scheinbar unbedeutendsten Gegenstande wußte er eine interessante Seite abzugewinnen; auch von dem stumpfsten unwissendsten Menschen wußte er zu lernen. Noch merkwürdiger war die ihm eigene Gabe, Männer von höherer Bildung, die entweder gar nichts mittheilen oder gar irre leiten wollten, zum Reden der Wahrheit zu bringen. Es war ganz unmöglich, seinen Fragen, die oft gar nicht das Ansehen von Fragen hatten, auszuweichen. Die Lebendigkeit seiner Unterhaltung, das Interesse, das er den eigenen Bemerkungen gab, selbst die Lust zum Widerspruche, die er weckte, brachte aus Jedem, mit dem er sprach, Alles heraus, was in ihm war, und oft setzte er durch die Schlüsse, die er auf der Stelle aus dem Vernommenen zog, selbst Diejenigen in Er-

staunen, welche die Vordersätze dazu soeben geliefert hatten. Die von Verschiedenen erhaltenen Antworten verglich er unter einander, und wußte durch immer erneuerte Fragen die Widersprüche zu berichtigen. So erwarb er binnen einer Zeit von etwas über vier Monaten, die er in Berlin war, und während welcher Schreiber dieses, zu dem er bald anfangs Vertrauen faßte, ihn meist täglich gesehen hat, eine solche Menge richtiger und genau bestimmter Kenntnisse über Preußens Staatseinrichtungen, sowie auch über andere deutsche Lande, wie sie mancher vieljährige Staatsdiener im eigenen Fache nicht hatte."

Wie schnell Mirabeau in den gelehrten Kreisen einheimisch wurde, die damals in Berlin sowie in einem großen Theile des nördlichen Deutschlands den Ton angaben, zeigt unter Anderem eine Schrift, welche er unter dem Titel „Brief des Grafen von Mirabeau an Herrn *** über Cagliostro und Lavater" im März 1786 erscheinen ließ. Mit dieser Erörterung einer der Fragen, die Deutschland in jenen Tagen ebenso lebhaft beschäftigten, wie Necker's oder Calonne's Finanzmaßregeln die Franzosen, trat er in die Reihe der Streiter, die in Berlin ihr Hauptlager aufgeschlagen und „Aufklärung" zu ihrem Losungsworte gewählt hatten, und bekämpfte jenes Gespenst des Kryptojesuitismus, das den Männern der „Allgemeinen deutschen Bibliothek" und der „Berlinischen Monatsschrift" — wie die Folgezeit bewies, nicht ganz ohne Grund — so viel zu schaffen machte. Indem er nun, freilich ziemlich verbreiteten Meinungen folgend, Cagliostro und Lavater zusammen und fast auf eine Linie stellte, beging er ohne Zweifel an dem genialen Züricher, der sich zwar nicht selten täuschen, aber nie zu einer strafbaren Täuschung hinreißen ließ, ein schweres Unrecht. Wenigstens kann er kaum von dem Vorwurfe freigesprochen werden, daß er, ohne Lavater und dessen keineswegs blos auf mystische Schwärmereien beschränkte Wirksamkeit genauer zu kennen, in das einseitig absprechende Verdammungsurtheil der berliner „Aufklärer" allzu voreilig einstimmte. Deshalb erregte auch seine Schrift, die den Verfasser der physiognomischen Fragmente, wenn auch nicht zum Gauner oder Einfalts-

pinsel, doch zum Fanatiker und Lügenpropheten stempelte, unter den Bewunderern desselben den heftigsten Widerspruch. Der wälsche Theist habe sich wie ein Kind den Brei ins Maul schmieren lassen, um selbigen wieder auszugeifern, schrieb Hamann an Jacobi, und dieser entgegnete: „Ich kann Ihnen nicht sagen, wie mich der Wisch erschüttert hat. Das Erkaufen und sich erkaufen Lassen — das Schändliche und Grausame des ganzen Gewerbes — es ging mir durch Mark und Bein, und da ich zu Bett ging, bat ich Gott, er möchte mich von der Welt nehmen.“ Vorzüglich übernahmen es der Kapellmeister Reichardt und der Landgraf von Hessen-Homburg, die Faustschläge zu erwidern, die, nach Hamann's Ausdruck, der „berliner Satans-Engel“ ihrem Helden versetzt. Ersterer ließ sich jedoch die Leidenschaftlichkeit, die er Mirabeau vorwarf, in noch höherem Grade zu Schulden kommen, und zog sich dadurch eine Abfertigung zu, aus der jetzt, da dieser ganze Streit verdienter Vergessenheit anheimgefallen, blos die Thatsache hervorgehoben werden mag, daß Mirabeau, der Goethe's Bekanntschaft zu machen wünschte, einen an den Herzog von Weimar gerichteten Empfehlungsbrief Lavater's dem Freunde, der ihm denselben verschafft — dem geistreichen und edelmüthigen, in Paris weit besser als in seiner Vaterstadt gewürdigten Züricher Schweizer —, mit der Bemerkung zurückschickte, er sei nicht bescheiden genug, um zu glauben, daß sein Name einer Lavater'schen Empfehlung bedürfe. Auf diesen Brief beschränkten sich die persönlichen Beziehungen zwischen Mirabeau und Lavater, die einander vermuthlich nie sahen; dagegen rächte sich Letzterer durch das physiognomische Urtheil, welches er später über das Bildniß seines Widersachers fällte. „Ich hatte mir ihn“, sagt er, „ungefähr so, nur böser und geistreicher, vorgestellt. Man sieht sogleich den Mann von entsetzlicher Kraft, von eiserner Vermessenheit, von unerschöpflichem Ideenreichthum, von alles verachtender Entschiedenheit. Ich für mich aber sage mit physiognomischer Intuitionsgewißheit, daß ich nur Außerordentlichkeit, nicht Größe in diesem Gesichte finde, nur Kraft ohne Ruhe, nur Witz ohne Weisheit, nur

schamvergessende Gewaltsamkeit ohne eigentlichen Heldenmuth. Ja, ich finde einen Zug, der ganz entscheidend ist für Exaltation, die so oft für Genie gilt und nur Carricatur davon ist, die nicht blos an Narrheit grenzt, sondern oft in Narrheit übergeht. Von der Fülle körperlicher Temperamentskraft spreche ich nicht, weil sie zu auffallend ist."

Abgesehen von der Verkennung jener edleren Gaben, die Lavater auszeichneten, deren Würdigung aber ganz außer Mirabeau's Gesichtskreise lag, läßt sich seiner Schrift wenigstens nicht das Verdienst reiner Absicht und edler Gesinnung bestreiten. Aus einer späteren Aeußerung ergibt sich, daß er damit hauptsächlich auf den Kronprinzen von Preußen wirken wollte, dessen Empfänglichkeit für mystische Gaukeleien Besorgnisse einflößte, die sich in der Folge nur allzu sehr bestätigten; auch wollte er den Bestrebungen der Dunkelmänner, denen, wie er glaubte, Lavater mehr zum Werkzeug als zum Führer diente, keine andere Gewalt entgegensetzen, als die des Lichtes, und rief aus: „Laßt uns Jedem die vollständigste Glaubens- und Gewissensfreiheit einräumen, aber auch den Sieg der Duldsamkeit erst dann als entschieden betrachten, wenn die Kirche nicht mehr und nicht weniger ist, als ein Verein wie jeder andere Verein!"

XXXII.

Auf der Rückreise nach Paris lernte Mirabeau in Braunschweig den Major Mauvillon kennen, und gewann in ihm einen treuen und nützlichen Freund. Abkömmling französischer Réfugiés, war Mauvillon frühzeitig in Militairdienste getreten und hatte den ganzen siebenjährigen Krieg als Ingenieur bei dem hannoverschen Corps mitgemacht, nach dem Frieden aber einige Jahre auf der Universität Leipzig zugebracht, wo er sich besonders dem Studium der Mathematik und der neuern Literatur widmete. Hierauf bekleidete er Lehrerstellen in Ilefeld, Cassel und zuletzt in Braunschweig, wo er am Carolinum in der Ma-

thematik und Kriegsbaukunst Unterricht gab. Ein Mann von vielen Talenten, feuriger Liebe zur Wissenschaft und höchst rechtschaffenem, auf strengsittliche Grundsätze gebauten Charakter, wie ihn der ebenfalls mit ihm befreundete Dohm nennt, hatte er sich, als Mirabeau mit ihm in Berührung kam, durch eine Reihe theils in französischer, theils in deutscher Sprache verfaßter geschichtlicher, staatswirthschaftlicher und kriegswissenschaftlicher Schriften bereits einigen Ruf erworben, den nur seine Vorliebe für paradoxe Sätze und die allzu geringe Sorgfalt beeinträchtigte, die er auf seinen Stil verwandte. Verbindung mit einem solchen Manne mußte Mirabeau um so willkommener sein, als Mauvillon's politische Grundsätze, namentlich in Bezug auf Staatsverwaltung und Staatswirthschaft, völlig mit den seinigen übereinstimmten. Ihr durch lebhaften Briefwechsel geförderter Verkehr ward also immer vertrauter und inniger, und ihm hat Mirabeau großentheils die Kenntnisse zu danken, die er sich über deutsche Zustände verschaffte.

Wenige Tage nach Mirabeau's Ankunft in der Hauptstadt gelangte der berüchtigte Halsbandproceß zur Entscheidung, dem Lavater vielleicht zuzuschreiben hatte, daß ihm sein jedes wichtige Tagesereigniß begierig aufgreifender Gegner Cagliostro als Gefährten zugesellte. Denn er hätte es kaum über sich gewinnen können, einen Vorfall solcher Art unbesprochen zu lassen; und beschränkte er sich gleich auf die flüchtigen Andeutungen in der oben erwähnten Schrift — die zu der irrigen Meinung Anlaß gegeben haben mag, daß er eine besondere Abhandlung über den ärgerlichen Proceß verfaßt —, so kam er doch in den Briefen, die er um diese Zeit aus Paris abgehen ließ, häufig auf denselben zurück und wußte dessen Bedeutung gar wohl zu würdigen. „Das Volk" — so schildert er in einem dieser Briefe den Eindruck des Urtheils — „das Volk füllte vom frühen Morgen an alle Säle und Nachbarstraßen des Palastes in dichten Massen. Ich weiß nicht, wohin die Parlamentsherren sich hätten flüchten müssen, wenn sie anders gesprochen hätten. Man umringte, liebkoste, küßte sie und warf sich vor ihnen auf die Knie

wie verrückt. Und in der That, hätte die Gefahr, der sich die Machthaber, die keine Leidenschaften haben oder sie wenigstens verbergen oder bezähmen sollen, durch ihre Leidenschaftlichkeit aussetzten, von den Ministern ausgebeutet, dem Gemeinwesen nicht den größten Nachtheil bringen können? Und hat die öffentliche Meinung, die sich ihrerseits auch leidenschaftlich erhitzte, nicht einen glänzenden Triumph gefeiert? Vor 30 Jahren wäre der Cardinal ohne Rettung verloren gewesen, und die Staatsgewalt hätte Ungereimtheit durch Tyrannei bemäntelt. Jetzt kann sie es zum Glücke nicht mehr. Die Probe war hart, aber entscheidend: möchten andere Leidenschaften sie nicht misbrauchen!"

Wie richtig Mirabeau die Staatsgewalt beurtheilte, die eben eine so empfindliche Demüthigung erfahren hatte, bewies am besten das Benehmen, welches sie gegen ihn selber beobachtete. Nachdem er sich mit ihr so oft in Widerspruch gesetzt, ja ihr offen Trotz geboten und gezeigt hatte, daß er auch als ihr Verbündeter seine Unabhängigkeit nicht antasten ließ, kam sie ihm dennoch wieder entgegen, weniger, weil sie seine Talente zu benutzen wünschte, als weil sie dieselben fürchtete. Mirabeau war entschlossen gewesen, sein Sendschreiben an Calonne durch den Druck zu veröffentlichen, und hatte es zu diesem Zwecke seinen Freunden zugeschickt; diese aber, durch mancherlei Rücksichten an den Minister gebunden, hielten es ihren eigenen und Mirabeau's Interessen zuträglicher, von seinem Pamphlete einen ganz andern, als den von ihm beabsichtigten Gebrauch zu machen. Sie deuteten Calonne die Nachtheile an, die ihm aus Mirabeau's Feindschaft entspringen konnten, und wußten sich der Briefe, die ihnen Letzterer aus Deutschland geschrieben, so geschickt zu bedienen, daß der Minister sich entschloß, seinem gefährlichen Widersacher eine goldene Brücke zu bauen. Durch thätiges Eingreifen in dieser Angelegenheit zeichnete sich unter Mirabeau's Freunden besonders einer aus, dessen Name später eine so große und so zweideutige Berühmtheit erlangte. Der Abbé von Périgord — so hieß Talleyrand in jenen Tagen — gehörte schon

seit mehreren Jahren zu Mirabeau's vertrautesten Bekannten, und war durch seine Vermittelung mit Calonne in nähere Berührung gekommen. Ein Dienst, den er ihm nun dadurch vergalt, daß er gemeinschaftlich mit Panchaud und dem Herzoge von Lauzun zwischen ihm und dem Minister eine Art Versöhnung herbeiführte, die zwar, wie es scheint, von keinem aufrichtig gemeint war, aber beiden Gewinn brachte: Calonne, indem sie Mirabeau's Feder lähmte; Mirabeau, indem sie ihm zu einem längst ersehnten Wirkungskreise verhalf. Er ward nämlich auf Anregung des Erstern, der sich zu diesem Zwecke mit Vergennes ins Einverständniß setzte, aufgefodert, eine Denkschrift über die politische Lage Europas zu entwerfen, und, nachdem er dieselbe geliefert, auf Kosten des Finanzministeriums mit einer geheimen Sendung nach Preußen beauftragt.

„Der König von Preußen ist dem Tode nahe"; so lautet diese vom 2. Juni 1786 datirte Denkschrift; „in dem Augenblicke, da ich schreibe, ist er vielleicht schon gestorben. Er kann unmöglich noch zwei Monate leben. Mit ihm fällt der Schlußstein des europäischen Staatengebäudes. Alles deutet auf Krieg."

„Der Kaiser hat sich aus Eigenliebe, und zwar erst neulich, anheischig gemacht, dem neuen Könige von Preußen gleich nach dessen Thronbesteigung auf den Zahn zu fühlen. *Auf den Zahn fühlen*, dies ist seine Losung; *der schreienden Anmaßung, die dem erhabenen Hause Oesterreich Schlesien geraubt hat, ein Ende machen*, dies ist das Feldgeschrei aller in seinem Solde stehenden Schriftsteller."

„Der Kaiser hat nicht viel Geld, aber 400,000 Soldaten, einige Generale und die unselige Macht, alle seine Unterthanen bis zum letzten vom Abgrunde des Krieges verschlingen zu lassen. Alle seine Verpflichtungen, die er öffentlich und insgeheim mit der Kaiserin von Rußland eingegangen, bezwecken jenes orientalische System zu verwirklichen und zu befestigen, das der Lieblingsplan Katharina's, das Heil, die Hoffnung und die letzte Zuflucht Potemkin's geworden ist. Dieses System wird

der Kaiser nie aufgeben, außer um einen Einfall in Italien — der für uns noch verderblicher wäre, als die Zerstückelung der europäischen Türkei — oder den Umsturz des deutschen Reiches zu versuchen, der das europäische Gleichgewicht völlig vernichten würde. Welchen Weg er auch einschlagen mag, sein natürlicher Ungestüm und seine riesenhaften Projekte sind die Losung zur Verwirrung und Zwietracht; dies ist sein Element."

„Vielleicht kommt ihm Friedrich Wilhelm zuvor. Die Erhaltung der sehr ernsthaft bedrohten deutschen Freiheit könnte ihm jetzt zum scheinbaren Vorwande dienen, selbst wenn der neue König von Preußen einst ihr eifrigster Unterdrücker werden sollte. Allein die Sorge für seine persönliche Sicherheit fodert ihn noch lauter dazu auf, da die weitaussehenden Pläne des Kaisers, das Einverständniß Rußlands, der Todeskampf Polens, die kurländischen Händel, unsere geheimen Bündnisse u. s. w. sein politisches Dasein in Frage zu stellen scheinen. Abgesehen von allen andern Rücksichten dürfte er endlich kaum der Versuchung entgehen, sich mit einem Nebenbuhler zu messen, der ihn persönlich beleidigt hat. Friedrich Wilhelm wird mehr als dreihundert Millionen im Schatze haben; sein Heer, ohne Zweifel das beste in Europa, zählt 200,000 Mann, und an dessen Spitze steht der größte Feldherr, den man kennt, ein Prinz, der ebenso einflußreich im Frieden wie im Kriege wirkt, und vielleicht den Drang empfindet, für seine eigene Rechnung Lorbeeren zu pflücken."

„Friedrich Wilhelm ist mit Frankreich unzufrieden. Er fürchtet die Langsamkeit, das Zögern, die Ausflüchte desselben, kurz, was wir Weisheit und Klugheit nennen, was aber anderswo Ungeschicklichkeit oder Treulosigkeit heißt. Er betet seine Schwester an, und ist wüthend über die Art, wie wir seinen Schwager behandeln. Die Bewegungen in Holland werden in den ersten Tagen seiner Regierung auf sein Herz, seinen Verstand und seine Pläne am meisten einwirken."

„Die Engländer beobachten, überwachen und umstricken ihn, sie werden ihn erhitzen und berauschen, um den Frieden des Con-

tinents zu stören und für sich selbst eine Schadloshaltung ausfindig zu machen. Man kann sich's nicht verhehlen, daß sie sich für einen solchen Fall rüsten. Hundertfunfzehn Kriegsschiffe im Dienste, eine beträchtliche Vermehrung der Einnahme, die bei neuen ungeheuern Anleihen zum Unterpfande dienen kann; eine Tilgungskasse, welche letztere begünstigt; die unerschöpflichen Hoffnungen, die der wunderbare Erfolg der Steuerumwandlung erweckt; ein Credit, der so fest ist, daß die dreiprocentigen Fonds, der Haupttheil ihrer Staatsschuld, welcher mehr als fünf Milliarden unsers Geldes beträgt, seit acht Monaten stufenweise und ohne zu schwanken von 57 auf 74% gestiegen sind; der Proceß Hastings', welcher ihnen das Zutrauen Ostindiens wiedergeben kann; die Schwäche, ja Nichtigkeit ihrer Feinde in jenem Reiche, das die Quelle ihrer Schätze ist und einen guten Theil der unsrigen in ihre Hände liefert; der allgemeine Brand, welcher Europa in Flammen zu setzen droht; die unauslöschliche Zwietracht der Holländer, der einzigen Feinde, die ihnen für ihren entlegenen Handelsverkehr Besorgnisse einflößen können und im natürlichen Laufe der Dinge früher oder später ihre Verbündeten oder ihre Opfer werden müssen; ihre Beziehungen zu Rußland, die immer enger werden und ihnen in Betreff der Schiffsmaterialien ein beinahe ausschließliches Privilegium verleihen; die im Auslande über den kläglichen Zustand unserer Finanzen verbreiteten Gerüchte — Alles macht die Engländer zum Kriege geneigt. Ihr König ist vielleicht der Einzige im Lande, der ihn nicht wünscht: doch ist es wol möglich, daß dieser Fürst, der von Natur so eigensinnig und viel ehrgeiziger ist, als Diejenigen meinen, die ihn nicht genau kennen, den Krieg nicht so sehr fürchtet, als man nach seinen Verbindungen und Familieninteressen glauben sollte. Jedenfalls wird er ihn lieber selber unternehmen, als sich von der Opposition dazu zwingen lassen.

„Dies ist die Krise, welche Europas Ruhe bedroht: was haben wir ihr entgegenzustellen?

„Mehr als zweihundertvierzig Millionen vorausbezogene Einkünfte; Ausgaben, die, wenn man sein Versprechen hält und das

dritte Zwanzigstel abschafft, die Einnahmen um 60 Millionen übersteigen, und um 38, wenn man nicht das öffentliche Vertrauen durch Erneuerung dieser gehässigen Auflage verletzt; Staatspapiere ohne Werth; den Actienwucher, der Paris ins Verderben stürzt und das Land aussaugt; das Volk erschöpft und unzufrieden; den Handel erbittert und entmuthigt; Zwietracht im Innern, Miscredit nach Außen; eine Flotte, die nicht ausgerüstet ist, und im Falle eines Unglücks nicht wieder hergestellt werden kann; ein unvollzähliges Heer und Truppen, die unter den guten unbestreitbar die schlechtesten sind; das Bündniß mit Spanien, welches unsere Unternehmungen stets nur durchkreuzt hat; die zweifelhafte Allianz mit Holland, an der sich der Krieg zuerst entzünden wird; jene mit den Schweizern, die für sich selber zittern, und vielleicht wegen uns, auf die sie kaum noch mit einiger Sicherheit zählen; jene mit dem Könige von Sardinien, der uns beinahe wie heimliche Feinde betrachtet, seit wir ihm den Besitz seiner Staaten zu gewährleisten zögern, und dessen Ehrgeiz heut zu Tage keinen andern Zweck haben kann, als Selbsterhaltung; keinen einzigen Freund in Deutschland, wo uns Alles mistraut; die größte Unkenntniß der Pläne unserer Feinde; die unthätigste, obwol am besten bezahlte Diplomatie Europas — mit einem Worte, jene wahrhaft hinfällige und verderbliche Lage, die uns ebenso unfähig macht, den Frieden aufrechtzuerhalten wie den Krieg zu ertragen.

„Zwar bietet Frankreich, wo die Natur Alles für die Regierung thut, ihr zum Trotze; Frankreich, dieses Land, das unerschöpflich ist an Menschen und Geld, wenn man nur das eine an sich zu locken und die andern in Thätigkeit zu setzen versteht — zwar bietet es tausend und aber tausend Hülfsmittel dar: wir können uns jedoch nicht genug beeilen, die verhängnißvolle Lage zu ändern, in die wir gerathen sind; Anstalt zu treffen, daß wir von Allem schnell in Kenntniß gesetzt werden; zu prüfen, ob es denn in der That unmöglich, sich ernstlich und auf die Dauer England zu nähern, und auf der Grundlage eines Handelsvertrages, der, wie vortheilhaft er auch den Engländern

scheinen mag, ihnen stets nur die Rolle unserer Frachtführer zutheilen wird, ein Schutz- und Trutzbündniß mit ihnen abzuschließen, dem wir Preußen zugesellen würden, in der einzigen förmlich erklärten Absicht, jeder Macht ihre betreffenden Besitzungen zu verbürgen.

„Dieser großartigen Umwälzung, die den Weltfrieden sichern würde, steht vielleicht nur der Kleinmuth im Wege, der vor dem Versuche zurückbebt; wollen wir aber ihr zu Liebe unsere hergebrachte Bahn nicht verlassen, ist es dann, um Alles zusammenzufassen, nicht Zeit, daß wir uns rüsten, sei es auch nur um den Krieg zu verzögern, daß wir uns vorzüglich in Indien rüsten, wo man uns und unsern Verbündeten einen tödtlichen Schlag versetzen wird, ohne irgend eine Drohung vorauszuschicken; ist es nicht hohe Zeit, daß wir unsere Angelegenheiten nach Außen in bessern Stand setzen und uns im Innern kräftigen?“

XXXIII.

Einen Monat, nachdem Mirabeau diese Denkschrift verfaßt, worin er, wie er selber sagt, die Sprache eines freien Mannes und nicht die eines Höflings redete, befand er sich auf dem Wege nach Berlin, mit Verhaltungsbefehlen und Zifferschrift, aber keinem Beglaubigungsschreiben versehen, denn er sollte vorläufig blos über deutsche, hauptsächlich preußische Hof- und Staatszustände Bericht erstatten und eine erst nach Friedrich's II. Tode ausführbare Finanzoperation anbahnen. Zuvörderst hielt er sich einige Tage in Braunschweig auf, dessen Herzog allem Anscheine nach berufen war, nach dem Tode Friedrich's II. in Preußen die erste Rolle zu spielen. „Dieser Fürst“, so schildert er ihn, „würde sicherlich selbst unter Leuten von Verdienst kein gewöhnlicher Mensch sein. Sein Aeußeres verräth Tiefe und Feinheit, sowie Neigung zu gefallen, die jedoch seiner an Strenge grenzenden Festigkeit keinen Eintrag thut. Seine Höflichkeit streift

an Ziererei; er spricht mit Bestimmtheit, ja in gewählten Ausdrücken, allein man merkt ihm ein wenig die Absicht an, und oft fehlt ihm das rechte Wort. Er versteht das Zuhören und weiß Antworten zu Fragen zu benutzen. Geschmackvoll und fein angebrachte Schmeicheleien gefallen ihm; übrigens ist er ungemein arbeitsam, unterrichtet und scharfsinnig. Wie geschickt auch sein erster Minister, Herr von Feronce, sein mag, der Herzog führt über Alles die Oberaufsicht und entscheidet in den meisten Fällen selbst. Sein Briefwechsel ist ungeheuer ausgebreitet, was er nur seinem persönlichen Ansehen verdanken kann; denn er ist nicht reich genug, um so viele Correspondenten zu bezahlen, und wenige Cabinete sind so gut unterrichtet wie das seinige. Alle seine Angelegenheiten sind auf das beste geordnet ... sein Land ist so frei als es sein kann, es ist glücklich und zufrieden, obwol die Kaufleute die Verschwendung seines Vaters zurückwünschen ... Ein wahrer Alcibiades, liebt er die Grazien und den Genuß; aber sie machen ihn von seinen Arbeiten oder Pflichten nie abwendig, selbst nicht von jenen, die ihm blos die Schicklichkeit auferlegt. In seiner Stellung als preußischer General übertrifft ihn niemand an kriegerischem Muthe, an Thätigkeit und Pünktlichkeit. Einen überlegenen Geist scheint es mir auch anzudeuten, nicht sowol daß er der Aufgabe jedes Tages, als daß die Aufgabe jedes Tages ihm genügt; sein höchster Ehrgeiz ist, sie tadellos zu vollbringen ... Alles wißbegierig umfassend und überall gefeiert, versteht er es, sich in Braunschweig seinen Angelegenheiten zu Liebe auf das emsigste zu langweilen. Gewiß, ein Mann seltener Art, aber zu verständig, um gescheiten Leuten Furcht einzuflößen." Dagegen faßt er aber, was er über Preußens nächste Zukunft in Braunschweig erfährt, in den Worten zusammen: „Es scheint, daß bei dem Thronfolger alle Anzeichen auf unheilvolle Schwäche deuten, und daß ihn die verdorbensten Menschen seiner Umgebung, den düstern Geisterseher Bischofswerder an der Spitze, täglich mehr in ihre Gewalt bekommen", und fügt später hinzu: „Kleinliche Intriguen, Kunstspielereien, Subalterne, die Garderobe, hauptsächlich aber die Mystiker und

Geisterseher, werden auf den neuen König den größten Einfluß üben."

Vom Herzoge auf das huldvollste entlassen und aufgefordert, mit ihm in Briefwechsel zu treten, machte sich Mirabeau in der zweiten Hälfte des Juli nach Berlin auf den Weg, wo natürlich die Krankheit des Königs und das Benehmen des Thronerben die allgemeine Aufmerksamkeit fast ausschließlich in Anspruch nahm. Eine Audienz ließ sich bei Friedrich II. nicht mehr erlangen; aber ein paar freundliche Zeilen aus Sanssouci brachten von der fortdauernden Gewogenheit desselben Kunde. An Herstellung des Königs war nicht mehr zu denken; doch benutzte Mirabeau ein paar Tage vorübergehender Besserung, um dem Prinzen Heinrich, der ihn eingeladen, in Rheinsberg einen Besuch abzustatten. „Bald aufgeblasen, bald aufgeregt" — dieses Bild entwirft er von Friedrich's II. Bruder — „kann er weder sein Gesicht noch seine ersten Bewegungen beherrschen; er ist falsch und kann sich nicht verstellen; reich an Ideen und Geist und nicht ohne Talent, hat er keine eigene Meinung. Kleinliche Mittel; kleinliche Entschlüsse; kleinliche Leidenschaften; kleinliche Absichten — Alles ist in der Seele dieses Menschen kleinlich, während sein Geist manchmal zu riesenhafter Höhe emporstrebt und an keine Regel sich bindet. Hochmüthig wie ein Emporkömmling, eitel wie ein Mensch, der auf Achtung kein Recht hat, kann er weder leiten noch sich leiten lassen. An ihm bewährt sich's, was nur allzu häufig vorkommt, daß ein kleinlicher Charakter die größten Gaben zu Grunde richten kann."

Kurz nach Mirabeau's Rückkehr von Rheinsberg starb Friedrich II. „Nun also", ruft er in einem Schreiben an Mauvillon aus, „ist einer der größten Charaktere, die je den Thron geziert, sammt einer der schönsten Formen zertrümmert, welche die Natur je hervorgebracht", und fährt fort: „Der Donnerstag hat uns ein höchst beachtenswerthes Schauspiel dargeboten. Alles war düster, Niemand traurig; Alles beschäftigt, Niemand betrübt. Auf jedem Antlitz malt sich Ermattung und Hoffnung; kein Bedauern, kein Seufzer, kein Lobspruch — dahin führen also so viel

gewonnene Schlachten, so viel Ruhm, dahin eine Regierung, die beinahe ein halbes Jahrhundert gedauert und so thatenreich war! Jedermann sehnte sich nach ihrem Ende, Jedermann wünscht sich dazu Glück. Als Prinz Carl starb, schluchzte man in den Straßen von Brüssel, und Prinz Carl besaß nur sehr mittelmäßige Talente — es ist also doch am besten gut zu sein. Nur der General Möllendorf zerfloß in Thränen, als er bei der Eidesleistung die Offiziere anredete. «Ihr habt», sprach er, «den größten der Könige, den ersten der Helden verloren; ich meinen Herrn, und, wenn ich so sagen darf, meinen Freund.» Diese Schilderung ergänzte er später durch eine Reihe anderer Züge, die, in vertraulichen Mittheilungen zerstreut, den kleinlichen Vorwurf, Mirabeau habe sich an Friedrich's Andenken durch vorlauten Tadel versündigt, schlagend widerlegen. „Friedrich's Krankheit", heißt es z. B. in einem nach Paris erstatteten Berichte, „Friedrich's Krankheit, die zehn Menschen getödtet hätte, hat 11 Monate gedauert, ohne Unterbrechung und fast ohne Milderung, seit jenem ersten Schlaganfalle, wovon er sich erholte, indem er, kaum zur Besinnung gekommen, mit herrischer Geberde Schweigen gebot. Viermal suchte die Natur diesen seltenen Organismus zu retten... und mit Recht läßt sich behaupten, daß der Schöpfer selber ihn zertrümmert, und daß die Natur eines ihrer schönsten Werke erst dann preisgegeben, als das Alter, die unaufhörliche Spannung der Seele und des Geistes während einer 46jährigen, durch Erschütterungen und Wunder aller Art bezeichneten Regierung, und die aufreibendste Krankheit völlige Erschöpfung herbeigeführt hatten." Und den Umstand erwähnend, daß Friedrich am Vorabend seines Todes zum ersten Male die Cabinetsgeschäfte zu erledigen vergessen, was mit Recht als Vorzeichen seines nahen Endes gedeutet worden, fügt Mirabeau bei: „Zwei Drittel der Berliner bemühen sich jetzt, zu beweisen, daß Friedrich ein gewöhnlicher Mensch war und Andern fast nachstand. O wenn seine blitzenden Augen, die seiner Heldenseele gehorchend, bald bezauberten, bald schreckten, sich wieder öffneten, müßten dann diese albernen Speichellecker nicht vor Scham vergehen?"

Am Tage der Thronbesteigung Friedrich Wilhelm's II. übergab ihm Mirabeau eine im folgenden Jahre durch den Druck veröffentlichte Denkschrift, worin er ihm in edler und kühner Sprache seine Herrscherpflichten vorhielt und manche treffliche Rathschläge ertheilte. „Sie sind König", redete er ihn an, „der Tag ist angebrochen, an dem Ihnen Gott das Schicksal mehrerer Millionen und die Macht anvertrauen wollte, auf Erden viel Gutes zu wirken oder großes Unglück zu stiften... Sie müssen gewöhnlicher Genüsse satt sein, Sie haben alle Freuden erschöpft, eine einzige ausgenommen — aber diese ist auch die größte und allein unerschöpflich. Sie war Ihnen versagt, jetzt ist sie in Ihrer Gewalt: Sie werden über das Glück der Menschen wachen." Sein Vorfahr, mahnt er den König, habe genug, vielleicht zu viel Schlachten gewonnen — ihm sei ein ebenso glänzender und reinerer Ruhm vorbehalten. Friedrich habe sich die Bewunderung der Menschen, aber nie ihre Liebe errungen: diese könne er sich im vollsten Maße erwerben. Ohne Friedrich's Größe, für die er überall Verehrung zeigt, zu nahe zu treten, warnt er dessen Nachfolger vor den Misgriffen, die jener theils durch seine Lage gedrängt, theils in einem allzu ausschließlichen Systeme befangen, sich zu Schulden kommen lassen, und zeigt ihm mit männlichem Freimuth die Wege, die er zu wandeln habe, um in der Geschichte einen ebenso erhabenen, aber weit beneidenswerthern Platz einzunehmen, als sein Oheim. „Wie schön ist Ihre Stellung!" ruft er ihm zu. „Welch' unschätzbare Vorzüge begleiten Sie auf diesen Thron, der Ihnen die Macht verleiht, Alles zu thun — eine Macht, die selbst für den, der sie besitzt, furchtbar ist. Großartige Anstalten, wichtige Reformen, die Wiedergeburt der Reiche können jedoch nur von unbeschränkten Monarchen ausgehen. O, sammeln Sie die Schätze, welche die Vorsehung auf Ihren Pfad streut; verdienen Sie den Dank des Armen, die Liebe des Volks, die Achtung Europas, die Segenswünsche der Weisen. Seien Sie gerecht, seien Sie gut, und Sie werden glücklich, Sie werden groß sein... Groß! Sie wünschen diesen Titel, aber Sie wünschen ihn aus dem Munde

der Geschichte, aus dem Munde der Zukunft, und werden ihn aus dem Ihrer Höflinge verschmähen, die Sie mit plumpen Schmeicheleien überhäufen und fortan noch mehr überhäufen werden. Thun Sie etwas, was der Sohn Ihres Knechts zehnmal des Tags besser verrichtet als Sie, so werden diese Höflinge sagen, Sie hätten etwas Außerordentliches geleistet. Folgen Sie Ihren Leidenschaften, so werden sie Ihnen Recht geben; vergießen Sie das Blut Ihrer Unterthanen in Strömen, besteuern Sie die Luft, so werden sie Ihnen Recht geben; rächen Sie sich, Sie, im Besitze solcher Macht, so werden sie Ihnen Recht geben... Sie haben Alexander Recht gegeben, als er im Rausche seinen Freund erdolchte; sie haben Nero Recht gegeben, als er seine Mutter tödtete." „Ihr Gewissen", sagt er weiter, „wird Ihr erster Richter sein; Ihr Volk, Europa und die Nachwelt wird dessen unfehlbare Aussprüche bestätigen. Sie bedürfen nothwendig ihrer Achtung. O, wie leicht können Sie dieselbe erwerben! Wenn Sie Ihre Pflichten unermüdlich erfüllen, ohne die Aufgabe eines Tages auf den andern zu verschieben; wenn Sie diese Pflichten mittelst umfassender und fruchtbarer Grundsätze zu vereinfachen und den Kräften eines einzelnen Menschen anzupassen wissen; wenn Sie Ihren Unterthanen so viel Freiheit einräumen, als sie ertragen können; wenn Sie jedes Eigenthum beschützen; wenn Sie nützliche Beschäftigungen erleichtern und den winzigen Unterdrückern Schrecken einjagen, die in Ihrem Namen die Menschen hindern möchten, ihren Vortheil da zu suchen, wo sie ihn finden können, ohne Jemandem zu schaden — dann wird Ihre Macht einstimmig gesegnet..."

Indem Mirabeau den König ferner warnte, nicht allzu viel zu regieren, da es ihm zieme, stets gut zu regieren, lenkte er dessen Aufmerksamkeit auf einige besonders erhebliche Punkte. Zuvörderst empfahl er ihm Abschaffung der militairischen Sklaverei und Gründung einer Pflanzschule für das Heer durch Errichtung einer Art Bürgerwehr, sowie Ausrottung des Vorurtheils, das den Soldatenberuf so hoch über den bürgerlichen stellte. „Dieses Vorurtheil", fügte er bei, „würde unter einem

schwachen Fürsten, den Ihre Dynastie so gut hervorbringen kann, wie jede andere, das Land und den Thron allen Stürmen prätorianischer Anarchie preisgeben." Ebenso müßten, sagt er, jene unsinnigen Vorrechte beseitigt werden, die hohe Staatsämter mittelmäßigen Menschen in die Hände lieferten und die Mehrzahl der Bürger einem Lande entfremdeten, wo sie nichts fänden, als Hemmnisse und Demüthigungen. „Mistrauen Sie", ruft er dem Könige zu, „jener Aristokratie, die für monarchische Staaten ein weit ärgerer Fluch ist, als für republikanische, und von einem Ende der Welt zum andern die Menschheit unterdrückt." Unter den einzelnen Maßregeln, die auf der Stelle ins Werk gesetzt werden könnten, hebt er hervor: Aufhebung des Unterschiedes zwischen adeligem und bürgerlichem Grundbesitz, Verleihung des Auswanderungsrechtes, Abschaffung des Lottos, Verbesserung der Rechtspflege, die schnell und unentgeltlich sein müsse, Errichtung von Arbeitshäusern, wo Jeder sich durch Arbeit seinen Lebensunterhalt erwerben könne u. s. w. „Seien Sie", sagt er, „der erste Monarch, in dessen Staaten Jeder, der arbeiten will, Arbeit erhält. Alles, was lebt, muß durch Arbeit Nahrung finden: dies ist das erste Gesetz der Natur, ein Gesetz, das jeder menschlichen Uebereinkunft vorhergeht und das Band jeder Gesellschaft bildet. Eine Regierung, die nicht darauf bedacht wäre, die Lebensmittel zu vervielfältigen, den Fleiß jedes Einzelnen von Schranken zu befreien und ihn die Früchte desselben ungestört genießen zu lassen — eine solche Regierung würde sich zur Urheberin und Theilnehmerin aller Verbrechen machen und einen Mord begehen, wenn sie einen Schuldigen strafte. Denn jeder Mensch, der sein Anerbieten, Arbeit um Nahrung zu tauschen, zurückgewiesen sieht, wird der natürliche und rechtmäßige Feind seiner Mitmenschen, und ist befugt, auf seine Faust gegen die Gesellschaft Krieg zu führen." Die durch Friedrich II. zur Herrschaft erhobenen fehlerhaften staatswirthschaftlichen Grundsätze ließen sich, meint Mirabeau, nur allmälig ändern, aber geändert müßten sie werden. Indem er ihre Nachtheile aufzählt und dem Könige empfiehlt, in solchen Angelegenheiten Kaufleute zu Rathe zu ziehen, fragt er:

„Hat Ihnen Friedrich reiche, mächtige und glückliche Staaten hinterlassen? Den Kriegsruhm und die Hülfsquellen des Schatzes abgerechnet, der sich verschwenden läßt, ist das Uebrige sehr schwach.“ Auf das geistige Gebiet übergehend, fodert er den König auf, unbeschränkte Glaubens- und Gewissensfreiheit zu gewähren, den öffentlichen Unterricht zu verbessern und auszudehnen, vor Allem jedoch die Presse ihrer Fesseln zu entledigen. Schmähschriften, behauptet er, seien gerade dort am häufigsten wo Censur bestehe; denn der Zwang hemme nur die ehrlichen Leute. „Lesen Sie, Sire“, fährt er mit einer an Posa's «Geben Sie Gedankenfreiheit» erinnernden Redewendung fort, „und lassen Sie in Ihren Staaten lesen: das Licht will von allen Seiten zu Ihrem Thron emporsteigen — sollten Sie die Nacht vorziehen?“

Diese beredte und eindringliche, aber, wie es in solchem Falle schicklich war, keineswegs ausführlich erörternde, sondern nur übersichtlich andeutende, von Gentz später als Vorbild benutzte Denkschrift mochte von Irrthümern nicht frei sein, und namentlich konnte der darin enthaltene Rath an Friedrich Wilhelm, einen Theil seines Schatzes in fremden Fonds anzulegen — womit Mirabeau wol französische meinte — Anlaß zu Verdächtigung geben; sie bleibt jedoch, trotz der Angriffe, die sie erfuhr, ein Zeugniß für die unabhängigen und großherzigen Gesinnungen, die ihren Verfasser beseelten. Jeder preußische Patriot, meint Dohm, habe sich über die edle Freimüthigkeit freuen müssen, womit in derselben wichtige Wahrheiten gesagt worden — ein Lobspruch, der die hämischen Kritteleien des dünkelhaften Schwätzers Zimmermann wol aufwiegt; auch drückte der König selber in einem freundlichen Schreiben seinen Dank dafür aus, freilich ohne sich den Inhalt besonders zu Herzen zu nehmen. Davon erhielt Mirabeau bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, und diese Enttäuschung, wenn es eine war, trug vielleicht Manches zu der Schärfe bei, womit er in den Berichten, die er nach Paris abstattete, schon Friedrich Wilhelm's erstes Auftreten schilderte. In diesen Berichten findet sich die großartigste Auffassung mit der feinsten Beobachtung, die sicherste Beurtheilung mit dem treffend-

sten Ausdruck gepaart, und es gesellt sich darin zur edelsten Begeisterung für alles Rechte, Große und Wahre die treueste Liebe für das Beste des Vaterlandes und der Menschheit. Und welche Fülle von Talent zeigt sich da entwickelt! Welches Leben, welche Thätigkeit und Regsamkeit, welche Darstellungsgabe, Uebersicht und Geistesgegenwart! Welche Fähigkeit, Alles zu durchblicken und bis auf den Grund zu erschöpfen! Ausgerüstet mit Allem, mit Kenntnissen, Lernbegier und Erfindungsgeist, mit Feuer und Beweglichkeit, mit Besonnenheit und unermüdlicher Kraft, steht Mirabeau als geborner Staatsmann da. Er kennt Alles und beurtheilt es scharf, wahr und genau: Militair und Finanzen, Handel und Verwaltung, Hofstaat und Landbau. Welche Einsicht in preußische und deutsche Zustände, fast so tief wie in jene des eigenen Vaterlandes! Was hat Mirabeau nicht Alles in seinem arbeitsamen Kopfe umhergewälzt! Welche Denkschriften abgefaßt, Verhältnisse behandelt, Menschen ergründet! Namentlich offenbart sich im Verkehre mit Letzteren seine persönliche Macht, eine Macht im vollsten Sinne des Wortes. Mit welch' physiognomischem Scharfblick durchschaut er sie, wie gewandt enthüllt er die geheimsten Falten ihres Herzens! Wie sprechend diese Reihe in flüchtigen Zügen hingeworfener Bildnisse von Leuten, die damals durch Anhang und Einfluß blendeten, deren innere Nichtigkeit aber Mirabeau, der Geschichte vorgreifend, so schnell und so richtig erkannte! Was in jenen Tagen den leidenschaftlichsten Widerspruch erfuhr, wie vollständig hat es nicht die Erfahrung bestätigt! Was ein Zimmermann, der einen Wöllner und einen Bischofswerder als Muster „sittlicher Erhabenheit" preist, Lästerung nannte und lästernd begeiferte, gilt es jetzt nicht sogar in den Augen der Nachkommen jener von Mirabeau mit so scharfem Griffel gezeichneten Schulenburg und Goltz, Werder und Wöllner, Marwitz, Nostitz, Prittwitz, und wie sie alle heißen, als traurige aber unbestreitbare Wahrheit? Und war es nicht ein prophetischer Geist, ein hochbegabter Seher, der schon damals den Schein durchdrang und den Schleier lüftete, der erst 20 Jahre später völlig weggezogen wurde?

In diesen Berichten Mirabeau's, die mit dem Werthe einer Geschichtsquelle allen Reiz geistreicher und unmittelbarer Anschauung verbinden, spielt natürlich der Nachfolger Friedrich's II. die Hauptrolle. Er spricht ihm Geist und Kraft, Beharrlichkeit und Arbeitsamkeit ab, schreibt ihm dagegen die Neigungen des epikurischen Schweines, und von allen Eigenschaften eines Helden blos den Stolz zu, der jedoch eher nach kleinlicher und spießbürgerlicher Eitelkeit schmecke. Besonders sei zu fürchten, fügt er bei, daß die allgemeine Verachtung, die sich der König bald zuziehen werde, ihn erbittere und selbst jene Art Gutmüthigkeit verscheuche, die er zeige. Man habe Unrecht, wenn man behaupte, daß Friedrich Wilhelm die Franzosen hasse; er hasse nichts, sowie er auch kaum irgend etwas liebe. Hege er gegen etwas heftigen Widerwillen, so seien dies die Leute von Geist, weil er glaube, daß man ihnen gegenüber durchaus Geist haben und sich auf Geist verstehen müsse. Nun hasse er aber das Eine, weil er sich dem Andern nicht gewachsen fühle und nicht wisse, daß nur Leute von Geist im Stande seien, denselben zu rechter Zeit zu verbergen. Im Charakter des Königs, sagt Mirabeau ein andermal, lägen drei Haupteigenschaften: Falschheit, die er für Geschicklichkeit halte; eine durch den leisesten Einspruch verletzbare Eigenliebe; endlich Geldsucht, die bei ihm weniger Geiz als Besitzgier sei. Das erste dieser Laster verleite ihn zum Mistrauen, denn wer aus Grundsatz täusche, glaube immer selber getäuscht zu werden. Das zweite bewege ihn, mittelmäßigen oder gemeinen Leuten den Vorzug zu geben. Das dritte sei hauptsächlich der Grund, warum er ein zurückgezogenes und ungeselliges Leben führe — ein Leben, das gerade die beiden andern Laster fördere. Im häuslichen Verkehre heftig und ungestüm, zeige er sich vor dem Volke undurchdringlich; für Ruhm im Grunde wenig empfänglich, suche er ihn fast nur in dem Anschein von Selbständigkeit, den er sich zu geben trachte. Mit auswärtiger Politik beschäftige er sich selten; Soldat sei er aus Ueberlegung, nicht aus Neigung; mit den Geistersehern endlich halte er es nicht aus Ueberzeugung, sondern weil er mit deren

Hülfe die Gewissen zu beherrschen und die Herzen zu erforschen hoffe ...

Eines solchen Königs würdig, fährt Mirabeau fort, seien die Vertrauten und Günstlinge, die er sich gewählt. Ein alter Graf (Lehndorf), süßlich wie Philint, willfährig zu allen Kuppeldiensten, ein schamloser Schmeichler, Angeber und Verleumder. Ein der Schule entlaufener Prinz (von Holstein-Beck), der seine Pfeife rauche, Branntwein trinke, nie wisse was er sage, aber immer mehr sage als er wisse, und stets bereit sei, vom Exercirplatz auf die Jagd, aus der Kirche ins Bordell oder zu einer Orgie zu eilen. Ein anderer Prinz (Friedrich von Braunschweig), berüchtigt durch sein Bemühen, seine Schwester und besonders seinen Schwager, den gegenwärtigen König, zu entehren; Wüstling unter einem König, der als Atheist verschrien worden, Schwärmer unter einem, der für einen Frömmler gelte, und Söldling der Freimaurerlogen; aus Grundsatz Unsinn schwatzend, und die Geheimnisse, die er erpresse, durch vertrauliche Eröffnungen erwidernd, die halb erlogen, halb unnütz seien. Eine Art verrückter Großsprecher (Grothaus), der Alles gesehen, Alles besessen, Alles gethan und Alles gekannt, vertrauter Freund des Prinzen von Wales, Günstling des Königs von England, vom amerikanischen Congresse zum Präsidenten ausersehen, unter der Bedingung, daß er Canada erobere, einzig und allein im Stande, die holländischen Angelegenheiten zu ordnen, Schriftsteller, Tänzer, Luftspringer, Läufer, Landwirth, Botaniker, Arzt, Chemiker, und von Profession preußischer Oberstlieutenant mit 700 Thalern Gehalt. Ein Minister (Graf Arnim), der träume statt zu denken, lächle statt zu antworten, erörtere statt zu entscheiden, Abends die Freiheit bedauere, die er Morgens geopfert, und zu gleicher Zeit auf seinen Gütern faullenzen und als Minister glänzen möchte. Ein regierender Fürst (der Herzog von Weimar), der sich für geistvoll halte, weil ihm bisweilen ein Wortspiel gelinge; für sinnreich, weil er sich den Anschein gebe, als ob er die witzigsten Einfälle unterdrücke; für einen Philosophen, weil er drei Dichter an seinem Hofe habe; für eine Art Helden,

weil er mit verhängtem Zügel Wölfe und Wildschweine jage. Von Wöllner, der nebst Bischofswerder den König bald ganz in seine Gewalt bekam, heißt es an einer andern Stelle, er gehöre zu den subalternen Vertrauten, besitze jedoch Geist und Schlauheit und kenne den Boden. Nachdem er den Geisterseher gespielt, so lange es Gunst eingetragen, sei er jetzt von dieser Schwärmerei geheilt, seit der König wenigstens verlange, daß man sie verheimliche. Thätig und arbeitsam, besonders aber unbedeutend genug, um keine Eifersucht zu erregen, scheine er täglich größern Einfluß zu erlangen, und vereinige alle Eigenschaften, um vorwärts zu kommen und seine Nebenbuhler aus dem Felde zu schlagen.

Ragte auch ein Mann wie Herzberg über den Haufen dieser von Mirabeau so unbarmherzig gegeißelten Augendiener und Ränkemacher weit empor, so gab er doch manche Blößen, die Letzterer um so weniger zu beschönigen geneigt war, als ihm der Minister nicht blos als politischer, sondern fast als persönlicher Widersacher entgegenstand. Herzberg, sagt er, besitze publicistische und archivarische Kenntnisse, weil er ein erstaunliches Gedächtniß habe, und verstehe Einiges von der Landwirthschaft; übrigens sei er aufbrausend und eitel, und sein Vortrag wie seine Auffassung mühsam und verwirrt. Das Gute, was Ruhm verschaffe, möchte er gerne thun, sei jedoch dessen nicht fähig; mehr rachsüchtig als gehässig, lasse er sich leicht von Vorurtheilen einnehmen und verschmähe dann selbst Schliche nicht, um Jemandem das Spiel zu verderben. Es fehle ihm endlich an Würde, persönlicher Anziehungskraft und raschem Ueberblick.

Daß Mirabeau aber nicht blos die Schattenseiten hervorzuheben beflissen war, zeigen die Lobsprüche, die er Männern wie Möllendorf und Struensee, selbst Görtz, spendet, sowie für seine Unparteilichkeit der Umstand spricht, daß er seine Landsleute keineswegs schont, wenn sie, was damals häufig der Fall war, in Deutschland ihre Anmaßung und Unwissenheit zur Schau trugen. So erwähnt er z. B. eines Herzogs de la Force, der in zahl-

reicher Gesellschaft den Herzog von Braunschweig gefragt, ob er gedient, und in Dresden, nachdem er das grüne Gewölbe besichtigt, sich an den Kurfürsten mit den Worten gewendet habe: „Recht schön, gnädiger Herr; wie viel haben Sie dafür bezahlt?" Ferner eines Prinzen von Poix, der dem Prinzen von Preußen einen Brief, den er für denselben mitgebracht, über den Tisch hin zugeworfen; endlich der beiden Custine, von denen er jedoch nur über den Vater den Stab bricht, während er über den Sohn das günstigste Urtheil fällt.

Ebenso scharfblickend wie die Personen musterte Mirabeau die Ereignisse, und deutete sie manchmal in wahrhaft prophetischem Geiste. Weit entfernt, das Genie Friedrich's II. und die Größe seines Werkes zu verkennen, sieht er letzteres doch unaufhaltsamem Verfalle zueilen, wenn ein gänzlicher Umschwung im Regierungssysteme es nicht rettet. Friedrich Wilhelm II. ist in seinen Augen schon gerichtet: dagegen weist er mit folgenden Worten auf dessen Nachfolger hin: „Es wird bald der Mühe werth sein, den Kronprinzen zu beobachten. Nicht nur weil sein Großoheim ihm die Nativität stellte, indem er sagte: «Er wird in meine Fußtapfen treten —» denn dadurch wollte Friedrich II. vielleicht blos seine Verachtung für den gegenwärtigen König an den Tag legen, sondern wegen aller jener Anzeichen, die man an ihm bemerkt — Anzeichen, die einen trefflichen, wenn auch nicht durch Anmuth verschönerten Charakter, etwas Linkisches, dabei aber Entschiedenes, etwas Ungeschliffenes, aber Geradsinniges verrathen. Er forscht überall nach dem Warum und begnügt sich mit keiner halben Auskunft; er ist strenge und hartnäckig bis zur Rohheit, wohlwollenden und gefühlvollen Regungen jedoch keineswegs unzugänglich; auch versteht er es schon, zu achten und zu verachten. Seine Abneigung gegen den Vater grenzt an Haß, und er gibt sich keine große Mühe, denselben zu verbergen, während er für den verstorbenen König eine fast bis zur Anbetung gesteigerte Verehrung empfindet und geflissentlich zur Schau trägt. Vielleicht ist dieser Jüngling zu großen Dingen bestimmt; wenigstens wären Diejenigen, welche in die Zu-

kunft blicken, nicht erstaunt, wenn sich an ihn irgend eine denkwürdige Umwälzung knüpfte."

Außer den Zuständen Preußens, die trostlos erscheinen — denn, ruft Mirabeau aus, welches Loos steht einem Lande bevor, das Pfaffen, Geisterseher und Metzen als gute Beute betrachten? — und den immer drohender sich gestaltenden Verwickelungen in Holland waren es vorzüglich die Unternehmungen und die Pläne Joseph's II., die Mirabeau's Aufmerksamkeit in Anspruch nahmen. Indem er irgendwo erwähnt, daß der Herzog von Braunschweig dem Kaiser keineswegs traue und, dessen Macht sowie dessen Umgebungen gewaltig fürchte, fügt er bei: „Es ist allerdings wahr, daß sein Mangel an Beharrlichkeit seine Projecte zerrütten und vereiteln, seine unverständige Lebensweise aber sein Ende beschleunigen muß; daß unter den Leuten von Einfluß, besonders beim Militair, keiner besonders hervorragt... allein große Männer erscheinen oft, wenn man sie am wenigsten erwartet, und erst die Ereignisse stellen sie an ihren Platz..." Namentlich richtet Mirabeau sein Augenmerk nach dem Osten, wo sich Joseph damals in ziemlich unfruchtbaren Versuchen abmühte, während seine Verbündete dem Zarthume täglich größere Erfolge errang. „Ich zweifle", schreibt Mirabeau, „daß man den Kaiser, wenn er nicht ganz ungeschickt ist, hindern kann, nach seinem Belieben bis zur Mündung der Donau vorzurücken; allein sobald er dies thut, wird er der natürliche Feind Rußlands, dem er zu nahe ans schwarze Meer käme — ein Conflict, der vielleicht die beiderseitigen Pläne vereiteln wird." Mit staatsmännischer Voraussicht die Wichtigkeit der Fragen erkennend, die auf jenem Schauplatze früher oder später zur Entscheidung kommen müssen, erbietet sich Mirabeau, als Kaufmann verkleidet, eine Reise dahin zu unternehmen, um die Hülfsquellen dieser Landstriche, die Stimmung ihrer Bewohner u. s. w. zu erforschen, und setzt an einer andern Stelle hinzu: „Denken Sie an Polen, ich beschwöre Sie darum. Was man dort gethan (und daß man nicht mehr genommen, geschah blos, weil man nicht mehr nehmen wollte), wird man noch einmal thun, selbst ohne Mitwirkung Rußlands, dieses

schlafenden Riesen, dessen Erwachen die Gestalt der Welt verändern kann.“ Ein Riesenprojekt Rußlands glaubt Mirabeau bei einem spätern Anlasse besonders hervorheben zu müssen, nämlich den Gedanken, von der Nordküste des kaspischen Meeres aus nach Indien zu dringen — ein Gedanke, der in der Folge nahe daran war, sich zu verwirklichen.

Diesen Berichten, die durch Vermittelung des Herzogs von Lauzun und des Abbé von Perigord an das Ministerium gelangten und zuweilen auch der Königin vorgelegt wurden, fügte Mirabeau manche Denkschriften bei, zu denen er mit unermüdlicher Thätigkeit — er beschäftigte fortwährend einen Secretair und mehrere Schreiber — den Stoff theils selber sammelte, theils durch seine Freunde sich zu verschaffen wußte. Auch unternahm er zu diesem Zwecke von Berlin aus mehrere Ausflüge, z. B. nach Dresden und Braunschweig, an welch' letzterem Orte er an Mauvillon den emsigsten Mitarbeiter hatte. „Köpfen wie den unsrigen“, schrieb er ihm einmal, „gewährt nur die Abwechselung in den Studien Erholung —“ und diesem Grundsatze treu, brachte er fast in jedem Briefe neue Gegenstände oder neue Gesichtspunkte zur Besprechung. Da die beiden Freunde gemeinschaftlich an einem umfassenden Werke über Deutschland arbeiteten, so waren es in diesem Zeitraume fast ausschließlich deutsche Verhältnisse, die erörtert wurden; Mirabeau faßte jedoch stets die Wechselwirkung zwischen Deutschland und Frankreich ins Auge, und mahnte Mauvillon, daß sie, Tacitus zum Vorbilde nehmend, „die Sitten der Deutschen Rom als Spiegel vorhalten müßten.“ Unter Anderem empfahl er der Aufmerksamkeit desselben den Einfluß, den die französischen Réfugiés auf die verschiedensten Lebenskreise in Deutschland geübt, und wies auf die, wie er sagte, von französischen Geschichtschreibern ganz übersehene Thatsache hin, daß die Deutschen in großartigem Handelsverkehre allen übrigen Völkern vorangegangen. Auch hob er unter den weniger bekannten Charakterzügen Friedrich's II. besonders hervor, daß derselbe eigentlich unter allen Königen am wenigsten aufs Kriegführen erpicht gewesen, sowie unter den geistigen Ei-

genschaften desselben, daß er, was er nicht in der ersten Viertelstunde begriff, sein Lebenlang nicht begriffen hätte, und daß ihm das richtig Erfaßte dunkel und unverständlich wurde, sobald er einige Zeit darüber nachdachte.

Das Verdienst, welches solchen Arbeiten zukam — denn in der That war Mirabeau der erste Franzose, der sich in dieser Ausdehnung mit Deutschland wissenschaftlich beschäftigte — und der Nutzen, den sie stiften sollten, tröstete ihn, wie er versicherte, über die Abweichung von seinen philosophischen Grundsätzen, die er sich, freilich in der besten Absicht, durch die Annahme der zweideutigen Stellung in Berlin zu Schulden kommen lassen. Sie gewährten ihm auch einigen Ersatz für die fruchtlosen und peinlichen Mühen, zu denen ihn diese Stellung nöthigte, sowie für die persönlichen Unannehmlichkeiten, welchen sie ihn aussetzte. Denn als unbeglaubigter Agent, von mancher Seite her geradezu als Spion verdächtigt und von dem französischen Gesandten in Berlin, dem steifen und widrigen Grafen d'Esterno, nicht nur nicht unterstützt, sondern vielfach gehemmt, sah sich Mirabeau gleich anfangs in der schwierigsten Lage, die ihm das Ministerinm, trotz seiner wiederholten dringenden Vorstellungen, auf keine Weise erleichterte. Klagen darüber kommen in seinen Briefen häufig vor; so schrieb er z. B. schon in den ersten Tagen des September an Mauvillon: „Sie sind sehr gütig, daß Sie sich um meine Lage und um den Zustand meiner Seele erkundigen. Letztere ist zu elastisch, um nicht vielen Erschütterungen ausgesetzt zu sein; aber aus Erschütterungen bestehen ja die Genüsse, und es könnte wol der Fall sein, daß, wer am meisten gelitten, auch am meisten genossen ... Und so peinlich auch meine Lage ist, ich biete ihr Trotz wie immer, wenn mir die Hoffnung, aus ihr Nutzen zu schöpfen, die Last verringerte ..." Welchen Anstrengungen er sich unterzog, und wie er sich dafür besonders in dem häuslichen Kreise schadlos hielt, den er um sich gebildet hatte, läßt sich aus folgendem Bruchstück der von Frau von Nehra hinterlassenen handschriftlichen Denkwürdigkeiten entnehmen. „Es ist unbegreiflich", sagt sie, „wie Mirabeau die Zeit

zu benutzen wußte. Oft legte er sich erst eine Stunde nach Mitternacht zu Bette, und setzte sich um fünf Uhr Morgens wieder zur Arbeit, und zwar mitten im Winter und noch dazu in einem so kalten Klima ohne ein anderes Kleidungsstück als einen leichten Schlafrock, ja sogar ohne seinen Diener aufzuwecken und sich von ihm Feuer anmachen zu lassen... Abends, wenn er nicht in Gesellschaft ging, unterhielt er sich wie ein Kind mit seinen Secretairen, und Alle suchten einander um die Wette Possen zu spielen. Mirabeau selber ward am meisten geschont, nicht als Hausherr, sondern weil er der stärkste war und die Uebrigen seine Püffe fürchteten. Er hatte einen Kammerdiener, Namens Boyer, einen gutmüthigen Burschen, aber ein Stück von einem Taugenichts, der eine Art Schattenspiel sammt Komödie ersonnen hatte, denen ich nun mit dem Kleinen zuweilen beiwohnte. Wenn dies geschah, kündigte ich es Morgens an: dann ordnete man die Scenen, deutsch oder französisch, und strich die allzu freien Stellen, zum großen Verdrusse Boyer's, der sich beschwerte, daß man seinen Stücken die Würze nehme. Hatte jedoch Mirabeau einmal gesagt: «Wahrt Eure Ohren, wenn Madame nicht zufrieden ist», so mußte man sich wol fügen."

Diesen Nachrichten dient zur Ergänzung, was Rahel mittheilt. „Als Mirabeau in Berlin war", erzählt sie, „sah ich ihn, in bürgerlichem Anzug, ganz das Ansehen habend wie die damaligen Hofleute seiner Nation; in einfacher Kleidung, die, obschon vornehmer Gesellschaftsrock, oder gar Courkleidung, doch schon sehr nach dem nachherigen englischen Anzug hinneigte: er trug ein leicht gekraust gepudertes Toupet, Haarbeutel, Schuhe und Strümpfe, und dazu passende Kleider, ohne Gold, Silber, noch Stickerei. Er hatte dunkle, lebhafte Augen, die mit starken Augenbraunen dennoch weich blickten; war pockennarbig und breiter, aber nicht feister Gestalt; er hatte das Ansehen wie Einer, der viel und mit Vielen gelebt hat; auch bewegte er sich mehr, als die Leute von seiner Klasse pflegen: denn er hatte nichts Kompassirtes; er zeigte sich in den gleichgültigsten und kleinsten Bewegungen seiner Person als sehr thätig und als

Einer, der Alles selbst untersucht, kennen lernt und ergründet; so gebrauchte er seine Lorgnette, und ich möchte sagen, sein ganzes Ich. Er ging in die deutsche Komödie, in die Coulissen; und brachte täglich seine Briefe selbst auf die Post, wo ich ihn zu halben und ganzen Stunden verweilen sah, während eine Dame und sein achtjähriger Sohn ihn im Wagen erwarteten. Mein Vater zeigte mir ihn als Nichts, als den Grafen Mirabeau; ich wußte gar nichts von ihm, und um so zuverlässiger traue ich meinem damaligen Urtheil: er machte einen guten Eindruck auf mich, obgleich er mir alt und nicht niedlich und hübsch vorkam, weil ich fast ein Kind war und nur blonde schlanke Menschen liebte... Er sah auch aus als Einer, der viel gelitten und discutirt hatte."

Die Stelle Dohm's, der diesmal nicht in Berlin war — in Lemgo, das Mirabeau auf der Durchreise berührte, hatte jener, wie sein Biograph Gronau erzählt, ihn vermieden, weil er dessen fast unwiderstehliche Zutraulichkeit fürchtete — füllte nun im engeren Kreise des Letztern der Minister Struensee aus, vorzüglich aber der berühmte Mathematiker Lagrange — ein erstaunlicher Mann, wie er ihn nennt, ebenso gut als groß — mit dem ihn bald die innigste Freundschaft verknüpfte. In einem Berichte, den er im November 1786 nach Paris erstattete, empfahl er diesen Gelehrten, der, Newton und Euler ebenbürtig, in Berlin nicht an seinem Platze und namentlich mit Herzberg unzufrieden sei, dem Ministerium auf das angelegentlichste und erwirkte dadurch dessen Berufung nach Frankreich. Dies war aber auch beinahe der einzige Erfolg, den ihm seine Sendung eintrug; denn sonst hatte er, die wissenschaftlichen Ergebnisse abgerechnet, nur allzu sehr Ursache, deren Unfruchtbarkeit zu beklagen. Das Ministerium ließ oft seine wichtigsten Anfragen unbeantwortet, seine dringendsten Vorstellungen unbeachtet, und aus Allem ging hervor, daß man seine Depeschen — von denen sich übrigens einige unter Calonne's Papieren uneröffnet vorgefunden haben sollen — wegen der Neuigkeiten und pikanten Anekdoten, die sie enthielten, nicht ungern las, daß man ihnen jedoch keine höhere Bedeutung

beilegte und ihnen nicht den geringsten Einfluß auf den Gang der Cabinetspolitik gestattete. Ebenso wenig berücksichtigte man die wiederholten Winke und ausdrücklichen Gesuche Mirabeau's, ihm einen diplomatischen Posten zu verleihen, auf dem er würdigere und nützlichere Dienste leisten könnte; ja, man knauserte sogar mit dem Gelde, und gab ihm dadurch Anlaß zu Beschwerden, die er sich wol erspart wünschen durfte. „Ist es wirklich der Mühe werth", fragte er den Abbé von Perigord, „daß ich einem so untergeordneten Zwecke wie der Neugierde meine Zeit, meine Neigungen, meine Kräfte und mein Talent opfere?... Ich habe in meiner Stellung wol Aufmunterung nöthig, sei es auch nur, um ohne Thorheit den Eingebungen meines Eifers folgen zu können. Ohne Thorheit; denn um nur vom gröbsten, aber auch handgreiflichsten aller Interessen zu sprechen... was trägt mir dies Alles ein? Nicht einmal Geld, denn ich verwende es ganz für die Sache selber und keineswegs zu meiner persönlichen Befriedigung. Daran läge mir nichts, wenn meine Zukunft gesichert wäre und ich keine Umgebungen hätte. Sie wissen, daß ich mir aus Geld nie etwas machen werde, wenigstens sobald ich welches habe. Allein was steht mir, was Jenen bevor, die sich mir angeschlossen? Habe ich Recht gethan, mein zwar stürmisches, jedoch durch Freuden, die keine menschliche Macht mir rauben konnte, so vielfach verschönertes Leben mit einer unfruchtbaren Thätigkeit zu vertauschen, die mir sogar die Genüsse Ihrer Freundschaft raubt?" Und nachdem er ungefähr sechs Monate in Berlin zugebracht, schrieb er an seine Committenten: „Ich könnte noch zehn Jahre hier bleiben und Ihnen doch, zwar neue Einzelheiten, aber kein neues Resultat melden. Der Mann (Friedrich Wilhelm II.) ist gerichtet, sammt seinen Umgebungen und seinem Systeme; keine Aenderung, keine Verbesserung ist möglich, so lange nicht ein Premierminister an die Spitze tritt. Wenn ich sage, keine Aenderung, so behaupte ich damit nicht, daß kein Wechsel in den Personen erfolgen werde. Allein Sand wird sich auf Sand häufen und Alles nur Sand sein, bis man nicht Pfähle einrammt, um den Grund zu legen. Was könnte ich

fortan hier thun? Nichts Nützliches; nun könnte mich aber nur ein sehr bedeutender und ganz unmittelbarer Nutzen bewegen, mir die große Unanständigkeit gefallen zu lassen, die in meiner amphibischen Stellung läge, wenn sie sich noch einige Zeit verlängerte. Wiederholt sei es gesagt, was ich kann, was ich verdiene, was ich werth bin, muß jetzt in der Meinung des Königs und seiner Minister feststehn. Kann und verdiene ich nichts, so koste ich zu viel; kann und verdiene ich dagegen etwas, und haben neun Monate — denn so viele werden bis zu meiner Rückkehr verstrichen sein — neun Monate einer sehr peinlichen, durch tausend Hemmnisse erschwerten Untergebenheit mich in den Stand gesetzt, einige Menschenkenntniß, einige Einsichten und einigen Scharfblick zu entwickeln — abgesehen von dem kostbaren Inhalt meiner Mappe — so bin ich's mir selber schuldig, eine passendere Stelle zu verlangen und einzunehmen, oder zu meinem Berufe als Weltbürger zurückzukehren, der mir Körper und Geist weniger ermüden und meinem Ruhme förderlicher sein wird. Ich erkläre also unverhohlen oder wiederhole es vielmehr, daß ich nicht länger hier bleiben kann, und fodere ausdrücklich die Bewilligung zur Rückkehr, mag man mit mir noch weitere Absichten haben oder mich mir selber zurückgeben wollen. Mein Herz hat nicht gealtert, und ist auch meine Begeisterung etwas gedämpft, so ist sie doch nicht erloschen. Dies habe ich heute erfahren: ich betrachte den Tag als einen der schönsten meines Lebens, an dem Sie mir die Einberufung der Notabeln melden, der ohne Zweifel der Zusammentritt der Nationalversammlung sehr bald folgen wird. Damit sehe ich eine neue Ordnung der Dinge beginnen, aus der die Wiedergeburt der Monarchie hervorgehen kann, und ich würde es mir zur größten Ehre rechnen, in dieser Versammlung, die ich anzubahnen so glücklich war, den Platz des letzten Secretairs einzunehmen."

Was Mirabeau in diesem Schreiben blos andeutet, nämlich daß der Gedanke zur Berufung der Notabeln von ihm ausgegangen, behauptet er in mehreren Briefen an Mauvillon mit Bestimmtheit, fügt indessen bei, daß, wenn er auch die Idee ge-

faßt und den Entwurf ausgearbeitet, dem Minister (Calonne) doch das Verdienst des Muthes und der Gewandtheit gebühre, die zur Ausführung nöthig gewesen. Wie dem auch sei, er sah sich durch diese Maßregel, die er freudigst begrüßte, eine neue Laufbahn eröffnet, und reiste, als ihn das Ministerium seinem Wunsche gemäß nach Paris berief, am 20. Jänner 1787 schleunigst dahin ab.

XXXIV.

„Die Zeitumstände sind so stürmisch" — mit diesen Worten beginnt Mirabeau ein paar Tage nach seiner Ankunft in der Hauptstadt die Schilderungen, welche er Mauvillon von der Lage der Dinge entwirft — „die Ereignisse kommen so unerwartet, daß ich alle meine Körper- und Geisteskräfte zusammennehmen muß, um in diesem Wirbel, der die stärksten Menschen von ihrer Bahn ablenkt, meiner selbst Meister zu bleiben." Da er nun die Berufung der Notabeln als einen großen politischen Act, als den Anfangspunkt einer neuen Aera betrachtete, so fühlte er sich durch das Mistrauen, womit man „diese Wohlthat", wie er sich ausdrückte, aufnahm, sowie durch die Leichtfertigkeit, womit man sie zur Zielscheibe von tausend Witzeleien machte, unangenehm berührt. „Ein wunderliches Volk", rief er aus, „das weder Gutes noch Böses anders aufnehmen kann als lachend!" Aber in diesem Falle wenigstens hatte das Volk nicht Unrecht; denn mochten auch die Notabeln selber den durch die Bemerkung, daß die Menschen, zum ersten Male versammelt, immer ehrlich seien, eingeleiteten Lobspruch Mirabeau's wirklich verdienen, und Thatkraft, Klugheit und umfassenden Ueberblick entwickeln, so erhielt er doch bald Gelegenheit, sich zu überzeugen, daß Calonne die Maßregel nicht nur als bloßes Auskunftsmittel ansah, sondern auch in der Ausführung völlig verpfuscht hatte. So konnte sie aber, auch wenn ihr ursprünglich nicht das Gepräge der Halbheit anklebte, nur verderblich wirken, und Mirabeau blieb nichts übrig,

als sich von dem Minister loszusagen, wenn er nicht in den Sturz desselben verwickelt werden wollte. Er sah sich dazu um so mehr aufgefodert, als Calonne sich ihm gegenüber mit seinem gewöhnlichen Wankelmuthe benahm, und große Lust zeigte, „die Citrone wegzuwerfen, obwol sie noch Saft enthielt." Ueber den Weg, welchen er unter solchen Umständen einzuschlagen am gerathensten fand, sowie über die Lage der Dinge und den Gang der Ereignisse im Allgemeinen, äußert er sich nun in einem Briefe an Mauvillon unterm 24. März folgendermaßen:

„Kaum nach Paris zurückgekehrt, wurde ich gewahr, daß nicht nur die Stelle, welche man mir kaum verweigern konnte" (die eines Secretairs der Notabeln, von Calonne dem mit ihm enge verbundenen Dupont verliehen), „schon besetzt war, sondern daß die Angelegenheiten eine so drohende Gestalt angenommen, die Unordnung in den Finanzen sich so schrecklich gesteigert, die Unzufriedenheit eine solche Ausdehnung gewonnen hatte, daß der Minister, überdies durch den bevorstehenden Tod des Herrn von Vergennes der einzigen Stütze beraubt, die ihm noch Halt geben konnte, nur auf seine persönliche Sicherheit, keineswegs aber darauf bedacht sein würde, die Nation zu organisiren und ihr eine Verfassung zu geben. Da ich also erkannte, daß diese Aufgabe andern Händen vorbehalten blieb, Calonne hingegen nur Phrasenmacher und nicht Mitarbeiter, nur Ränkeschmiede und Trabanten, nicht patriotische Gehülfen bedurfte, ich aber zu jenen Menschen gehöre, deren Geist und Talent nur der Stimme ihrer Ueberzeugung gehorcht, so bin ich bald zur Einsicht gelangt, daß ich hier ganz und gar nicht am Platze sei. Ich beschloß demnach, in die verlassene Laufbahn wieder einzutreten, und da mir für den Augenblick keine nützlichere Wirksamkeit eröffnet schien, in durchaus friedlichen und menschenfreundlichen Absichten, die durch das Vertrauen einiger holländischen Patrioten und die günstigen Gesinnungen der Prinzessin (Gemahlin des Erbstatthalters) gefördert wurden, mich um eine Sendung nach Nymwegen zu bewerben."

„Damit war jedoch dem Finanzminister keineswegs gedient.

Er hätte es lieber gesehen, wenn ich in Berlin geblieben wäre, statt nach Paris zu kommen, ohne ihm in seiner gegenwärtigen Verlegenheit beizustehen. Ja, er hätte, obschon mein Schweigen selbst in den Augen der öffentlichen Meinung verdächtig erscheinen mußte, mich weit eher zur vollständigsten Unthätigkeit verdammt, als mir auch nur den geringsten sichtbaren Antheil an Maßregeln gegönnt, deren Verdienst ihm die Nation in ihrem Unwillen rauben will, um ihm blos das Beschwerliche und Gehässige derselben aufzubürden. Ich sollte daher ihm dienen, oder gar nicht. Und da ihn sein Entschluß, den Stand der Finanzen zu veröffentlichen, den heftigsten Angriffen, den strengsten Nachforschungen aussetzte, so konnte man ihm nicht helfen, ohne die wunderlichsten und im günstigsten Falle eine mehrmonatliche Prüfung verlangenden Rechnungen, eine wahrhaft tolle Verwaltung und sehr gewagte Behauptungen und Zusagen zu vertheidigen... Dazu konnte ich mich um so weniger verstehen, als ich nicht fähig bin, etwas zu bekräftigen oder gar zu beweisen, das ich nicht glaube, und, um es gerade herauszusagen, die Ueberzeugung hege, daß der Ruf des Mannes der Sache am meisten schadet."

„Als mir daher der Finanzminister auf den Zahn fühlen ließ (denn während eines ganzen Monats hat er keinen Augenblick Zeit gefunden, mit mir von Geschäften zu reden), so lehnte ich jede Einmischung ab und verlangte, da ich mich, wenn ich in Paris blieb, einer solchen kaum enthalten konnte, die Erlaubniß, mich auf Reisen zu begeben."

„Von diesem Augenblicke an betrachtete mich der Herr Finanzminister, der mich durch unsere gemeinsamen Freunde und die Nothwendigkeit — als ob es jemals eine Nothwendigkeit gäbe, seinem Gewissen entgegenzuhandeln — in seiner Gewalt zu haben glaubte; er betrachtete mich, sage ich, als beseitigt und abgethan, und hat mich, indem er sein ausdrücklich gegebenes Wort brach, mich allen möglichen Verlegenheiten preisgab, meinen entschiedensten und natürlichsten Foderungen auswich und unsern gemeinschaftlichen Freunden, die ihm wiederholt vorstellten, daß es nicht gerathen sei mich zu reizen, zur Antwort gab: «Ich werde

Alles mit Geld in Ordnung bringen» — er hat mich durch dieses Benehmen, vorzüglich aber durch die zuletzt erwähnten Worte, die mir ein unsühnbarer Schimpf schienen, nicht nur aller Verpflichtungen gegen ihn entbunden, sondern mir auch allen möglichen Grund gegeben, zur Opposition überzutreten."

„Dies habe ich nicht thun wollen und nicht gethan, weil ich mir selber treu zu bleiben entschlossen war. Um es aber ganz zu sein, und weil ich die einzige, gewissermaßen volksthümliche Versammlung, die ich vielleicht erlebe, nicht vorbeigehen lassen wollte, ohne dem Gemeinwesen meinen Tribut darzubringen, so bemächtigte ich mich des Stoffes, der geübten Schriftstellern am fernsten liegt, und doch gerade jetzt einer Läuterung durch die Gewalt der öffentlichen Meinung am dringendsten bedurfte, und trat vor dem König und der Notabelnversammlung als Ankläger der Actienschwindelei auf... Das Buch, worin ich dies that, hat einen ungeheuern, einen beispiellosen Erfolg gehabt, den es als schriftstellerisches Werk gewiß nicht verdiente, vielleicht aber als ein dem Vaterlande geleisteter muthiger und würdiger Dienst. Die meisten Notabeln, die Vorsteher der Innungen und rechtschaffene Leute aus allen Ständen haben mich beglückwünscht und mir gedankt, und von den Schreibstuben der Notare an bis zu den Boudoirs der Schönen hat man mich überall gelesen und gepriesen. So vergingen 14 Tage, ohne daß die Regierung sich rührte; da erhielten plötzlich die zwei Hauptschwindler Befehl, Paris zu verlassen, ein dritter verlor ein ihm eben verliehenes bedeutendes Finanzamt, gegen mich aber wurde am gleichen Tage ein Verhaftsbefehl erlassen."

„Meine Freunde verlangten, ich sollte abreisen; ich weigerte mich jedoch lange und hätte nicht nachgegeben, wenn mir die Bastille bestimmt gewesen wäre. Allein es handelte sich um ein Staatsgefängniß in einer entlegenen Provinz, wo ich für den Staat verloren gewesen, und was meine eigene Person betrifft, bald vergessen worden wäre. Deshalb entfernte ich mich, um den Sturm austoben zu lassen, der, wie aus der Zögerung hervorgeht, blos das Ergebniß einer Hofintrigue ist, die durch an-

dere Intriguen genugsam durchkreuzt werden wird; denn mehr als zwei Drittheile des Ministeriums stehen auf meiner Seite."

„Nun befinde ich mich also auf einem Landgute bei Lüttich... durch meine eigene Schuld, werden Sie vielleicht sagen, im Glauben, daß in meinem Buche oder in meinem Benehmen irgend eine Unbesonnenheit oder Formverletzung, oder ein direkter Angriff auf den Finanzminister lag. Nun bin ich aber, wie Sie zugeben werden, bei kaltem Blute, und erkläre, daß ich keine Zeile ausstreichen würde. Der Name des Finanzministers kommt blos einmal vor, und zwar mit Lobsprüchen verknüpft; freilich werden jedoch die Hauptfehler seiner Verwaltung alle aufgezählt, als nothwendige Folgen des Actienschwindels; und die vier Seiten Prophezeiungen für den Fall, daß letzterem nicht ein Ende gemacht wird, sind für unterrichtete Leute eine treue Geschichte seines Ministeriums. Er mußte sich aber selber nennen, um sich beleidigt zu finden — erhoben ja doch die Actienwucherer und Parteigänger Necker's zuerst das Geschrei, dieses Buch sei auf Calonne's Befehl gegen Necker gemacht worden. Und wegen dieses Buches werde ich gestraft, und zwar am nämlichen Tage und noch strenger als die Elenden, die ich angeklagt und die das Land seit drei Jahren aussaugen!... Allein beklagen Sie mich nicht, denn dies wird vorübergehen, und ginge es auch nicht vorüber, so wäre ich doch ganz getröstet. Einer meiner Freunde sagte mir neulich: «Auf diesem Wege erwirbt man sich großes Ansehen, versperrt sich aber auch jede Aussicht.» „Darin liegt ein großer Widerspruch", entgegnete ich, „denn großes Ansehen umfaßt beinahe Alles; ich bestreite jedoch, was Sie behaupten, sogar in Ihrem Sinne. Der Mann, den Sie meinen, ist zu thöricht, um dauernde Erfolge zu erringen, die nur Beharrlichkeit, Charakterstärke und wahres Talent zu sichern vermögen. Und der Tag seines Sturzes oder der des Bankerotts, dem er Euch entgegenführt, wird offenbaren, wie tief er unter mir steht."

„Wie dem auch sei, davon können Sie überzeugt sein, daß ich vielleicht mehr gethan als nöthig, um meine Bürgerpflicht zu

erfüllen, daß ich jedoch nichts gethan, als was Ehre und Rechtschaffenheit gebot; denn sollte sich auch der Wunsch eingemischt haben, zu zeigen, daß man mich nicht ungestraft beseitigen dürfe, so läge darin meiner Meinung nach nichts Tadelnswerthes ..."

Bankerott oder Verfassung, es gebe keine andere Wahl, rief Mirabeau in dieser Schrift aus, die er unter dem Titel „Dénonciation de l'Agiotage au Roi et à l'Assemblée des Notables" dem Könige selber widmete, und legte damit den Finger in die klaffendste Wunde des Staats. „Wir sind kein Volk", fuhr er fort, „sondern blos ein Haufen von Ländern, die dasselbe Oberhaupt haben, einander aber fast ganz fremd, wenn nicht feindlich gegenüberstehen ..." und setzte hinzu: „So lange das Reich nicht durch eine geregelte Verfassung organisirt ist, werden wir blos eine aus verschiedenen schlecht verknüpften Ständen bestehende Gesellschaft, einen fast aller geselligen Bande entbehrenden Volkshaufen bilden, dessen einzelne Glieder nur ihren persönlichen Vortheil im Auge haben ..." Eine Verfassung hingegen, versichert er, werde an die Stelle der verheerenden Kämpfe der Selbstsucht den Gemeingeist setzen und dadurch die Wiedergeburt des Landes herbeiführen. Indem er nun den Actienschwindel vorzüglich dieser aus den mangelhaften politischen Zuständen entspringenden Selbstsucht zuschreibt, sieht er andererseits eine Hauptquelle, ja die eigentliche Grundursache desselben in dem „ungereimten" Systeme Necker's, die durch den Krieg gesteigerten Ausgaben mittelst fortwährender Anleihen ohne neue Auflagen zu decken, und knüpft daran seinen ersten öffentlichen Angriff auf diesen Finanzkünstler. In vertraulichen Kreisen hatte er sich über ihn schon längst tadelnd ausgesprochen und bereits im Februar 1779 aus dem Kerker von Vincennes an Sophien geschrieben: „Es ist gewiß, trotz aller schönen Redensarten politischer Empiriker, daß jedes Reich schlecht verwaltet ist, in dem man, statt an Tilgung der Staatsschulden zu arbeiten, sich mit Papierwucher, einzelnen Anleihen, Lotterien, Renten und andern untergeordneten Auskunftsmitteln behilft, die nicht auf das Hauptziel losgehen und das Uebel, nämlich das Besteuerungssystem,

nicht bei der Wurzel angreifen — jedes Reich endlich, in dem nicht feierliche und unverletzliche Gesetze den Schlund der Anleihen für immer schließen. Daraus folgt nicht, daß ich Herrn Necker's große Talente leugne oder verkenne; ich besorge nur, daß der Lobredner Colbert's den Bau beim Dach anfange, was bequemer und lockender, aber lange nicht so sicher ist..." Und in einem Briefe an Chamfort (vom 30. Dec. 1784) sagt er: „Man kündet hier (in London) ein großes, dreibändiges Werk von Necker an, mit seinem Gutachten über die Finanzverwaltung, und 18,000 Exemplare stehen im Begriffe, der ganzen Welt den Beweis zu bringen, daß Frankreich einen trefflichen Diener verloren, und daß der Diener darüber sehr böse ist. Was mich betrifft, so weiß ich nicht nur, was ich von seinen finanziellen Talenten und seinen ministeriellen Maßregeln halten soll, sondern bin auch eben mit einer Arbeit beschäftigt, die ihn nicht im schönsten Lichte zeigt. Daß er sein Vaterland im Stiche ließ, als er es leicht hätte retten können, ist ein häßlicher Flecken, der sich nicht verwischen läßt... Der Prahlhans schämte sich übrigens seines Vaters — ob dies einen großen Mann andeutet, mögen Sie selber beurtheilen. Dennoch kann sein Buch über die Finanzen gut sein. Wenn man die vier Species kennt, das Zeitwort haben abwandeln kann und fleißig arbeitet, ist man im Finanzfache Meister..."

Jetzt warf Mirabeau Necker vor, daß er sein finanzielles Talent nicht benutzt, um zweckmäßige Steuern ausfindig zu machen, wodurch die spätern lästigen Anleihen großentheils vermieden, das Deficit aber wenigstens um die Hälfte verringert worden wäre. „Welch' kindische Eitelkeit hat ihn verführt?" ruft er aus — „wie konnte er hoffen, verständigen Leuten zu verbergen, daß Aufschiebung der Steuern ihren Druck vergrößerte, und daß er, wenn er auch durch solche Aufschiebung sich selber den Ruf politischer Gewandtheit erwarb, seinen Nachfolgern die viel schwierigere und daher weit verdienstlichere Aufgabe hinterließ, jene Schulden zu zahlen, deren Anhäufung er sich zum Ruhme rechnete?" Herr Necker, versicherte er endlich, habe als

Schriftsteller ziemlich großes Verdienst, als Staatsmann hingegen sehr wenig.

Mirabeau hatte in seinem Buche, bei dem es ihm mehr auf die augenblickliche Wirkung als auf schriftstellerischen Erfolg ankam, die vorzüglichsten Papierspeculanten namentlich bezeichnet, entweder um ihnen Gelegenheit zu verschaffen, ihn als Verleumder gerichtlich zu belangen, oder seine Anklagen durch ihr Schweigen gerechtfertigt zu sehen. An der Spitze dieser Schwindler befand sich ein gewisser Abbé d'Espagnac, Domherr von Notre-Dame und Generalvicar, der, wie viele seiner damaligen Amtsbrüder, seinen Stand durch seinen Wandel schändete, und nunmehr, von Mirabeau im Angesichte der öffentlichen Meinung gebrandmarkt, von der Regierung mit einer, freilich allzugelinden Strafe belegt, und von seinem heimlichen Gönner Calonne preisgegeben, sich an seinem Widersacher durch eine jener Schmähschriften rächte, die nur ihre Urheber beflecken. Zum Werkzeug diente ihm ein früherer Freund Mirabeau's, der Akademiker Rulhière, der, treulich in die Fußtapfen seiner Vorgänger tretend, seine Feder in Schmutz tauchte, um den Mann, welchen er nicht widerlegen konnte, wenigstens zu beschimpfen. Sein „Considérations sur la dénonciation de l'agiotage" betiteltes Pamphlet, das von den gröbsten Schmähungen und Verleumdungen strotzt, ist von spätern Gegnern Mirabeau's vielfach ausgebeutet worden; allein Rulhière selber sah sich in der Folge zum Geständnisse gezwungen, daß derlei Schmähschriften ihren Zweck ganz verfehlen, wenn Der, dem sie gelten, sich nicht um sie bekümmert.

Eine solche Geringschätzung unwürdiger Angriffe fiel Mirabeau in diesem Falle um so leichter, als überall, wo Eigennutz nicht ins Spiel kam, zu Gunsten seiner Schrift weit spruchfähigere Stimmen laut wurden. Selbst der König erklärte, wenn der Graf von Mirabeau der Regierung Dienste leiste, so müsse dies wol mit jener Selbständigkeit geschehen, die er stets bewiesen; und seien auch seine Behauptungen, weil er eben nur ein Mensch und kein Gott, nicht alle unantastbar, so habe er sich im Ganzen

doch großes Verdienst erworben. Auch in Lüttich, wo er nun für kurze Zeit seinen Aufenthalt nahm, ward ihm die ehrenvollste Aufnahme zu Theil, und schon nach wenigen Wochen konnte er Mauvillon mit der Versicherung beruhigen, daß seine Angelegenheiten bald ins erwünschte Geleise kommen würden. Die Opposition schreie so laut, als man es in Frankreich könne; doch immer laut genug, um die Regierung, der seine Abwesenheit mehr Schrecken einjage als seine Gegenwart, und die ihn verwünsche, weil sie ihn nicht bestechen können, zu einlenkenden Schritten zu bewegen. Man habe ihm bereits Vorschläge gemacht, um ihn auf die diplomatische Laufbahn zurückzuführen, indem man wohl wisse, daß er da, mit seiner eigenen Aufgabe beschäftigt, sich wenig darum kümmern werde, ob die Minister die ihrige verpfuschen; auch sei man, und zwar mit Recht, überzeugt, daß er gegen Leute, die ihn angestellt, sowie gegen eine Regierung, die seine Dienste in Anspruch nehme, wenigstens nicht schreiben werde. Ueberdies hätten sich so viele Prophezeiungen bestätigt, die er auszusprechen im Falle gewesen, daß Herr von Montmorin, der im Norden ein drohendes Gewitter aufsteigen sehe, große Lust zu haben scheine, ihn auf die Vorposten zu stellen.

In der That ließ ihm Calonne in den ersten Tagen des April einen Brief zukommen, der gleich bezeichnend ist für den Charakter des Ministers wie für dessen Verhältniß zu Mirabeau. „Sie können", schrieb er ihm, „ganz ohne Gefahr nach Paris zurückkehren, wenn Sie nur einige Zeit nichts drucken lassen, was den Absichten der Regierung Nachtheil bringen könnte. Es wäre Ihrer unwürdig, dem Wohle des Staates Hindernisse in den Weg zu legen, um Ihre persönliche Rache zu befriedigen; ist es aber einmal gesichert, so wird dies in Ihren Augen ein Beweggrund sein, zu vergessen, was Sie als Beleidigung betrachtet haben mögen. Nicht ich habe den Befehl erwirkt, über den Sie sich beklagen. Der Abbé von Périgord und Dupont sagten mir Sonntags den 18. März, sie würden Sie in meinem Namen warnen, was ich ihnen lachend gestattete. Nun will ich dem Könige melden, daß ich Ihnen erklärt, Sie könnten ohne Besorgniß

zurückkehren. Obschon er die Art, wie Sie von einem Rathsbeschlusse gesprochen, sehr misbilligt hat, so ist er doch zu gerecht, um Sie allein strafen zu wollen, während Ihre Gegner Schutz suchten in der Größe ihres Vergehens und der Gefahr, die ein plötzliches Einstellen ihrer Geschäfte der ganzen Börse bringen würde. Morgen oder übermorgen werde ich Ihnen ausführlicher schreiben, und zwar gemeinschaftlich mit dem liebenswürdigen und trefflichen Abbé von Périgord. Wir denken nicht blos an Sie, sondern beschäftigen uns auch mit Frau von Nehra, um zu sehen, welche Rechte ihr die Verdienste und der Ruhm ihres Vaters verleihen könnten."

Dieses freundliche Entgegenkommen Calonne's, sowie das, wenngleich beschränkte Maß von Rücksichten, welches Mirabeau fortwährend gegen ihn beobachtete, hatte seinen Grund weniger in einer gewissen Aehnlichkeit des Charakters oder in der Ueberzeugung Beider, daß sie einander brauchten, als in ihrer gemeinsamen Abneigung gegen einen Dritten, der Einem wie dem Andern im Wege stand. In seinem Vorgänger Necker — denn in diesem Manne begegneten sich Calonne's und Mirabeau's Antipathien — sah und haßte Ersterer seinen vermuthlichen Nachfolger; Letzterer aber beneidete ihn vielleicht jetzt schon um seinen Ruf. Der Tadel, den er sich in einem Zeitpunkte gegen ihn erlaubt, da Necker's Ansehen in stetem Zunehmen begriffen war, hatte ihm vielfachen Widerspruch zugezogen, und dadurch fühlte er sich um so mehr veranlaßt, seine Angriffe auf denselben zu erneuern, als dessen Anhänger gerade jetzt Alles aufboten, um ihn wieder ins Ministerium zu bringen. Calonne hatte in seiner Anrede an die Notabeln Necker's berühmten Compte rendu auf mittelbare Weise Lügen gestraft und dadurch einen Kampf hervorgerufen, in dem der Vortheil keineswegs auf seiner Seite stand. Denn abgesehen von dem Gewichte, das die Gunst der öffentlichen Meinung in die Wagschale seines Widersachers legte, war es ungemein schwierig, sich mit dem genfer Banquier auf einem Felde zu messen, wo dieser so einheimisch war — nämlich auf dem Felde der Ziffern, die Calonne wol zu gruppiren, aber nicht

zu calculiren verstand. Nun kam ihm Mirabeau mit ein paar Schriften zu Hülfe, die, wenn sie auch das Urtheil des Publikums nicht umstimmten, doch die Aufmerksamkeit theilten, und zugleich ihrem Verfasser, was keineswegs zu verschmähen war, Anspruch auf das Wohlwollen des mächtigsten Nebenbuhlers erwerben konnten, den Necker außer Calonne am Hofe hatte. Eine dieser Schriften, ein an Lacretelle den ältern gerichtetes Sendschreiben „über die Verwaltung des Herrn Necker", erschien kaum einen Monat nach der „Dénonciation de l'agiotage" in Paris; die andere aber, unter ähnlichem Titel, veröffentlichte Mirabeau während seines kurzen Exils in Tongern bei Lüttich. In beiden überhäufte er Necker mit den heftigsten Vorwürfen, indem er gleich anfangs erklärte, man könne in Frankreich keine Wiedergeburt, nicht einmal Reformen bewirken, wenn man nicht die Personen ebenso wenig schone, wie die Dinge. Unter Anderem beschuldigte er ihn, durch seine Schriften und Umtriebe den Sturz Turgot's herbeigeführt zu haben, des einzigen Ministers, von dem Frankreich bis jetzt seine Verjüngung habe erwarten können, und legte ihm in Bezug auf Calonne ähnliche Ränke zur Last. Charakter und Talent seines Gegners machte er zum Ziele gleich erbitterter Angriffe. Indem er z. B. behauptete, daß Necker von den Grundsätzen der Besteuerung, des Staatscredits, der Anleihen nichts verstehe, rief er aus: „Anleihen machen, ohne Steuern aufzulegen, heißt eine Nation den Wucherern preisgeben, denn nur Wucherer leihen ohne Unterpfand; es heißt ein Volk über seine wahre Lage täuschen, und die Regierungen verblenden, indem man ihnen jene kostspieligen und verderblichen Unternehmungen, welche die Menschheit ins Unglück stürzen, als leicht ausführbar darstellt; es heißt endlich künftige Geschlechter mit der Bürde der Frevel eines Ministers belasten, der nur auf persönlichen Ruhm und augenblicklichen Erfolg bedacht ist... Leichtgläubiges Volk, eile ihn zu bewundern, denn deine Kinder werden ihn verfluchen!" Ersparnisse, fährt er fort, und die natürlichen Hülfsquellen des Landes könnten für die nöthigen Anleihen genug Unterpfänder darbieten; das eigentliche Unter-

pfand seien jedoch die Steuern, und diese beiden Uebel müßten stets Hand in Hand gehen.

Necker war in der Flugschrift, die er in den letzten Tagen des April veröffentlichte, um Calonne's Behauptungen zu widerlegen, über die Einwürfe gegen sein System ziemlich flüchtig hinweggegangen, und veranlaßte dadurch Mirabeau zu der beißenden Bemerkung: „Ich frage aufmerksame Leser, ich frage Alle, die sich dem Wahne des Tages, dem Sectenschwindel zu entziehen wissen und noch zugeben, daß man Gott, Staat und König lieben kann, ohne Herrn Necker anzubeten, ob er dem Kampfe nicht offenbar ausgewichen, ob er nicht, so weit dies möglich, die Theorie der Anleihen ohne Auflagen preisgibt. Oder sollen vielleicht sein Charakter und seine Tugenden auch seiner Theorie zum vollgültigen Beweise dienen, wie seinen Berechnungen? Dies war das Verfahren aller Sectenstifter: sie beweisen ihre Sendung durch ihre Wunder, und ihre Wunder durch ihre Sendung.“ Dazu fügt er im Laufe seiner zweiten Schrift folgende Charakterschilderung Necker's, die, obschon verzerrt und allzu grell gefärbt, in einzelnen Zügen der Wahrheit ziemlich nahe kommt: „Wollt ihr die eigentliche Ursache der großen Aufregung wissen, welche dieser Mann hervorbringt, der sein Publikum und seine Bühne so gut kennt? Wollt ihr das Geheimniß des Einflusses enthüllt sehen, den er ausübt, nicht auf das Volk, nicht auf die fanatischen Trabanten der Fama, nicht auf die Geschäftsleute, sondern auf die Minister, welche die gesetzliche Gewalt des Königs aufrechtzuhalten verpflichtet sind, auf die Großen, die er gedemüthigt, die Höflinge, die er vor den Kopf gestoßen, ja sogar auf Jene, welche die Opfer der heimlichen Umtriebe dieses emsigen und düstern Verschwörers waren oder sein werden, der von Angebereien und Mistrauen lebt, und dessen unersättlicher Ehrgeiz und plumper Stolz einem andern Ehrgeize oder Stolze nie das geringste Zugeständniß machten?... Seine Talente sind mittelmäßig, seine Moral ist mindestens zweideutig, seine Gemüthsart gehässig, seine Manieren abstoßend: alle Welt fürchtet und Niemand liebt ihn... Worin besteht also sein

Zauber? Darin, um es mit einem Worte zu sagen, daß er Charakter hat... Richelieu, Cromwell, darin bestand auch eure Macht: einer von euch knechtete sein Vaterland, der andere opferte seinen König — rachsüchtig und unversöhnlich wie jener, hart, fanatisch und schwarzgallig wie dieser, würde Necker, wenn er zur Gewalt zurückkehrte, das Land den schrecklichsten Wechselfällen preisgeben..."

Diese Erörterungen, worin Mirabeau, wie er an Mauvillon schrieb, seine ganze Kraft als Dialektiker und Rechner, und seine ganze Bosheit zusammennahm, um zu beweisen, daß Necker ein sehr schlechter Finanzmann, ja daß er ein bloßer Charlatan sei, schloß er mit einem Aufrufe an den König und die Notabeln, sich den „ehrgeizigen Fremdling" vom Leibe zu halten, der keine einzige Probe wahrhaften Talents gegeben, und dessen Misgriffen die nunmehr herrschende Verwirrung größtentheils zuzuschreiben sei... Und ein merkwürdiges Zusammentreffen der Umstände war es ohne Zweifel, daß an demselben Tage, an welchem er diesen Aufruf erließ (1. Mai 1787), Necker trotz aller Bemühungen seiner Anhänger übergangen, und an Calonne's Stelle der Erzbischof von Toulouse, Brienne, zum Finanzminister ernannt wurde.

XXXV.

Auf Mirabeau's Pläne und persönliche Stellung mußte diese Wendung der Dinge nothwendig bedeutenden Einfluß üben. Calonne, der sich ihm gegenüber schon so viele Blößen gegeben, hätte sich, um ihn wenigstens zum Schweigen zu nöthigen, früher oder später alle seine Bedingungen gefallen lassen müssen; der Nachfolger desselben aber hatte, selbst wenn er sich seiner bedienen wollte, in diesem Augenblicke an ganz andere Dinge zu denken. Ueberdies fühlte sich Mirabeau durch die Lauigkeit, welche die Notabeln in seiner Angelegenheit bewiesen, sowie durch ihr Benehmen gegen Calonne, den sie, sagte er, nicht dem Vaterlande, sondern der Geistlichkeit zum Opfer dargebracht,

zwar nicht entmuthigt, aber geärgert, und hatte keine Lust, „abermals den Decius zu spielen". Je mehr man glaube, schrieb er an Mauvillon, daß er zu etwas tauge und mindestens eine Ideenumwälzung hervorzubringen im Stande sei, desto eher müsse er sich für eine Zeit aufsparen, wo er wesentlichen Nutzen stiften könne, und zwar blos durch das Gewicht seiner Unabhängigkeit und ohne sie zu gefährden, da er sie immer in der Mappe trage. Trotz der günstigen Meinung, die er von Brienne hegte, der ihm viel Talent und Beharrlichkeit zu besitzen schien — ein Urtheil, das mit der Aeußerung Hume's, der Erzbischof von Toulouse sei der einzige Mann in Frankreich, welcher zum Minister tauge, in überraschendem Einklange steht — trotz dieser günstigen Meinung beschloß er also, für einige Monate vom Schauplatze abzutreten und seine Muße der Vollendung jener wissenschaftlichen Arbeiten zu widmen, zu welchen er in Deutschland den Stoff gesammelt, und von denen er die vortheilhafteste Rückwirkung auf seine politische Stellung erwartete.

Bevor Mirabeau diesen Vorsatz zur Ausführung brachte, kehrte er für ein paar Wochen nach Paris zurück, theils um sich von der Lage der Dinge durch den Augenschein Kenntniß zu verschaffen, theils um seine persönlichen Angelegenheiten in Ordnung zu bringen. Der gegen ihn erlassene Verhaftsbefehl war zwar noch nicht förmlich zurückgenommen, indessen gelang es der Frau von Nehra die Schwierigkeiten zu beseitigen, welche daraus entspringen konnten. In allen solchen Verlegenheiten stand sie ihm mit einer Gewandtheit und Hingebung zur Seite, wie sie nur Frauen zu entwickeln vermögen, wenn Liebe sie anspornt; besonders aber machte sie sich dadurch um ihn verdient, daß sie ihn der peinlichen Beschäftigung mit den Sorgen des Hauswesens überhob. Denn während er die verwickeltsten Finanzfragen erörterte, bekümmerte er sich um den Zustand seiner eigenen Börse nicht im Geringsten, und nahm sich die Leere des Staatsschatzes zu Herzen, während es in seiner Kasse daheim noch weit bedenklicher aussah. Und so beschränkt auch seine Mittel sein mochten, er konnte es nie über sich gewinnen, statt seiner Hoffnungen sei-

nen Besitz als Maßstab seines Aufwandes anzunehmen. Indem er z. B., zur dritten Reise nach Deutschland sich anschickend, Mauvillon ersuchte, in Braunschweig einige Vorbereitungen zu treffen, bemerkte er ihm, daß er monatlich nicht mehr als dreißig bis vierzig Louisd'or auszugeben wünsche, und fuhr fort: „Ich werde Frau von Nehra mitbringen, denn abgesehen davon, daß das Blut, welches die Natur in meine Adern gegossen, es mir unmöglich macht, drei Monate ohne Frauen zu leben, und die Eurigen, auch wenn sie mir Mitleiden schenkten, mir viel zu viel Zeit und Mühe kosten würden, ist sie eine so liebenswürdige Gefährtin, daß sie mein Leben vielfach verschönert... Ich werde also sie mitbringen, ferner ihre Kammerfrau, einen Secretair, einen Kammerdiener, noch einen Diener und eine deutsche Wärterin für meinen Knaben, die deutsch und französisch spricht, ein Vortheil, den ich ihm nicht entziehen möchte..."

Mit einem Theile dieses Gefolges, denn Frau von Nehra war bereits unterwegs, trat nun Mirabeau in den letzten Tagen des Mai 1787 seine dritte Reise nach Deutschland an. Durch das filzige Benehmen der Minister, die ihm nicht einmal seine von der früheren Sendung herrührenden Vorschüsse vergüteten, zu guter Letzt noch empfindlich gekränkt und um manche Hoffnung ärmer, konnte er sich nicht enthalten, von Straßburg aus an seine Freundin folgende Zeilen zu richten, die eine, ihm sonst ziemlich fremde Wehmuth athmen: „Als ich die prächtigen Gefilde durchwanderte, welche Straßburg umgeben, und von der Höhe von Saverne meine Blicke über die zauberische Landschaft schweifen ließ, die sich dort ausbreitet, da fühlte ich, daß der Satan, wenn er mich versuchen wollte, sich wol hüten würde, mich auf einen hohen Berg zu versetzen. Der Ehrgeiz war aus meinem Herzen verbannt, und ich seufzte: „O welches Glück, der Menschen und Dinge müde, hier seinen Garten zu bauen und nur für seine Freundin und sein Kind zu leben!"

Außer dem Hauptwerke, das Mirabeau gemeinschaftlich mit Mauvillon an Ort und Stelle vollenden wollte, hatte ihn schon während seines frühern Aufenthaltes in Deutschland vorzüglich

eine Arbeit beschäftigt, zu der ihn Dohm angeregt zu haben scheint, während Mauvillon ihm dabei thätigst an die Hand ging. Es handelte sich nämlich darum, Friedrich Wilhelm II. zu bestimmen, einige Maßregeln zu Gunsten der Juden zu treffen, und Mirabeau, der diesen Gegenstand bereits in seiner letzten Unterredung mit Friedrich dem Großen zur Sprache gebracht, hatte zu gleichem Zwecke eine Denkschrift verfaßt, um, wie er sich ausdrückte, den Verstand des Fürsten zu ermuthigen und seine Eigenliebe aufzustacheln. Diese Denkschrift, einige Notizen, die ihm Mauvillon lieferte, hauptsächlich aber Dohm's Werk „Ueber die bürgerliche Verbesserung der Juden", legte er nun einem Buche zum Grunde, das schon im November 1786 vollendet war, jedoch erst im Laufe des folgenden Jahres erschien. Unter dem Titel „Sur Moses Mendelssohn, sur la réforme politique des Juifs, et, en particulier, sur la révolution tentée en leur faveur, en 1753, dans la Grande-Bretagne" zerfällt es, die der früher erwähnten Polemik mit den Anhängern Lavater's gewidmete Einleitung abgerechnet, in vier Abtheilungen, wovon die erste eine kurze Lebensgeschichte Mendelssohn's, die zweite Erörterungen über die Emancipation der Juden, die dritte Nachweise über deren Stellung in Großbritannien, die vierte endlich die Widerlegung einiger von Michaelis und Andern erhobenen Einwürfe enthält. Mirabeau behandelt darin nicht nur die Hauptfrage mit gewohnter Klarheit und eindringlicher Beredsamkeit, sondern weiß auch, wie er dies in allen seinen Schriften zu thun pflegt, die Aufmerksamkeit manchem anziehenden Nebenpunkte zuzuwenden. Namentlich entwickelt er im ersten Abschnitte eine unter den Franzosen jener Zeit gewiß seltene Kenntniß deutscher Sprache und Literatur, und bemüht sich, seine Landsleute für das Studium derselben zu gewinnen. Indem er die Vortheile auseinandersetzt, welche die Kunde fremder Sprachen im Allgemeinen gewährt, gibt er den Franzosen zu bedenken, daß sie sich auf diesem Gebiete um so mehr anzustrengen hätten, als sie durch den Schulunterricht nur in eine der großen europäischen Sprachfamilien eingeführt würden. Die große Verbreitung ihrer eigenen

Sprache könne dafür keinen Ersatz leisten, ja sie diene vielmehr nur dazu, diese schädliche Einseitigkeit zu fördern. Wende man ein, daß die guten Bücher übersetzt würden, so müsse er gerade das Gegentheil behaupten, und besonders Deutschland dürfe man nicht nach den Uebersetzungen beurtheilen, die von deutschen Büchern im Umlauf seien. „Jener beharrliche Fleiß", fährt er fort, „jene emsige Geduld, die das eigenthümliche Kennzeichen des deutschen Charakters sind und fast alle der Menschheit wahrhaft nützlichen Erfindungen zwischen Rhein und Donau an den Tag treten ließen; die glückliche Eintheilung Deutschlands in eine große Zahl von Staaten, deren Selbständigkeit ersetzt, was ihnen an Freiheit mangelt; vielleicht auch die lächerliche, aber heilsame Thorheit, womit die meisten deutschen Fürsten und daher auch ihre Höfe die Landessprache vernachlässigten, ja verachteten, so daß diese Geringschätzung der volksthümlichen Schriftsteller eine Art Preßfreiheit begründete — alle diese Umstände haben bewirkt, daß die Deutschen in alle Wissenschaften tief eingedrungen sind, und sogar Dinge drucken, die man in freieren Ländern, England ausgenommen, kaum zu veröffentlichen wagen würde. Ihre Bücher über strenge Wissenschaften, über Moral, Staatswirthschaft u. s. w., ihre gelehrten Zeitschriften, Abhandlungen und Sammlungen von jeder Art muß man daher zu Rathe ziehen können, allein gerade dieses Gebiet ist uns fast so fremd wie die unbekannteste Literatur. Da trifft man Schätze von Wissen und Gelehrsamkeit, richtiges Urtheil, die genauesten Beschreibungen, die vollständigsten Erörterungen. Da könnten wir, um auf ein Verdienst überzugehen, für das wir sehr empfänglich sind, dessen Werth sich nicht bezweifeln läßt, und das wir offenbar besitzen, weil es uns noch niemand streitig gemacht — da könnten wir also unbekannte Stoffe, gesunde Ideen, genaue Resultate finden, die, von uns geschickt geordnet und geschmackvoll eingekleidet, die Zahl der Vorbilder vermehren würden, die wir Europa in der Kunst, gute Bücher zu verfassen, geliefert haben..."

Als Zierden dieser deutschen Literatur nennt Mirabeau seinen Landsleuten neben Mendelssohn vorzüglich dessen Lehrer und

Freunde, Lessing und Kant. „Lessing“, sagt er, „Gelehrter, Dichter, Philosoph in einer Person, und in allen diesen Eigenschaften ausgezeichnet, scheint einer der umfassendsten Geister des Jahrhunderts gewesen zu sein. Sein erstaunliches Gedächtniß, seine ungeheure Belesenheit, seine auf alle Fächer sich erstreckenden Kenntnisse, seine unermüdliche Thätigkeit haben kaum jemals ihres Gleichen gefunden. Er verband mit dem Muthe des Zweifels die emsigste Forschergeduld, und niemand war in der Geschichte der Wissenschaften und der Gelehrten, also in der Geschichte der menschlichen Ideen, erfahrener als er. Bei ihm machten sich Gedächtniß und Gelehrsamkeit nicht auf Kosten der Urtheilskraft oder der Eigenthümlichkeit geltend, und während ihm der unerschöpfliche Reichthum seines Wissens Alles zu Gebote stellte, was über irgend eine Frage gesagt worden, begegnete es ihm selten, daß er keinen neuen Gesichtspunkt ausfindig machte, aus dem sie sich betrachten ließ.“ Kant aber rühmt Mirabeau als einen der tiefsten Denker, den Europa hervorgebracht, und fügt bei, nachdem er dessen Hauptwerke übersichtlich berührt, daß er zu jenen auserwählten Geistern gehöre, deren Arbeiten der ganzen Menschheit zu gut kommen.

Bezeichnend für Mirabeau's ganze Denkweise, sowie maßgebend für das hohe Ziel, das ihm bei seiner literarischen Wirksamkeit vorschwebte, ist endlich die Anrede, welche er in der Einleitung an die Schriftsteller richtet. „O“, ruft er aus, „wenn sie sich dem edlen Berufe, Nutzen zu stiften, redlich widmeten! wenn sie den Muth hätten, «Freundschaft, soweit es die Wahrheit erlaubt», zum Wahlspruch zu nehmen! wenn ihre unbändige Eigenliebe sich selber überwinden und kleinliche Ruhmsucht ächter Würde aufopfern könnte! wenn sie, statt sich untereinander zu erniedrigen, zu zerfleischen und ihren Einfluß gegenseitig zu vernichten, ihre Bestrebungen vereinigten, um ehrgeizige Usurpatoren, betrügerische Verführer, boshafte Ränkeschmiede, feile Miethlinge zu entlarven; wenn sie, das ehrlose Handwerk literarischer Klopffechter verschmähend, sich als treue Waffenbrüder verbänden zum Kampfe gegen Vorurtheil, Lüge, Marktschreierei,

Aberglauben und Tyrannei jeder Art — dann braucht es kein Jahrhundert und die Welt bekäme eine andere Gestalt!"

Das Hauptunternehmen jedoch, dem zu Liebe Mirabeau sich zum dritten Male nach Deutschland begab, war das umfassende Werk „Ueber die preußische Monarchie unter Friedrich dem Großen", zu dem er den Plan schon vor einigen Jahren entworfen, und das er nun, unterstützt von Mauvillon, den er für seine Mühe reichlich entschädigte, während eines dreimonatlichen Aufenthaltes in Braunschweig vollendete. Seinem Grundsatze treu, daß man bei solchen Arbeiten nur die gedruckten Materialien, diese aber auch alle, kennen müsse, hatte er auf Herbeischaffung des Stoffes den größten Fleiß verwendet, und nicht nur, was über den Gegenstand bereits im Umlaufe war, auf das emsigste gesammelt, sondern auch zu manchen verborgenen Quellen sich den Zutritt gebahnt. Friedrich Wilhelm II. selber ließ ihm, von seinem Projecte unterrichtet, einige nicht unwichtige Actenstücke zukommen, ohne auf die gehässigen Einflüsterungen jener lichtscheuen Pseudostaatsmänner zu achten, die ihm eine solche Veröffentlichung als gefährlich darzustellen suchten. Was Mirabeau auf diese Art, nicht ohne bedeutende Kosten, zusammenbrachte, theilte er, nebst seinen eigenen Ansichten, Mauvillon mit und bezeichnete ihm zugleich die Hauptpunkte, welche er erwogen, die Richtung, welche er eingeschlagen zu sehen wünschte. Sobald ein Abschnitt fertig war, sandte ihm Mauvillon denselben zu, worauf er darüber sein Urtheil aussprach, Zusätze beifügte, Verbesserungen andeutete und seinen Mitarbeiter zu weitern Forschungen ermunterte. Diese Methode mußte um so eher zum Ziele führen, als beide Freunde in ihren politischen Grundsätzen auf das innigste übereinstimmten. Beide waren, sagt Dohm, der ihnen gleich nahe stand, begeisterte Freunde der Volksfreiheit, die sie jedoch in einer gemäßigten Monarchie am besten gesichert glaubten, und verabscheuten die Gräuel der Pöbelherrschaft ebenso sehr wie die Willkür eines einzelnen Despoten oder den Druck von Aristokraten. Auf dem Gebiete der Staatswirthschaft hielten beide die allgemeine Einführung des physiokratischen Systems für das wirksamste Mittel,

um den Wohlstand der Völker zu befördern, und jede Abweichung von demselben schien ihnen eine Verletzung der Gerechtigkeit und ein Unglück für die Menschheit. Beide betrachteten den Krieg als eine große Thorheit, deren Fortdauer unumstößlich beweise, daß die Menschen noch auf einer niedern Stufe der Bildung ständen; dabei liebten aber beide die Wissenschaft der Kriegführung und bewunderten jedes Talent, das sich auf diesem Felde hervorgethan. Endlich waren beide überzeugt, daß unbegrenzte Freiheit der Gedankenäußerung eine nothwendige Bedingung sei, um die Welt einem höhern Grade der Bildung und Aufklärung zuzuführen. Beide suchten gleich aufrichtig die Wahrheit und schreckten vor keiner Idee zurück, so kühn sie auch sein mochte; vielmehr verfolgten sie dieselbe, wohin sie auch zu führen schien, mit strengster Consequenz.

Dieses Verhältniß wechselseitiger Anregung und Belehrung, dieses enge In- und Aufeinanderwirken, dessen wichtigstes Ergebniß das Werk „Ueber die preußische Monarchie" war, haben beide Freunde selber am deutlichsten bezeichnet, indem sie es als eine Art geistiger Ehe darstellen. „Wir können nur vereinigt eine Macht bilden", schreibt Mirabeau an Mauvillon, „vereinzelt aber sind wir kraftlos und schwach — hat ja doch Gott gewollt, daß man ganz allein nicht einmal ein Kind zeugen kann." Und Mauvillon versichert, nicht nur die Idee zu dem Werke sei in dem Kopfe des Erstern entsprungen, sondern derselbe habe sich auch, nachdem der Keim in der Seele seines Freundes zur Frucht gereift, des Sprößlings mit wahrer Vaterzärtlichkeit angenommen und ihn auf das sorgfältigste ausgestattet, um ihn der Welt in vortheilhaftem Lichte zu zeigen. Deshalb habe sich Mirabeau auch das Verdienst des Unternehmens mit Recht zuschreiben können, und wer ihm den Vorwurf machen wolle, daß er sich dabei mehr zugeeignet, als ihm gebührt, dem lasse sich erwidern, daß er nur Zeit und genauere Kenntniß der Landessprache bedurfte, um, ohne fremde Hülfe, ein weit besseres Werk zu liefern.

Mirabeau konnte und wollte keine Geschichte Friedrich's II. schreiben: er beabsichtigte blos ein Gemälde des Zustandes zu

entwerfen, in dem derselbe sein Land und sein Volk hinterlassen. Zu diesem Zwecke mußte er damit beginnen, den Entwickelungsgang zu schildern, der die kleine Mark Brandenburg im Laufe der Jahrhunderte in eine Nebenbuhlerin der mächtigsten Reiche Europas verwandelte, denn nur eine solche Schilderung konnte den rechten Maßstab darbieten zur Beurtheilung des Baues, den Friedrich auf der ihm überlieferten Grundlage aufführte. Das erste Buch des Werks ist demnach einer Uebersicht der preußischen Geschichte gewidmet, vom Ursprunge der Mark Brandenburg bis zum Tode Friedrich's II., und obwol es der Hauptsache nach von Mauvillon herzurühren scheint, so sind doch die von Mirabeau eingeschalteten Züge leicht zu erkennen. So sagt er z. B., wo von dem Aufenthalte des großen Kurfürsten in Holland die Rede ist: „Es gibt im Allgemeinen kein passenderes Mittel, einen Prinzen gut zu erziehen, als ihn vom Hofe zu entfernen und ihn unter der Aufsicht eines Ehrenmannes in ein fremdes, besonders in ein freies Land zu schicken. Geräth ein Prinz auf anderem Wege, so ist's ein bloßer Zufall. Menschliche Weisheit ist nicht im Stande, die Dinge so zu ordnen, daß ein Erfolg zu hoffen ist, wenn man einen Thronerben an seinem eigenen Hofe aufwachsen läßt. Umsonst gibt man ihm einen tüchtigen Erzieher an die Seite: schon die Ehrerbietung, welche die achtungswerthesten Menschen am Hofe seines Vaters ihm beweisen müssen, wird ihn hindern, irgend ein Verhältniß recht zu durchschauen; Weiber, Hofschranzen und Lakeien werden ihn vollends verderben, trotz der wachsamsten Obhut — er wird in der Kindheit altern." Offenbar Mirabeau's Gepräge tragen ferner die Betrachtungen über den durch Literatur, Moden, fürstliches Beispiel, freiwillige und erzwungene Einwanderung vermittelten Einfluß Frankreichs auf Deutschland; die Andeutungen über den Zustand der Wissenschaften im Allgemeinen und ihren Zusammenhang; die Einwürfe gegen die Universitäten u. a. m. Ebenso darf man größtentheils als seine Arbeit ansehen, was sich über Friedrich's II. Regentenlaufbahn in allgemeinen Umrissen dargeboten findet — unter Anderem Bemerkungen wie die folgende, an der Stelle, wo dessen

literarische Neigungen erwähnt werden: „Einem schriftstellernden König muß man immer Beifall zollen: sollte er auch schlechte Werke zu Tage fördern, so wäre es nicht Schmeichelei, sondern Pflicht jedes menschenfreundlichen Denkers, sie zu rühmen. Zuvörderst bedarf es etwas Geist, sogar um ein schlechtes Buch zu schreiben; und ein König verdient großes Lob, wenn er sich auf diese, bei Herrschern ungemein seltene Stufe erhoben hat. Hätte er ferner sein Buch auch nicht selber verfaßt oder ein lächerliches Machwerk geliefert, so müßte man ihn dennoch loben, weil er dadurch, daß er auf die Literatur so hohen Werth setzt, daß er sich darin auszuzeichnen wünscht, ein sehr gutes, sehr nützliches und deshalb um so lobenswürdigeres Beispiel gibt, als ihm ja für eine solche Auszeichnung so viele Ersatzmittel zu Gebote stehen. Endlich könnte man großen Schaden stiften, wenn man anders verführe. Man würde nämlich durch misgünstige Beurtheilungen diesem Könige nicht nur die Literatur verleiden, sondern auch sich der Gefahr aussetzen, dessen Zeitgenossen und Nachfolgern auf den Thronen ähnlichen Widerwillen einzuflößen. Nun bedarf die Literatur allerdings keines Schutzes von Seiten der Herrscher, da sie von selber am besten gedeiht — flößt sie ihnen jedoch Geringschätzung ein, welche Nachtheile können sie ihr dann mit Hülfe der Macht, welche sie besitzen, nicht zufügen?"

Der Glanzpunkt dieses ersten Buches ist aber ohne Zweifel die Huldigung, welche Mirabeau am Schlusse dem Genius Friedrich's II. darbringt. „So war Friedrich", ruft er aus, „den Menschen für alle Zeiten ein leuchtendes Vorbild! Ihm schien die Natur jenen außerordentlichen Ruhm vorzubehalten, daß er, auf dem Throne geboren, der Erste seines Volks und seines Jahrhunderts war. Gleich ausgezeichnet wie er war durch Kühnheit der Gedanken, Schärfe des Geistes, beharrliche Klugheit, festen Charakter, ist man in Zweifel, welche von seinen mannichfaltigen Gaben man am meisten bewundern muß, seine große Seele oder sein durchdringendes Urtheil. Mit den glänzendsten Eigenschaften des Körpers und des Geistes ausgestattet, stark

wie sein Wille, schön wie das Genie, thätig ohne Gleichen, ergänzte und vervollkommnete er alle diese Vorzüge, und war in gleich hohem Grade sein eigenes Werk wie das der Natur. Seine ursprüngliche Nachsicht verwandelte er in Strenge; herrisch bis zur entsetzlichsten Ungeduld, eignete er sich eine an Langmuth grenzende Duldsamkeit an; lebhaft, ungestüm, feurig, erwarb er sich Mäßigung, Ruhe, Besonnenheit. Sein Schicksal wollte es, daß sich die Ereignisse stets zu seinem Vortheile wandten, oft durch seine treffliche Haltung gelenkt, manchmal trotz seiner Fehler; aber Alles, sogar die Verirrungen, die er der menschlichen Schwäche als Tribut zollte, trug das Gepräge seiner eigenthümlichen Größe, seines unbezwinglichen Charakters... Nie war ein Sterblicher zum Herrschen so geschaffen wie er. Und er wußte es. Er schien sich für die Weltseele zu halten, und gestand den andern Menschen höchstens eine Art gesteigerter Empfindung, einen mehr oder weniger sinnigen Instinkt zu. Daher verachtete er sie auch, obschon er unermüdlich und nach seiner besten Einsicht an ihrem Glücke arbeitete. Auf diese Weise trug sein ungemein scharfer Verstand weit mehr dazu bei, ihn gerecht und wohlthätig zu machen, als es die zweideutige Güte eines empfindsamen Herzens hätte thun können. Er kannte nur eine Leidenschaft: Ruhmbegier, und verachtete die Schmeichelei; nur eine Neigung: Selbstliebe, und widmete Andern sein ganzes Leben; nur eine Beschäftigung: seinen erhabenen Herrscherberuf. Ihn übte er mit beispielloser Ausdauer während 46 Jahren, bis zum Vorabende seines mannhaften und prunklosen Todes nach 18monatlichen schmerzlichen Leiden, die ihm keine Klage erpreßten... Friedrich hörte am 17. Aug. zu leben auf; zu regieren erst am Tage zuvor..."

Daß ein solcher Mann so oft getäuscht wurde und so oft sich selber täuschte, dies zu beweisen und damit der unbeschränkten Monarchie den Stab zu brechen, darin besteht gleichsam der Grundgedanke des Werkes „Ueber die preußische Monarchie", und Mirabeau drückt ihn im Vorworte folgender Maßen aus: „Sind einmal die Herrscher von den richtigen Grundsätzen durch-

drungen, dann werden sie sich nur auf zwei Geschäfte beschränken: auf Erhaltung des Friedens nach außen durch ein gutes Vertheidigungssystem, und auf Handhabung der Ordnung im Innern durch rasche, sorgfältige und unparteiische Rechtspflege. Alles Uebrige wird der Privatindustrie überlassen bleiben, deren unwiderstehlicher Einfluß die Genüsse jedes Bürgers vermehren und dadurch das Gemeinwohl unfehlbar in demselben Maße steigern müßte. Kein Monarch, kein Minister, keine Behörde kann die Angelegenheiten auch nur einer Million Menschen kennen, während in der Regel jeder Einzelne sich auf seine eigenen trefflich versteht."

Unter diesen richtigen Grundsätzen begreift aber Mirabeau nichts Anderes als das physiokratische System, zu dem er sich im Laufe der Zeit bekehrt hatte, ohne sich jedoch zugleich von dem ökonomistischen Sectengeiste anstecken zu lassen, den er früher, namentlich seinem Vater gegenüber, so oft bekämpft und verspottet. Von diesem Systeme, mit welchem sein Freund Mauvillon die Deutschen bekannt gemacht (zunächst durch seine „Physiokratischen Briefe" an Dohm), erwartete er „das Heil der Welt und die Wiedergeburt der Menschheit"; da nun Friedrich II. ein ganz entgegengesetztes befolgt und die Ergebnisse seiner Regierung den Widersachern der Physiokraten trefflich zu Statten zu kommen schienen, so handelte es sich besonders darum, durch genauere Prüfung der Thatsachen, auf die sich erstere stützten, andere Resultate zu gewinnen. Ackerbau, Handel und Fabrikwesen wurden demnach die Hauptgegenstände der Untersuchung; Hauptzweck derselben aber der Nachweis, daß Friedrich seine Erfolge auf diesen Gebieten, wenn von solchen überhaupt die Rede sein konnte, mehr trotz als kraft seiner Grundsätze errungen. „Friedrich II.", heißt es in den das Werk eröffnenden «allgemeinen Betrachtungen», „hat Alles gethan, um die Industrie aufzumuntern: dies war eine der Hauptbestrebungen seiner Verwaltung. Er ließ sich von dem der Menschheit so schädlichen Irrthum beherrschen, daß man im eigenen Lande so viel als immer möglich fabriciren müsse — einem Irrthume, der aus der unsinnigen Meinung

entspringt, daß jedes Volk darauf bedacht sein müsse, die Handelsbilanz zu seinen Gunsten zu stellen, um die Masse des baaren Geldes zu vermehren oder wenigstens vor Abnahme zu bewahren." Die zuweilen ans Absurde streifenden und mit tyrannischer Härte durchgeführten Finanzmaßregeln des Königs, seine auf ein verwirrtes Durcheinander von Schutzzöllen und Verboten, Prämien und Monopolen gestützte Handelsgesetzgebung boten auch in der That zu viele Blößen dar, um Männern wie Mirabeau und Mauvillon ihre Aufgabe nicht auf alle Weise zu erleichtern; allein eben dadurch ließen sich Letztere zu mancher Einseitigkeit verleiten und zu manchem ungerechten Vorwurfe hinreißen, gegen den die Nachwelt Friedrich's Andenken in Schutz genommen hat. Wenn indessen auch jetzt kaum jemand mehr bestreitet, daß Preußens Industrie in Friedrich dem Großen ihren eigentlichen Gründer zu verehren hat, so war es doch damals gewiß ein dankenswerthes Beginnen, vor Uebertreibungen zu warnen und auf die nächste, wahrste und unversieglichste, so häufig auf das Unverantwortlichste vernachlässigte Quelle des Wohlstandes hinzuweisen, nämlich auf den Ackerbau, der ja, wie Mirabeau bemerkt, auch eine Manufactur sei, und zwar die einträglichste von allen, wenn man bedenke, daß sie trotz aller auf ihr lastenden Hemmnisse noch immer gedeihe. Ebenso läßt sich nicht in Abrede stellen, daß die Verfasser des Werkes „Ueber die preußische Monarchie" die Nachtheile des im engsten Zusammenhange mit den von ihnen gerügten Grundsätzen stehenden Systems indirecter Besteuerung richtig erkannten — Nachtheile, unter denen Mirabeau besonders die Unzahl von Beamten hervorhebt, die es nöthig mache. In dieser üppig wuchernden Schmarotzerpflanze der Schreiberwirthschaft erblickt er einen der verderblichsten Krebsschäden Deutschlands, hält sie jedoch für so tief gewurzelt, daß sie sich nicht so bald werde ausrotten lassen. „Der Mensch", fügt er bei ähnlichem Anlasse bei, „hat ein Uebel, an das er gewöhnt ist, lieber als eine Neuerung, die ihm Gutes verspricht, und das größte Hinderniß der Verbesserung menschlicher Dinge besteht darin, daß der Uebergang vom Bösen zum Guten oft schlimmer ist,

oder, was ungefähr auf eins herauskommt, schlimmer scheint, als das Uebel selber."

In dem „militairische Angelegenheiten" überschriebenen Abschnitte werden auch die politischen Verhältnisse zur Sprache gebracht — ein Feld, auf dem sich Mirabeau mit entschiedener Vorliebe bewegt. Doch räumt er in einem Briefe an Mauvillon diesem das Verdienst ein, in Bezug auf die Politik Friedrich's II. den leitenden Gedanken erfaßt zu haben, nämlich die durch Thatsachen bekräftigte Ueberzeugung des Königs, daß für einen Herrscher, der sich im Innern Achtung zu verschaffen wisse, die auswärtige Politik nur von untergeordneter Wichtigkeit sei. Was nun letztere betrifft, so wirft er Friedrich hauptsächlich vor, daß er im Jahre 1742 nicht seinen Vortheil verfolgt und die böhmische Kurstimme auf Baiern übertragen; auch bemerkt er vom siebenjährigen Kriege, menschliche Klugheit sei nicht im Stande gewesen, den Ausgang desselben vorherzusehen, und der König habe ohne Zweifel, indem er Frankreichs Vorschläge abgewiesen, mit 40 Chancen gegen sich Alles auf eine Karte gesetzt. Indem er ferner das Angriffs- und Vertheidigungssystem Preußens einer Prüfung unterwirft, kommt er zu dem Ergebnisse, daß unter den fünf Großmächten, die allein Europas Ruhe stören könnten, keine für den Krieg so ungünstig gelegen sei, als eben Preußen. Fast am leichtesten zum Angriff, meint er, könne dagegen Rußland schreiten. Es rücke mit so viel Streitkräften, als ihm nöthig scheine, von einem Punkte aus auf den Feind los. Siege es, so verfolge es seinen Vortheil; unterliege es, so ziehe es sich zurück — wer vermöge ihm aber beizukommen in einem Klima, das Russen allein ertragen könnten? „Darauf", fährt er fort, „gründet sich die bleibende Uebermacht dieses Reiches, das allmälig alle seine Nachbarn überwältigt und unterjocht. Wie viele Umwälzungen, wie viele Conflicte von Menschen und Dingen wird die Entwickelung seiner Geschicke herbeiführen! In der That sollte man glauben, daß seine Einwirkungen, je weiter sie sich ausdehnen, desto mehr an Stärke verlieren; allein wie sehr steigert sich die Zahl dieser Berührungspunkte Europa gegenüber! und in

welchem Grade werden sie noch zunehmen, wenn (abgesehen von der Zukunft der europäischen Türkei) Rußland sich der polnischen Ukraine bemächtigt, was es, seinen Uebergriffen am schwarzen Meere und seinen Handelseinrichtungen nach zu urtheilen, offenbar im Sinne zu haben scheint? Welche Absichten hegt also der Kaiser, wenn er sich nicht beweisen läßt, daß es für ihn vortheilhafter ist, Türken und Polen zu Nachbarn zu haben, als dieses seltsame Russenvolk, das zu Allem taugt und die besten Soldaten, sowie die biegsamsten Menschen der Welt liefert?"

„Wenn es ein Land gäbe", so schließt Mirabeau mit einem Seitenblick auf Frankreich diesen Abschnitt, „ein Land, Gegenstand der Eifersucht und des Streites von ganz Europa, das große Eroberungen zu bewahren, große Siege zu büßen, große Niederlagen zu verwischen, große Interessen zu vertheidigen hätte, auf die Gefahr hin, die Seinigen preisgegeben und sich früher oder später von den Heerschaaren des Nordens überflügelt zu sehen; ein Land, wo man gewohnheitsmäßiges Kritteln für Freiheit hielte, die Meinung und das Geschwätz der Hauptstadt für ein Pfand der Wiedergeburt des Staates, beispiellosen Prunk, zügellosen Luxus, unberechenbare Verschleuderungen für Zeichen der Macht; ein Land, wo jede Art militairischen Systems Hofinteressen und Anwartschaften verdienstloser, ungebildeter, unerfahrener und meistens durch ihr Benehmen befleckter junger Leute aufgeopfert würde; wo die höchsten Stellen im Heere im Laufe der Zeit erblich und zu dreien und vieren einem und demselben Besitzer zu Theil geworden wären, so daß der Monarch, jedes andern Mittels beraubt, wahre Verdienste zu belohnen, zu Geldentschädigungen seine Zuflucht nehmen müßte, die den Schatz erschöpften und jeden Wetteifer abstumpften oder vergifteten; wo man Geld und Ehren gleich unbesonnen vergeudete; wo Misbräuchen und Ränken jeder Art so viel Wege offen ständen, daß die weisesten Gesetze entkräftet und nur auf Jene anwendbar würden, welche nicht die Macht hätten, sich ihnen zu entziehen; wo keine Regel fest stände, keine Einrichtung Dauer hätte, keine Ordnung gleichförmig wäre; wo das Heer, in die schrecklichste

Anarchie verfallen, im Allgemeinen einen verächtlichen Haufen bewaffneter Söldlinge ohne Zucht und Grundsätze bildete...: wenn es ein solches Land gäbe, so würden wir ihm rathen, das preußische Heerwesen einer Prüfung zu unterziehen, und die Nachtheile zu erwägen, die aus dem entgegengesetzten Systeme nothwendig entspringen müssen."

Den überwiegendsten Antheil aber scheint Mirabeau's Feder am achten Buche gehabt zu haben, das von Religion, Unterricht, Gesetzgebung und Verwaltung handelt. Er beginnt es mit folgender übersichtlichen Betrachtung: „Durch die Einführung des Christenthums erhielt der menschliche Geist eine neue Richtung. Ganze Völker machten aus dem zukünftigen Leben ihren wichtigsten, ja ihren einzigen Zweck, und wandten ihre Blicke so ausschließend dem Jenseits zu, daß sie darüber das Diesseits beinahe völlig vergaßen. Diese Anschauungsweise pflanzte sich von einem Geschlecht auf das andere fort, und macht sich selbst heut zu Tage noch in solcher Ausdehnung und Stärke geltend, daß man sie nicht mit Unrecht allgemein nennen kann. Eine Ueberzeugung, die alle Geisteskräfte auf einmal in Anspruch nahm, mußte gewiß eine mächtige Umwälzung anbahnen... Bei den Alten, dort wo der Schönheit, dem Ruhm, der Tugend, dem Genie Altäre errichtet waren, brachten die großen Worte Freiheit, Vaterland, Heimat, ja auch Herrschaft die Völker in Aufregung und trieben sie zu den Waffen, sei es im Innern oder gegen Außen. Bei den Neuern aber ist seit mehreren Jahrhunderten kein Bürgerkrieg, nicht einmal ein Aufstand ausgebrochen, der nicht die Interessen des andern Lebens zum Gegenstande gehabt hätte. Allerdings haben die an der Spitze dieser Kämpfe stehenden Führer sich von andern Antrieben leiten lassen; sie mußten jedoch diese ergreifende Aussicht zu Hülfe nehmen, um das Volk in Bewegung zu setzen. Dieses Volk erträgt nämlich die Erpressungen, die Tyrannei der Machthaber, so lange sich dieselben blos auf irdische Dinge erstrecken; es läßt sich seine Rechte und Befugnisse nacheinander rauben, ohne zu murren; es gibt seine Freiheit, ja seinen Unterhalt preis: versucht man aber die geringste religiöse

Neuerung, behauptet man einen Satz, der das kleinste Theilchen seines zukünftigen Glückes zu bedrohen scheint, so geräth es stracks in Aufruhr und zerreißt in seiner Wuth jedes Opfer, das ihm seine Priester bezeichnen. Dies ist vielleicht die seltsamste Erscheinung, welche das Christenthum durch seine Rückwirkung auf die menschliche Natur hervorgebracht hat... Freilich sind wesentliche Aenderungen eingetreten. Die wichtigen Angelegenheiten des irdischen Lebens beginnen, Dank den Engländern, die sich allein mit ihnen beschäftigt haben, wenigstens nicht minder eifrig als mit religiösen Dingen — die irdischen Angelegenheiten also beginnen die Blicke vieler Menschen auf sich zu ziehen, und täglich wächst die Zahl Derjenigen, die, was sie besitzen, ebenso aufmerksam beachten, als das, was sie hoffen können. Indessen bilden die Eiferer für das Diesseits auf Kosten des Jenseits noch lange nicht die Mehrzahl oder auch nur eine beträchtliche Minderheit. Die Religion, mit der sich die einzig für die irdischen Angelegenheiten eingesetzte Regierung in keiner Beziehung befassen sollte, die Religion, eine bloße Gewissenssache zwischen Gott und dem Menschen, ist daher thatsächlich einer der mächtigsten Hebel der gesellschaftlichen Einrichtungen und übt zugleich auf das politische System einer Nation den bedeutendsten Einfluß..."

Von der Religion geht Mirabeau auf die mit ihr in mehr oder minder nahem Zusammenhange stehenden geheimen Gesellschaften über, die damals Deutschland unterwühlten und denen er selber nicht ganz fremd blieb. Er kennt für dieselben kein wirksameres Gegenmittel als die freie Presse, und behauptet mit Recht, daß die Buchdruckerkunst das Bestehen aller solchen Verbindungen mit der Zeit unmöglich machen werde — auch jener, die von tugendhaften Menschen geschlossen würden. Diesen gewähre aber die Presse den vollständigsten Ersatz, indem sie ihnen ein Mittel darbiete, das die menschliche Kraft vertausendfacht und der öffentlichen Meinung eine Stärke verliehen habe, die sogar der bewaffneten Macht das Gegengewicht halten könne.

In welchem Geiste Literatur, Wissenschaft und Schulwesen

besprochen werden, deutet Mirabeau's Ausruf an: „Gehört die Welt in letzter Instanz nicht den Gebildeten?“ — und ebenso treffend ist, was er in dem der Gesetzgebung und Verwaltung gewidmeten Abschnitte über die große Aufgabe sagt, die Friedrich auf diesem Gebiete seinen Nachfolgern hinterlassen. „Man hat“, bemerkt er, „immer nur die Pflichten der Unterthanen gegen den Staat oder den Herrscher festgesetzt; allein noch keine Regierung hat daran gedacht, ihre eigenen Pflichten und Rechte dem Volke gegenüber zu bestimmen: ist aber dies nicht die unentbehrliche Grundlage jeder Gesetzgebung und jeder Verfassung? Umsonst fühlen sich die europäischen Regierungen beleidigt, wenn man sie despotische nennt; umsonst geben sie sich für monarchisch aus; umsonst lassen sie gewisse constitutionelle Gebräuche gelten — denn so lange man nicht genau weiß, wozu die Regierung in jedem gegebenen Falle befugt ist; so lange der Gewalt des Herrschers keine festen Grenzen gezogen sind, wird er immer ein Despot bleiben und kein anderes Gesetz anerkennen, als seinen Willen. Seine Unterthanen werden wahre Sklaven sein, vielleicht milde regiert, jedoch der Gefahr ausgesetzt, durch eine heftige Erschütterung der Kette, die für gewöhnlich lose hängt, zu Boden geworfen zu werden. Es gibt in Europa, mindestens der Theorie nach, kein Königreich als England und vielleicht Schweden. In allen übrigen herrscht der Despotismus, durch die Sitten mehr oder weniger gemäßigt. Mögen die Regierungen ihre Rechte ausdehnen, so weit sie wollen, nur bezeichnen sollten sie dieselben: dies ist das einzige Mittel, dem Volke durch Vertrauen Vaterlandsliebe einzuflößen, ja auch das einzige, um der Tugend ihren gebührenden Lohn zu verschaffen, nämlich Friede und Sicherheit, auf die sie ausschließendes Anrecht hat. Bis jetzt bemüht man sich umsonst, seine Menschen- und Bürgerpflichten tadellos zu erfüllen; denn es hängt blos von der Laune des Herrschers oder irgend eines Günstlings ab, einen Ehrenmann für die lobenswertheste That mit Kerker, ja mit Tod zu strafen wie einen Verbrecher... Wann wird der Mann den Thron besteigen, welcher den der menschlichen Natur anklebenden

Hang, Alles dem Eigenwillen unterzuordnen, so weit zu überwinden vermag, um zuerst das schöne Beispiel zu geben und die Rechte der Regierung wie der Regierten festzustellen und zu begrenzen? Werden wir diese große Wohlthat nicht der Aufklärung unsers Jahrhunderts zu danken haben? Wird es Blutströme bedürfen, um dieses Ziel zu erreichen? Und dennoch fodern wir hier noch nicht einmal die Freiheit: wir verlangen blos eine gesetzliche Verfassung, eine von der souverainen Gewalt ausgehende Erklärung, die ausspricht: dies darf ich und mehr nicht."

Seltsam nehmen sich in dem Munde eines Mannes wie Mirabeau die Einwürfe aus, welche er in demselben Abschnitte gegen das mündliche Verfahren geltend macht. „Der Gebrauch mündlicher Vorträge", heißt es da, „ist bei allen deutschen Gerichten abgeschafft, und wir glauben, mit Recht. Die Gabe des Wortes, dieses kostbare Geschenk, das die Alten unter dem Bilde einer Gottheit darstellten, kann auf Versammlungen ohne Zweifel den mächtigsten Eindruck hervorbringen; aber gerade deshalb soll sie bei Gerichten nicht in Anwendung kommen, weil man da nur zum Geiste, nicht zum Gefühle des Richters sprechen darf. Ueberdies läßt sich ein mündlicher Vortrag nicht sorgfältig genug verfolgen, um einem wichtigen Beschlusse zur Grundlage zu dienen. Ist er lang, so verliert sich bei den Meisten die Aufmerksamkeit; ist er heftig oder hinterlistig, so ist das Uebel noch größer: die Aufmerksamkeit wird zerstreut, getheilt, verlockt. Diese Nachtheile werden durch schriftliches Processiren vermieden. Nicht ohne Gefahr wäre dies freilich in jenen Ländern, wo man oft rabulistischen Ränken und bösem Willen der Gerichtshöfe die Gewalt der öffentlichen Meinung entgegensetzen muß; allein in Deutschland, wo der schmähliche Unfug, sich um die Gunst der Richter persönlich zu bewerben, nicht vorkommt, wo die Parteien ihre Richter nicht einmal kennen, wo der Anwalt Letztere erst bei der Verhandlung sieht, wo er sich nur schriftlich an sie wendet und den Urtheilsspruch schweigend abwartet, ist jene Nothwendigkeit nicht vorhanden, weshalb uns das schriftliche Verfahren da passender scheint."

Am Schlusse seines Werkes untersucht Mirabeau, ob es für Deutschland vortheilhafter wäre, wenn es, statt ein unförmliches Chaos der verschiedenartigsten großen und kleinen, monarchischen und republikanischen Staaten zu bilden, der Herrschaft eines Einzigen unterworfen würde, und erklärt sich darüber, nach weitläufiger Erörterung aller Gründe für und wider, in verneinendem Sinne. Ebenso entscheidet er sich, indem er die Nebenbuhlerschaft zwischen Oesterreich und Preußen bespricht, zu Gunsten des letztern, und ruft endlich aus: „Bürger Deutschlands, hört einen Fremden, der Euch achtet, weil Ihr ein großes, verständiges und aufgeklärtes Volk seid — ein Volk, das weniger verdorben ist als die meisten andern, und durch seinen Charakter ebenso wie durch seine Verfassung abgehalten wird, Europa zu bedrohen oder zu verheeren. Betrachtet das Banner des Hauses Brandenburg als das Wahrzeichen Eurer Freiheit; schließt Euch ihm an, unterstützt es, fördert sein Wachsthum auf rechtlichem Wege; freut Euch über seine Erfolge und bewahrt es, so weit Ihr dies vermögt, vor Fehltritten: sie sind ihm verderblich, weil es keine andere Stütze hat als seine Klugheit. Ein Bewunderer des großen Königs, dem das Haus Brandenburg seine Macht am meisten zu verdanken hat, würde ich diesem wahrhaft schönen, obgleich auf allzu schwachen Grundlagen errichteten Baue schon deshalb die lebhafteste Theilnahme widmen, weil er hauptsächlich das Werk dieses großen Mannes ist. Wenn jedoch das Glück Deutschlands damit in keiner wesentlichen Verbindung stände, würde ich Euch, mein Vaterland, ja ganz Europa nicht beschwören, die preußische Monarchie zu stützen und ihre Grundlagen erweitern und befestigen zu helfen. Die Mittel dazu auseinanderzusetzen, war ein Hauptzweck dieses Buches. Sie sind aber keine andern, als Friede und Freiheit. Bürgerliche Freiheit aller Unterthanen; Gewerbs-, Handels-, Religions-, Denk- und Preßfreiheit; Freiheit der Dinge und der Menschen — darin besteht die ganze Regierungskunst, daraus entsprießt wie aus einem fruchtbaren Keime die Wohlfahrt der Staaten. Und kein anderes Land ist berufen, diese herrlichen Früchte in so naher

Zukunft zu ernten, wie die preußische Monarchie: hier ist Alles reif für die große Umwälzung, und kein sehr mächtiges Hinderniß steht im Wege... Möge der Schutzgeist Europas und der Menschheit über ihre Geschicke wachen! möge er sie vor ihren eigenen Verirrungen bewahren und sie aufrechthalten in den Gefahren, die ihr drohen! möge er sie auf jenen Gipfel der Größe und der Macht führen, den sie nur durch Weisheit und Gerechtigkeit erreichen kann!"

Dem Werke „Ueber die preußische Monarchie" ist in zwei Bänden ein Anhang beigegeben, der in ähnlicher, nur bei weitem nicht so erschöpfender Weise Sachsen, Baiern und Oesterreich abhandelt. Da Mirabeau keine Gelegenheit hatte, diese Länder, Sachsen ausgenommen, durch eigene Anschauung kennen zu lernen, so mußte er sich begnügen, die Nachrichten zusammenzustellen, die er sich aus gedruckten und ungedruckten Quellen verschaffen konnte. Es fehlt darunter nicht an anziehenden Einzelheiten und Bemerkungen: am bedeutsamsten sind jedoch Mirabeau's Aeußerungen über Joseph, dem er nun einmal ebenso wenig Geschmack abzugewinnen vermochte, wie sein Vater, der Marquis. „Man wird vielleicht", heißt es an einer Stelle, „aus einigen früheren Schriften den Schluß ziehen, daß wir uns bei unsern Forschungen einiger Parteilichkeit wider das gegenwärtige Haupt des Hauses Oesterreich nicht erwehren können. Nun sind wir jedoch, abgesehen von unserer unbegrenzten Liebe zur Wahrheit, an die Betrachtungen der menschlichen Dinge allzu sehr gewöhnt, um den Werth eines Fürsten zu verkennen, der ungemein arbeitsam, unterrichtet und dabei von dem Wunsche beseelt ist, seine Staaten den aufgeklärtesten Nationen Europas an die Seite zu stellen. Ueberdies wissen wir allzu gut, von welchen Abgründen die Throne umgeben sind, um Verstandesirrthümer der Herrscher nicht aufrichtig zu entschuldigen — wir tadeln blos Verirrungen des Willens. Haben wir demnach in dem Benehmen des Kaisers einige Misgriffe rügen zu müssen geglaubt, so geschah dies in der Ueberzeugung, daß sie dem Willen zur Last fielen, und weil man die Menschen darüber belehren muß, welche Maß-

regeln wirklich ihr Glück bezwecken, welche dagegen nur auf ihre Täuschung berechnet sind. Der Kaiser hat aber, wie man gestehen muß, im Allgemeinen mehr das Verlangen gezeigt, sich Mittel zur Befriedigung seines persönlichen Ehrgeizes zu verschaffen, als den Wunsch, das Glück seiner Völker durch Aufklärung, sowie durch Abschaffung der dieselben bedrückenden Misbräuche zu begründen. Namentlich jedoch hat er bei seinen Plänen, auch bei den löblichsten, niemals Beharrlichkeit bewiesen; er ist vielmehr mit erstaunlicher Leichtfertigkeit von den wichtigsten und schwierigsten Aufgaben der Gesetzgebung zu den ehrgeizigsten und ungerechtesten Projekten übergegangen. Er scheint sich eingebildet zu haben, daß ein Decret hinreicht, um 20 Millionen auf 10,000 Quadratmeilen zerstreute Menschen plötzlich umzuwandeln. Nun kann ein Herrscher allerdings, wenn er festen Willen besitzt, die Ideen, Sitten und Gebräuche seines Volkes ändern, sei es auch noch so zahlreich; er kann es jedoch nur, wenn er sich mit ausdauerndster Thätigkeit und stärkster Willenskraft diesem Zwecke ganz widmet. Freilich hat der Kaiser seine ehrgeizigen Entwürfe ebenso rasch wieder aufgegeben, als er sie anbahnte, und wäre diese Unbeständigkeit selten vorgekommen, so hätte man darin wol die Thatkraft eines großen Mannes erkannt, der einen Irrthum einsieht. Joseph II. schien jedoch mehr den Hindernissen zu weichen, als durch eigenes Nachdenken sich selber zu überwinden."

Als Anhang zu dem Werke „Ueber die preußische Monarchie" kann endlich noch eine kleine Schrift betrachtet werden, die Mirabeau unter dem Titel „Sendschreiben an den Grafen von ** über Herrn von Guibert's Lobrede auf Friedrich II." gleichzeitig veröffentlichte. Mauvillon hatte ihm dazu die Materialien geliefert; er ließ sie jedoch unter seinem eigenen Namen erscheinen, „weil ich", schreibt er seinem Freunde, „ohne dieses Aushängeschild unsere Leuchtwürmer unmöglich zum Lesen einer ernsthaften Erörterung hätte bewegen können." Wie es scheint, hatte ihn Guibert, der nicht unbedeutende militairische Kenntnisse, aber noch größere Anmaßung besaß, durch voreilige Urtheile gewissermaßen herausgefodert, und er benutzte den Anlaß, ihn zu demüthigen,

um so lieber, je mehr, wie er glaubte, der Ruf und das Ansehen seines Gegners dessen wahres Verdienst überstieg. Die Aeußerung des Letztern, er werde, wenn er Zeit finde, ihm antworten, obschon Mirabeau nicht zum Handwerk gehöre, erwiderte er deshalb auch mit der ironischen Bemerkung, er wisse wohl, daß er sich als Schriftsteller mit Herrn von Guibert nicht messen dürfe; als Militair fühle er sich ihm jedoch gewachsen.

In Deutschland, wo Mirabeau's Werk später durch Mauvillon und Blankenburg umgearbeitet und übersetzt erschien, fand es eine sehr verschiedenartige Aufnahme. Herzberg, von Mirabeau persönlich angegriffen, machte seinem Unwillen in ein paar akademischen Vorträgen Luft; ebenso vertheidigte sich der Generaldirector des Accise- und Zollwesens unter Friedrich II., de la Haye de Launay, durch eine besondere Flugschrift; Spittler und Nicolai versüßten in den Göttingischen Anzeigen und in der Allgemeinen deutschen Bibliothek reichlichen Tadel mit sparsamen Lobsprüchen; Posselt und Zimmermann überhäuften Buch und Verfasser mit Vorwürfen und Schmähungen; Garve und Dohm hingegen nahmen beide in Schutz. Ersterer schrieb an Weiße: „... Irrthümer finden sich gewiß auf allen Seiten, und ich habe selbst deren mehrere entdeckt. Wer aber leugnen wollte, daß Mirabeau ein denkender Mann sei, daß er einen eisernen Fleiß habe, daß er mehr Deutsch verstehe und mehr deutsche Bücher gelesen habe, als die meisten seiner Landsleute; daß endlich sein Werk, mit allen seinen Fehlern, unterrichtend und nützlich sei, der wäre ungerecht. Es ist gut, daß man die Medaille auf der andern Seite sehe. Und wenn gleich nicht bewiesen ist, daß das System der allgemeinen Handelsfreiheit auf alle Staaten paßt, so sind doch die Misbräuche, die man von dem gegenseitigen Einschränkungssystem gemacht hat, so groß, daß man dem Schriftsteller, der dagegen auftritt, wol einige Uebertreibungen verzeiht." In ähnlichem Sinne nennt Dohm das Werk „unstreitig wichtig und sehr lehrreich", und bemerkt, es habe das Aufsehen, das es in und außer Preußen gemacht, wirklich verdient. Denn lese man es mit Aufmerksamkeit und Unparteilichkeit, so sei nicht zu ver-

kennen, daß darin viele wichtige Wahrheiten freimüthig vorgetragen würden, deren bleibendem Werthe die beigemischten Irrthümer keinen Eintrag thun könnten. Diese rührten hauptsächlich daher, daß Mirabeau bei allem seinen Forschungstalente doch zu kurze Zeit in Berlin, und zumal während des zweiten Aufenthaltes, viel zu zerstreut durch den Hof und die große Welt gelebt habe, um sich nicht über Manches falsche Vorstellungen zu machen, besonders da es gerade zu jener Zeit in Berlin Ton gewesen, die Fehler der Regierung Friedrich's auf alle Weise hervorzuheben und sie durch absichtliche Erdichtungen zu vergrößern, die ein Fremder schwer habe erkennen können. Mauvillon aber habe nie in den preußischen Staaten gelebt und demnach von den Einrichtungen derselben keine anschaulichen Begriffe gehabt. Beide hätten die Wahrheit durchaus nicht entstellen wollen; sie seien von Dem, was sie behaupteten, fest überzeugt gewesen, und hätten die redliche Absicht gehabt, durch ihr Werk zu nützen. Allein wie so viele treffliche Eigenschaften, so sei ihnen auch ein Fehler gemein gewesen, vor dem sich ein Schriftsteller, der die Wahrheit erforschen und vortragen wolle, nicht sorgfältig genug hüten könne. „Beide", sagt er, „liebten in ihren Schriften das Neue, Glänzende, Auffallende; so lieb ihnen jeder wahre Satz war, so wurde er ihnen doch noch lieber, wenn er noch von Niemand gesagt war, wenn er vielmehr den bisher angenommenen und besonders von berühmten Männern behaupteten Sätzen geradezu widersprach. Hierzu kam nun die leidenschaftliche Liebe beider Männer für das physiokratische System ... die einer unparteiischen Prüfung und Darstellung der preußischen Verwaltung unter Friedrich nothwendig Eintrag thun mußte. Sind gleich nicht absichtlich Thatsachen erdichtet worden, so stellte sich den Verfassern doch Alles von selbst so dar, wie die Behauptung ihres Lieblingssatzes es erfoderte. Denn dies ist nun einmal die Beschränktheit des Menschen, auch des im Nachdenken geübten und über Vorurtheile sich erhebenden, daß, ist er einmal an eine gewisse Ansicht der Dinge gewöhnt und hat er sich für dieselbe leidenschaftlich erwärmt, sich ihm alle Erscheinungen so gestalten,

um ihn in jener Ansicht immer mehr zu bestärken. Zu diesen Hauptursachen der in das Werk eingeschlichenen Fehler kam nun noch die große Eile, mit welcher dasselbe geschrieben worden... Aus dieser Eile sind mehrere irrige Vorstellungen zu erklären, die man, besonders von Mauvillon, nicht hätte vermuthen sollen, der bei seinen Untersuchungen wirklich nichts als Wahrheit wollte und keine Nebenzwecke hatte, auch dem preußischen Staate so nahe lebte, daß er leicht bessere Belehrungen hätte einziehen können." „Sehr begreiflich ist es", fährt Dohm fort, „daß dieses mit einer hinreißenden Beredsamkeit, die immer eine Folge eigener Ueberzeugung ist, geschriebene Werk Manche von der Richtigkeit seiner Behauptungen völlig überzeugte, noch Mehrere in dem Glauben von der bisher angenommenen Vortrefflichkeit der Regierungsgrundsätze Friedrich's wenigstens sehr erschütterte, und sie zu weiterem Nachdenken veranlaßte, aber auch, daß eben dieses Werk allen denen höchst misfällig und ärgerlich war, welche bisher Friedrich's Regierungsgrundsätze für musterhaft und unverbesserlich gehalten und als solche sie öffentlich gepriesen hatten..." „Nachdem jedoch", schließt Dohm, „der Fortgang der Zeit unsere Einsichten, sowol in Absicht der Staatsverwaltung überhaupt, als insbesondere über Preußen zur Zeit Friedrich's II., vielfach erweitert und manche Behauptung, die, als sie zuerst gemacht wurde, auffallend schien, bestätigt oder genauer bestimmt hat, kann jetzt ein unparteiischer Leser nicht verkennen, daß Mirabeau's und Mauvillon's Buch sehr viele wahre und scharfsinnige Bemerkungen enthält, die der Beherzigung und des weitern Nachdenkens von Staatsverwaltern sehr werth sind, die Fehler desselben aber aus den angeführten Gründen erklärt werden können, und bei der unverkennbaren Wahrheitsliebe der Verfasser nicht die strenge Rüge oder gar Geringschätzung des Werks verdient haben, welche bald nach dessen Erscheinung sich diejenigen erlaubten, die ihren Patriotismus dadurch zu bewähren glaubten, wenn sie Friedrich II. und dessen Einrichtungen als ganz vollkommen und unfehlbar schilderten." Ein Urtheil, mit dem Gibbon übereinstimmt, indem er seinem Freunde, Lord Sheffield, Mirabeau's

Buch „Ueber die preußische Monarchie" als ein Werk empfiehlt, das „von dieser wunderbaren Maschine" einen „sehr richtigen und vollständigen Begriff" gebe.

XXXVI.

Um mit dem Buchhändler Fauche wegen des Verlags abzuschließen, begab sich Mirabeau in den letzten Tagen des August 1787 nach Hamburg, wo ihn, wie er sagt, Männer wie Büsch, Niebuhr, Reimarus mit unverdienter Auszeichnung empfingen. Zugleich bereitete er sich zur Rückkehr nach Frankreich vor, dessen Angelegenheiten er immerfort mit gespannter Aufmerksamkeit verfolgt hatte. „Das Reich ist in Flammen", ruft er in einem Briefe an Mauvillon aus, „seien Sie überzeugt, mein Tag wird kommen." Und kaum in Paris angelangt, schrieb er am 26. Sept. demselben Freunde: „Halbtodt vor Mattigkeit, finde ich hier zur Stärkung allen Gräuel der Schande und des Wahnwitzes zum Untergange meines Vaterlandes verschworen. Dieses Volk, das vor sechs Monaten nicht einmal krank war, ist jetzt verloren, herabgewürdigt, entehrt... Jeder denkende und fühlende Mensch muß bestürzt sein, und keine irdische Klugheit ist im Stande, vorherzusehen, wohin dies Alles führen wird. Kaum vom Uebermaß des Uebels läßt sich die Heilung erwarten..." Wenige Tage später aber fügte er bei: „Dieses Land und der größte Theil seiner Bewohner sind mir so verleidet; Alles, was ich erblicke, was ich ahne, was ich voraussehe, flößt mir für das Gemeinwesen solche Besorgnisse ein... ich bin so fest entschlossen, zur Belehrung des Publicums fortan nur durch Hinweisung auf fremde Vorbilder mitzuwirken, daß ich nichts besseres thun kann, als wieder auf Reisen zu gehen, denn auch meine Freunde sind zerstreut, beschäftigt, entfremdet..."

In der That verschlimmerte sich der Zustand der öffentlichen Angelegenheiten von Tag zu Tag. Calonne, angeklagt, war nach England entflohen, und Brienne hatte sich dessen Projekte an=

geeignet, ohne sie durchführen zu können; die Notabeln waren entlassen, in ihrer Mitte aber hatte Lafayette das verhängnißvolle Wort Ständeversammlung ausgesprochen — ein Wort, das im Schooße des Parlaments Widerhall fand. Und dieses Parlament selber, aus seiner kurzen Verbannung im Triumphe nach Paris zurückgekehrt, gab fortwährend Beispiele erfolgreichen Widerstandes gegen die Gewalt, freilich weit mehr durch aristokratische Selbstsucht bewogen, als für Volkswohl und Freiheit besorgt. Gerade aber weil Mirabeau, letzteres erkennend, der unreinen Sache des Parlaments — dessen populärsten Koryphäen, Espremenil, er seiner demagogischen Harlekinstreiche wegen Crispin-Catilina zu nennen pflegte — sich nicht anschließen wollte, die Regierung dagegen seiner Unterstützung noch unwürdiger war, wünschte er sich wieder für einige Zeit vom Schauplatze zurückzuziehen, um sich nicht in Zänkereien mischen zu müssen, die er nur als das Vorspiel der bevorstehenden großen Umwälzung betrachtete. Von Seiten der Regierung fehlte es nicht an Versuchen, ihn zu gewinnen; er wich jedoch Andeutungen, die ihm einer seiner Freunde, der zu Brienne's Vertrauten gehörte, in solchem Sinne zukommen ließ, mit folgenden Worten aus: „Was sollte ich in Versailles thun? Stolz wie ich bin, auf meine Leistungen, auf meine Kräfte, vielleicht sogar auf meine Fehler, weil ja die Thorheiten einer heißblütigen Jugend der erste Sporn waren, der mich antrieb, meinem Vaterlande einen edeln und würdigen Zoll darzubringen? Was soll ich an einem Orte thun, wo man über mich Alles gesagt zu haben glaubt, wenn man ausruft: «Er besitzt großes Talent, wie Schade!» Als ob es nicht eben so gut heißen könnte: «Er schreibt treffliche Sachen — wenn er doch lieber gar nicht schriebe!» An einem Orte, wo ich gerade wegen dessen, was mir zur Ehre gereicht, verschrien, wegen meiner Dienste gefürchtet, wegen meiner Talente gehemmt, wo ich durch That und Wort unfreundlich behandelt worden bin von jenem Manne, der am geeignetsten wäre, mich zu würdigen und sich über Vorurtheile, Verdächtigungen und leere Ausstreuungen zu erheben, von Ihrem Minister nämlich,

der am besten wissen sollte, daß man einen großen Ruf nur um den Preis großer Verleumdungen erwirbt. Und was hatte er mir vorzuwerfen? Vielleicht daß ich am Sturze eines Mannes mitwirkte, dessen Fall ihm zur höchsten Gewalt verhalf? Daß ich mich zu Grundsätzen bekannte, denen er, wie er sagt, Gesetzeskraft zu geben beabsichtigt? Daß ich einige jener Bösewichter zermalmte, von welchen er, wie es heißt, sein Vaterland reinigen will? Daß ich bewies, der unversöhnliche Feind jeder Gewalt, jedes Ansehens, jedes Amtes, das er selber nicht besitzt, habe nichts Großes als seine Charlatanerie und seinen Ehrgeiz? Fürwahr, schreckliche Verbrechen!... Mögen sie es indessen halten, wie es ihnen beliebt, denn ich kümmere mich ebenso wenig um den Schrecken Jener, die mich fürchten, als um die Feindseligkeit Jener, die mich hassen. Uebrigens verhehle ich nicht, daß die Umstände, die meinem Vaterlande eine schöne Zukunft versprechen, mich gelockt und hingerissen. Ich fühle, daß ich nur zu gerne und leicht mich ganz Demjenigen hingeben könnte, von welchem Frankreich endlich einmal seine Verfassung und daher seine Wiedergeburt hoffen könnte. Fern von mir sei jedoch der Gedanke, mich Jemandem anzubieten, dessen Absichten ich nicht kenne und billige; fern die Unbesonnenheit, Jemanden, der mein Vertrauen noch nicht besitzt, um das seine zu bitten. Ich suche, begehre und wünsche nichts, wenn ich auch meine Thätigkeit gerne verwendet gesehen hätte, weil ich überzeugt bin, treue und nützliche Dienste leisten, daher ebenso viel geben zu können, als ich empfange. Ich werde aber nie auch nur die Hälfte des Weges entgegenkommen, weil man Ränkesucht oder Dünkel nennen würde, was nichts Anderes ist, als Eifer für das Gemeinwohl, und in ihrer Energie ebenso reine als in ihren Beweggründen uneigennützige Vaterlandsliebe... Lassen Sie mich also in meiner Dunkelheit — ich betone dieses Wort, weil es mir damit wirklich Ernst ist — bis aus dem Gewirre, worin wir uns befinden, eine geregelte Ordnung der Dinge hervorgeht, und irgend eine große Umwälzung, sei es zum Guten oder zum Schlimmen, einem guten Bürger, der von seiner Meinung, ja

von seinen Talenten immer Rechenschaft schuldig ist, die Pflicht auferlegt, seine Stimme zu erheben. Eine solche Umwälzung aber kann nicht lange mehr ausbleiben. Die Enge, in welche das Staatsschiff gerathen, ist ebenso kurz wie gefährlich. Ein geschickter Steuermann kann es ohne Zweifel wieder auf die hohe See bringen, und da ist es gerettet; er kann es jedoch nur mit Hülfe der Bemannung, und in einem solchen Augenblicke halte ich keinen Matrosen für entbehrlich..." Diesen Bemerkungen waren Rathschläge in Bezug auf die beabsichtigten Anleihen und die Verwaltung der Finanzen im Allgemeinen beigefügt, aus denen sich entnehmen ließ, daß Mirabeau, soweit seine Ueberzeugung dies erlaubte, dem Ministerium seinen Beistand nicht versagen wollte, wenn es ihm auch unmöglich war, mit demselben geradezu gemeinsame Sache zu machen. Auch erbot er sich in einem Schreiben an den Minister der auswärtigen Angelegenheiten, Herrn von Montmorin, mit dem er von früher her in Verbindung stand, eine Sendung ins Ausland zu übernehmen, indem er ihm zu bedenken gab, daß ein Talent, welches, auf die Macht der öffentlichen Meinung gestützt, der Regierung den Fehdehandschuh hingeworfen, ihr um so bessere Dienste leisten könne, wenn sie dasselbe durch das Band gemeinschaftlicher Grundsätze an sich zu fesseln wisse. „Von dem Wunsche durchdrungen", fügte er bei, „immer größeren Nutzen zu stiften und böswillige Verleumder durch eine Lebensweise Lügen zu strafen, der man endlich Gerechtigkeit widerfahren lassen muß, ziehe ich eine handelnd eingreifende Thätigkeit einer blos speculativen vor, und würde der Regierung lieber durch Thaten dienen, als mich der Gefahr aussetzen, ihr in meinem Lehrberufe zu misfallen. Es wäre Ihrer nicht unwürdig, der Regierung einen brauchbaren Mann zu gewinnen, den so viele Ihrer Vorgänger als gefährlich darstellen wollten. Nun gibt es Posten, für die Ihnen nicht Leute genug zur Verfügung stehen, theils weil es ihnen an den nöthigen Vorkenntnissen und an Sprachkunde fehlt, theils weil dazu ein Gemisch von Eigenschaften erfoderlich ist, das nicht oft vorkommt — scharfer Verstand, verbunden mit unerschrockenem

Muthe, diplomatisches Talent, gehoben durch Thatkraft. Ich bin ganz der Mann dazu, meinen Kopf ebenso wol aufs Spiel zu setzen, als ihn dem Dienste des Königs zu widmen. Warschau, St. Petersburg, Konstantinopel, Alexandrien, Alles ist mir so zu sagen gleich, wenn sich mir nur ein nützliches Feld für meine Thätigkeit öffnet..."

Da dieses Anerbieten unbeachtet blieb, so sah sich Mirabeau abermals auf schriftstellerische Beschäftigungen angewiesen, wobei er jedoch stets seine großen politischen Zwecke im Auge behielt. Unter Anderem verwirklichte er jetzt einen Plan, den er schon lange gefaßt, und gab eine Zeitschrift heraus, die zwar den Titel „Analyse des papiers anglais" führte, aber keineswegs bloße Auszüge brachte, sondern außer den vergleichenden Uebersichten und politischen Betrachtungen, womit diese begleitet waren, manche selbständige Aufsätze, theils von Mirabeau's eigener Hand, theils aus der Feder von Mitarbeitern, wie Chamfort, Brissot u. s. w., enthielt. Ein Herd, von dem tausend Lichtstrahlen ausgeströmt, nennt Letzterer diese Zeitschrift, und fügt bei, jeder Patriot habe, weit entfernt den Erfolg derselben zu beneiden, ihr seine kräftigste Unterstützung widmen müssen. Sie sei das einzige Blatt gewesen, welches die Bestimmung gehabt, jene großen politischen Wahrheiten, denen England seine Verfassung zu danken, in Frankreich allmälig einheimisch zu machen und hier eine ähnliche Entwickelung vorzubereiten; in ihr allein seien diese Wahrheiten ebenso kräftig als deutlich vorgetragen worden... Durch ein ähnliches Unternehmen wollte Mirabeau, wie er sich in einem Briefe an Mauvillon ausdrückt, eine vermittelnde Brücke zwischen der deutschen und der französischen Philosophie herstellen, wie er denn überhaupt journalistischer Thätigkeit weit mehr Werth beilegte, als man ihr damals, besonders in Frankreich, einzuräumen geneigt war. „Ich hege keineswegs", hatte er vor ein paar Jahren an Montmorin geschrieben, indem er sich an einer literarischen Zeitschrift mitzuwirken erbot, „ich hege keineswegs die gewöhnlichen Begriffe von Ansehen, und gestehe letzteres nur Dem zu, was darauf wirklichen Anspruch hat, der Tugend, dem

Talente, nicht aber dem gesellschaftlichen Flitterprunke. Ueber die Blendwerke, zu denen mich der Zufall meiner Geburt bestimmt, schon lange enttäuscht, gewöhnt auf eigenen Füßen zu stehen und meine Selbstachtung nur auf den eigenen Werth zu begründen, werde ich alle Stellen zu verdienen trachten, und mich zu trösten wissen, wenn mir auch keine zu Theil wird... Die Engländer taugen so viel wie wir, ja wol ein wenig mehr, und doch gibt es bei ihnen keinen Mann von Verdienst, keinen Staatsmann, kein anerkanntes Talent, das nicht lange an jenen periodischen Schriften, jenen Flugblättern mitgearbeitet hätte, die unsere Unwissenheit verschmäht, die aber überall große Aenderungen in den Dingen, große Umwälzungen in den Ideen, große Wirkungen auf die Menschen hervorgebracht haben. Ich kann mich nicht erniedrigt fühlen durch etwas, das Englands Kernmenschen immer gethan haben und noch thun, und werde mir um mein Vaterland schon dadurch einiges Verdienst erworben zu haben glauben, wenn mein Beispiel ein so unverständiges und schädliches Vorurtheil beseitigt..."

Außerdem waren es vorzüglich die holländischen Angelegenheiten, denen Mirabeau in diesem Zeitraume seine Aufmerksamkeit zuwandte. Schon bevor die Einmischung Preußens den Streit zwischen dem Erbstatthalter und den Patrioten zu Gunsten des Hauses Oranien entschieden hatte, war Mirabeau von den Abgeordneten der Letztern aufgefodert worden, seine Ansichten über die Lage der Dinge auszusprechen. Dies that er in einem Privatbriefe, worin er die Patrioten zur Ausdauer ermahnte, indem eine Nation wider ihren Willen nie lange in Sklaverei gehalten werden könne und Frankreich früher oder später ihnen zu Hülfe kommen müsse. „Eine augenblickliche Betäubung und Verwirrung", sagte er, „hat uns außer Stand gesetzt, Euch zu unterstützen; seitdem ist inneres Fieber eingetreten: der Kranke fühlt große Ermattung, sein Körper ist aber so kräftig wie früher, und die Erstlinge seiner Genesung werden wol aufwiegen, was seinen Nachbarn ihre Gesundheit einträgt. Alles deutet auf diese Genesung; Alles deutet an, daß in Frankreich das Volk zu einiger

Geltung gelangen wird, und das Volk ist für Euch..." Nachdem jedoch die republikanische Partei, vom versailler Cabinete im Stiche gelassen, unterlegen war, äußerten einige Häupter derselben abermals den Wunsch, Mirabeau möchte zu ihren Gunsten die Feder ergreifen, und nicht blos das schmähliche Verfahren der französischen Regierung rügen, sondern auch die despotischen Pläne des Hauses Oranien enthüllen. Zu diesem Zwecke erbot man sich, ihm alle nöthigen geschichtlichen Nachweisungen zu liefern, und suchte seine Eigenliebe dadurch zu stacheln, daß man ihm bemerkte, er könne den hier und da gegen ihn laut gewordenen Verdacht, er gehöre zu den Anhängern des Königs von Preußen und des Herzogs von Braunschweig, nicht besser widerlegen als durch eine solche Schrift. In seiner Antwort, die ohne seine Bewilligung veröffentlicht wurde, leugnete Mirabeau nicht, daß er für die preußische Monarchie große Theilnahme empfunden — denn was den König von Preußen betreffe, so habe er sein Lebenlang nicht begriffen, wie man einem Könige seine Freiheit opfern oder seine persönliche Zuneigung widmen könne — und stellte ebenso wenig seine Verpflichtungen gegen den Herzog von Braunschweig in Abrede; er würde indessen, versicherte er, sich durch solche Rücksichten nie abhalten lassen, eine so schreiende Verletzung der Menschenrechte zu rügen, wie sie an den Holländern begangen worden, wenn er nur einige Hoffnung auf Erfolg hätte. Dieser sei jedoch im gegenwärtigen Augenblicke nicht zu erwarten, und man würde deshalb besser thun, die beabsichtigte Schrift bis zum Tage der Rache zu verschieben, der vermuthlich früher anbrechen werde, als man glaube. „Unsere, obgleich sehr übertriebene Unmacht", bemerkt er, „wird noch einige Zeit dauern. Das Land ist aus dem ruhigen Chaos ins bewegte übergegangen, daraus kann und muß sich aber eine Schöpfung entwickeln. Ob eine unreife Frucht oder Gottes Ebenbild — ich weiß es nicht. Es ist jedoch unmöglich, daß wir stehen bleiben, und tiefer sinken können wir nicht." Dennoch ließ er sich, als seine holländischen Freunde nicht aufhörten in ihn zu dringen, endlich bewegen, für sie in die Schranken zu treten, und veröffentlichte die Schrift

„An die Batavier, über die Statthalterschaft“, mit dem Wahlspruche: Vincet amor patriae, laudumque immensa cupido. De Bourges, ein talentvoller junger Schriftsteller, der ihm schon manche Dienste geleistet, und Marron, ein in verdientem Ansehen stehender holländischer Geistlicher, der im Jahre 1832 als Präsident des reformirten Consistoriums in Paris starb, waren ihm dabei behülflich.

„Batavier“, rief Mirabeau aus, indem er auf die ehrgeizigen Bestrebungen Wilhelm's von Oranien hinwies, die seinen Nachfolgern zum Sporn und Muster gedient, „Batavier, setzt der Gewalt Schranken, wenn ihr nicht wollt, daß sie, dem natürlichen Gange der Dinge und der Menschen folgend, in Tyrannei ausarte! Und wenn irgend ein hochbegabter Bürger Euch wichtige Dienste leistet oder Euch gar vor Sklaverei bewahrt, so achtet seinen Charakter, bewundert seine Talente, aber fürchtet sie auch. Wehe den dankbaren Völkern! Sie überliefern alle ihre Rechte Demjenigen, der ihnen ein einziges gerettet, sie schmieden sich Fesseln, sie verderben durch übertriebenes Vertrauen sogar den großen Mann, den sie durch ihren Undank geehrt hätten!“

Welche Grenzen der Gewalt vorzuschreiben, welche Aenderungen in der Verfassung vorzunehmen seien, dies läßt Mirabeau zwar unerörtert, dafür setzt er jedoch die allgemeinen Menschenrechte auseinander, die, als unverjährbar und unveräußerlich, über jedes geschriebene Recht erhaben, die ewige Grundlage jeder Staatsgesellschaft seien, und ohne die der Mensch unter keinem Himmelsstriche seine Würde bewahren, sich vervollkommnen und die Gaben der Natur ruhig genießen könne.

„Alle Menschen werden frei und gleich geboren“, damit beginnt diese Erklärung der Menschenrechte, „frei und gleich durch die Bestimmung der Natur, sind sie es auch durch den ursprünglichen Wunsch aller Gesellschaften, da die Menschen, indem sie sich vereinigten, nur denselben Theil von Freiheit und Gleichheit zum Opfer bringen konnten.“ „Da alle Gewalt vom Volke ausgeht“, heißt es ferner, „so sind ihm alle, mit irgend einer gesetzgebenden, vollziehenden oder richterlichen Macht beklei-

deten Beamten jederzeit Rechenschaft schuldig... Das Volk, dessen Wohl zu befördern die Regierung eingesetzt ist, hat das unveräußerliche Recht, diese Regierung zu verbessern oder ganz zu ändern, sobald sein Wohl es verlangt... Es hat das Recht, die erledigten Aemter durch Wahl zu besetzen; alle Wahlen aber müssen frei sein, und jeder Besitzende ist Wähler und wählbar... Das Volk ist befugt, sich zu versammeln, um über das Gemeinwohl zu berathschlagen; seinen Vertretern Verhaltungsbefehle zu geben, und vom gesetzgebenden Körper durch Adressen und Vorstellungen Abhülfe für seine Beschwerden zu verlangen... Die Freiheit der Berathung in den Versammlungen ist so wesentlich, daß keine daselbst gehaltene Rede bei irgend einem Gerichtshofe als Klagepunkt dienen darf... Lange Amtsdauer ist besonders bei den verschiedenen Zweigen der vollziehenden Gewalt und der Finanzverwaltung für die Freiheit gefährlich, und hier daher periodischer Wechsel nothwendig... Niemand darf zu gleicher Zeit mehr als ein besoldetes Amt verwalten... Damit die Gesetze regieren und nicht die Menschen, muß zwischen der gesetzgebenden, der vollziehenden und der richterlichen Gewalt vollständige Trennung stattfinden... Das Recht, die Gesetze zu suspendiren, ihre Vollziehung zu hemmen oder sie gar aufzuheben, kommt nur der gesetzgebenden Gewalt zu... Ein Volk kann sich eine freie Verfassung nur bewahren, wenn es häufig auf die Grundsätze derselben zurückkommt und den Vorschriften der Gerechtigkeit, Mäßigung, Enthaltsamkeit und Sparsamkeit treu bleibt... Das Volk ist befugt, zur gemeinschaftlichen Vertheidigung Waffen zu besitzen und zu tragen... Eine gut eingerichtete Miliz ist der passende, natürliche und sichere Schutz einer freien Regierung... Stehende Heere sind der Freiheit gefährlich: es dürfen daher ohne Bewilligung des gesetzgebenden Körpers keine Truppen ausgehoben oder unterhalten werden, und die Militairgewalt muß der bürgerlichen Obrigkeit immer strenge untergeordnet bleiben... Keinem Bürger darf ein Theil seines Eigenthums genommen oder zu öffentlichen Zwecken verwendet werden, ohne seine eigene Zustimmung und die der Volksvertreter... Jeder-

mann muß rasche, unentgeltliche und vollständige Gerechtigkeit zu Theil werden... Kein Bürger darf bestraft werden außer kraft eines rechtsgültigen Urtheils... Jeder Bürger, der im Genusse seiner Freiheit beschränkt wird, darf sich um den Grund erkundigen, und, wenn derselbe ungesetzlich, ihn beseitigen und Entschädigung verlangen... Jeder Bürger muß an Person, Wohnung, Papieren und Besitzungen vor Durchsuchungen und Beschlagnahmen geschützt sein... Die Beamten der obersten Gerichtshöfe müssen anständig besoldet und so lange, als sie keinen Grund zu gesetzlicher Klage geben, im Besitze ihrer Stellen erhalten werden... Ewige Fideicommisse und ausschließende Privilegien sind gehässig und dem Geiste eines freien Staates sowie den richtigen Handelsgrundsätzen zuwider... Nichts", wird hier beigefügt, „beeinträchtigt die Gleichheit in höherem Grade, die alle Gesetze begünstigen sollen, weil alle gesellschaftlichen Combinationen ihr entgegenstreben..." „Keine Classe und keine Gesellschaft von Menschen", lautet es weiter, „darf ausschließende Vorrechte haben, außer für Dienste, die sie dem Staate geleistet; erbliche Titel und Aemter aber sind widersinnig und unnatürlich... Jeder darf seinen Glauben frei bekennen... Die Preßfreiheit muß unverletzlich aufrechterhalten werden..."

Mit dieser Erklärung hatte es Mirabeau wol weniger auf die Holländer abgesehen als auf seine eigenen Landsleute, die darin gleichsam sein Glaubensbekenntniß erblicken sollten. Denn die Ständeversammlung war von der Regierung bereits zugesagt, freilich nur in unbestimmten Ausdrücken und erst binnen einer fünfjährigen Frist: „Aber", bemerkte er Mauvillon, „die Macht der Dinge wird sie wol früher herbeiführen." Und einem Parlamentsgliede schrieb er um dieselbe Zeit: „Euer Jahr 1792 geht mir im Kopfe herum. Diese Verzögerung kann den guten Bürgern unmöglich Vertrauen einflößen. Wenn jedoch, wie Ihr glaubt, 1789 der rechte Zeitpunkt ist, warum verlangt Ihr ihn nicht?... Einberufung der Ständeversammlung ist durch die Nothwendigkeit so strenge geboten, so unvermeidlich, daß sie, mit oder ohne Premierminister, unter Achill oder Thersites, stattfinden

muß, und man deshalb der Regierung wenig Dank dafür wissen wird, welchen Zeitpunkt sie auch bezeichnen mag; schiebt sie ihn jedoch hinaus, so wird dies nur neuen Anlaß zur Unzufriedenheit, zum Mistrauen und Uebelwollen geben..." Die sichere Aussicht auf den nahen Zusammentritt einer solchen Versammlung war es auch, was in Mirabeau's Anschauungsweise, die gleich nach seiner Heimkehr eine so trübe Färbung getragen, in kurzem einen völligen Umschwung hervorbrachte. „Nie", heißt es in einem Briefe an Mauvillon, „nie war Frankreich innerlich stärker und gesünder, und nie so nahe daran, sich in seiner ganzen Größe aufzurichten. ... Uebel gibt es hier keine, als den vorübergehenden Nachtheil einer schwankenden Verwaltung, und die lächerliche Furcht, sich an die Nation zu wenden, um der Nation eine Verfassung zu geben. Sonst ist keine Verlegenheit da, die dem mittelmäßigsten Talente in den Weg treten könnte, und wiederholt sei es ausgesprochen, nie war dieses Land näher daran, zu werden, wozu die Natur es bestimmte, das mächtigste Reich der Welt. Wären dazu aber auch fünfzig Jahre erfoderlich, da doch kaum zehn genügen, so fehlt es der Natur nicht an Zeit, und wir armselige Wesen, die für sie keinen andern Maßstab haben als unsere Spanne Dasein, wir sollten bedenken, daß fünfzig Jahre eine weltgeschichtliche Stunde sind, und daß die Staaten nicht alle Halbjahrhundert ihr System ändern können, zumal wenn ihnen die Natur ihre Bahn deutlich vorgezeichnet hat..."

In einem zweiten Briefe an das eben erwähnte Parlamentsglied erörterte Mirabeau die Auswege, welche dem Ministerium blieben, das eben auf dem Punkte stand, vom Parlamente die Eintragung eines auf fünf Jahre zu vertheilenden Anleihens von 420 Millionen zu verlangen. Er rieth zu dem Auskunftsmittel, die Quote für das Jahr 1788 zu bewilligen, jedoch unter der ausdrücklichen Bedingung, daß die Reichsstände 1789 einberufen würden. Weitere Zugeständnisse dürfe man der Regierung nicht machen; denn die Zeit sei vorüber, da die Gunst irgend eines Menschen für den Verlust der öffentlichen Achtung schadlos

zu halten vermocht — es breche vielmehr der Tag an, wo die Stimme des Volks genügen werde, um einem tüchtigen Manne einen Platz unter den angesehensten Bürgern zu verschaffen.

Und am Tage nach der stürmischen Sitzung vom 19. Nov., in der das Parlament, von Ludwig XVI. in eigener Person aufgefodert, die Eintragung des Anlehens verweigert hatte, schrieb Mirabeau an Montmorin: ... Was ist zu thun? Bestimmt und feierlich für das Jahr 1789 die Ständeversammlung ankündigen, deren man nicht mehr entbehren kann ... Durch eine Verschiebung, die man bald wieder zurücknehmen müßte, durch eine Verzögerung, die überdies Alles in Stockung und Anarchie ließe, würde man den Erfolg eines so großartigen Schrittes nur verscherzen. Das schönste Jahr im Leben des Königs wird unstreitig jenes sein, in dem er sein Volk um sich versammelt. Jedermann weiß, daß er getäuscht worden ist, ohne es hindern zu können; jedermann wird seinen Absichten Gerechtigkeit widerfahren lassen und ihm Trost und Lobsprüche spenden, wie einst Ludwig XII. und Heinrich IV., und Frankreich wird, im Innern verjüngt, nach Außen erstarkt, mit den Strahlen seines eigenen Ruhms seinen Monarchen schmücken ..." Verbrecherische und gefährliche Staatsstreiche, Bankerott, oder Ständeversammlung für 1789 — es gebe keine andere Wahl; schon bei der Verkündigung der letztern werde der Credit wieder erstehen und die bis dahin noch nöthigen Anleihen zu Stande bringen. In diesem Sinne fodert er den Minister auf, zu wirken, indem er auch ihm zurief: „Der Wille eines Königs genügt nicht mehr, um den Ruf eines Ministers zu begründen, seine Ungnade oder seinen Sturz zu bewirken; die Quellen wahren Ruhms sind heutzutage anderswo, sie entspringen an höherer Stelle — von der Nation allein wird fortan das Schicksal der Staatsmänner abhängen ..." Montmorin war jedoch nicht der Mann dazu, einen so kühnen Schritt zu thun oder anzurathen; wie seine Genossen erblickte er im hartnäckigen Trotz des Parlaments das einzige Hemmniß der Regierung, ohne zu ahnen, daß hinter dem Parlamente nicht blos eine Rotte aristokratischer Ränkeschmiede oder ein gemietheter Pöbel-

haufen, sondern das Volk stand — das Volk, welches selbst die köstlichsten Güter verschmäht hätte, wären sie aus der Hand des Despotismus gekommen. Ueber die wahre Lage der Dinge verblendet, beschloß das Ministerium einen entscheidenden Angriff auf das Parlament zu wagen, und glaubte um so gewisser auf Erfolg zählen zu dürfen, wenn es zuvor die eigennützigen Triebfedern dieser Körperschaft rücksichtslos enthüllte. Zu diesem Zwecke warf man die Augen auf Mirabeau: Montmorin foderte ihn auf, gegen das Parlament zu schreiben, dem bereits der König selber den Vorwurf aristokratischer Bestrebungen zugeschleudert hatte — ein Pfeil, der aber auf den Schützen Despotismus zurückflog. Und mit diesem gemeinsame Sache zu machen, war Mirabeau ebenso wenig geneigt; er lehnte daher den zweideutigen Auftrag ab und begründete in einem, wenige Tage vor der Verhaftung der Parlamentsräthe Espremenil und Goislart, an den Minister erlassenen Schreiben seine Weigerung mit folgenden Worten:

„... Abgesehen von den persönlichen Gefahren, denen ich mich aussetzte, wenn ich mir den unversöhnlichen Haß von Körperschaften zuzöge, die noch keineswegs überwunden sind, die vor ihrem Falle noch eine Menge Opfer fodern, oder vielmehr, um es kurz zu sagen, gar nie fallen werden, bis man nicht die Nation gegen sie zu Hülfe ruft — abgesehen von diesen Gefahren, die mich nicht schrecken, ist wol jetzt der günstige Augenblick, mit Anklagen gegen eine Beamtenaristokratie vor die Schranken Frankreichs zu treten, jetzt, da der König selber es nicht verschmäht hat, eine solche Anklage auszusprechen? Ist jetzt der Augenblick, die Partei der Regierung zu ergreifen, jetzt, da man sich nicht gescheut hat, dem Könige eine Rede in den Mund zu legen, die bald in ganz Frankreich Widerhall finden wird und aus der die logische Folgerung sich ergibt, daß der Wille des Monarchen allein das Gesetz macht? Läßt sich glauben, daß Diejenigen, welche solche Grundsätze aufstellen, die Ständeversammlung im Ernst wollen und vorbereiten? Was mich betrifft, so habe ich bereits wiederholt erklärt, ich würde die Parlamente nie bekämpfen, außer im Angesichte der Nation. Nur dieser

gegenüber dürfen und können sie auf ihren ursprünglichen Beruf, die Rechtspflege, beschränkt werden. Wenn wir jedoch an die Stelle der Rechte, die sie sich auf unsere Kosten angemaßt, keine durch unsere Zustimmung bekräftigte Verfassung treten sehen, wer von uns würde dann verworfen genug sein, die letzten Spuren unserer Freiheit vertilgen zu wollen? Soll fortan der Wille eines Einzigen im Reiche als Gesetz gelten, was brauchen wir uns dann in die Zänkereien zu mischen, die zwischen dem Monarchen und seinen Bevollmächtigten entstehen? Was haben wir bei einem solchen Streite zu verlieren — oder müssen wir nicht vielmehr den Widerstand jener Körperschaften unterstützen, die es allein noch mit jenem furchtbaren Willen aufzunehmen vermögen?"

„Ich habe Ihnen schon bemerkt", fährt Mirabeau in diesem Schreiben an Montmorin fort, „die Regierung, welche Frankreich den Parlamenten in die Arme triebe, müßte sehr ungeschickt, und ein Verfahren, das dieses gefährliche Ergebniß zu beschleunigen strebte, sehr schwer zu deuten sein. Wie, kann man denn nicht bis zum Zusammentritt der Ständeversammlung das Parlament der Sache nach entbehren? Wozu sich beeilen, es in Form Rechtens zu beseitigen, wenn man wirklich eine Vertretung der Nation beabsichtigt? Welchen Verdacht müßte diese Hast einflößen! Entreißt man der Nation das Schattenbild, welches sie so lange als den Wächter ihrer Rechte angesehen, ohne den Schutz und die Ausübung der letztern ihr selber anzuvertrauen, so wird sie nicht glauben, daß man zerstört, um aufzubauen, daß man den Ehrgeiz der Körperschaften in Schranken weist, um dem Reiche eine Verfassung zu geben; sie wird vielmehr denken, man habe den unbeschränkten Despotismus, die reine Willkür im Auge. Es brauchte große Verwegenheit, um die Bürgschaft zu übernehmen, daß unter solchen, durch das allgemeine Mistrauen und böswillige Ränke noch verschlimmerten Umständen keine Empörung ausbrechen würde — entsteht aber eine, so vermag keine menschliche Klugheit die Folgen zu berechnen..."

„Schlägt man dagegen", heißt es weiter, „statt sich der veralteten Sprache der Willkür zu bedienen, eine wahrhaft volks-

thümliche Bahn ein, so ebnet sich Alles von selbst. Beim ersten feierlichen Worte, das den Zeitpunkt für den Zusammentritt der Reichsstände ausdrücklich festsetzt, kehrt Alles zur Ruhe zurück; die guten Bürger, die friedliebenden Menschen, die Franzosen, welche man der Monarchie noch nicht abwendig zu machen im Stande war, weil sie einsehen, daß Frankreich durch die Geographie zur Monarchie bestimmt ist, werden, mit neuer Hoffnung erfüllt, sich gelehrig zeigen, die Strudelköpfe und die misvergnügten Körperschaften aber jedes Mittels beraubt sein, in der Zwischenzeit neue Unruhen anzustiften. Auch wenn die Regierung augenblicklicher Aushülfe, einstweiligen Credits bedarf, kann sie sich denselben auf diesem Wege am besten verschaffen, weil die Ständeversammlung ebenso wol das einzige Mittel ist, um den Staatscredit herzustellen, als um dem Lande eine Verfassung zu ertheilen ... Es gibt mit einem Worte hier keine Schwierigkeiten, als die man selber schafft, oder die aus der schrecklichen Krankheit aller Regierungen entspringen, nie aus eigenem Antriebe heute zu bewilligen, was ihnen morgen unfehlbar abgerungen wird ..."

„Nein, Herr Graf", so lautet der Schluß dieses Schreibens, das einen der unwiderleglichsten Beweise für Mirabeau's politische Tugend liefert, „nein, der Augenblick ist nicht gekommen, um den Parlamenten einen Federkrieg anzukündigen. Man mistraut der Regierung allzu sehr und mit zu gutem Recht — möge sie der Nation wieder Zuversicht einflößen, auf dem einzigen Wege, der ihr dazu offen steht, und alsbald werden die Parlamente durch die Macht der Dinge auf ihr wahres Maß herabsinken, ihre strafbaren Ränke scheitern, ihre thörichten Aufwiegelungen den verdienten Lohn erhalten — ihre ganze Stärke besteht ja nur in der Noth der Regierung und in der Unzufriedenheit des Volks... Stellen Sie also einen eifrigen Diener nicht bloß, der an dem Tage, wo es das Heil des Vaterlandes gilt, keine Gefahr scheuen wird, der sich jedoch um alle Kronen der Welt nicht für eine zweideutige Sache beflecken möchte, wobei der Zweck ungewiß, das Prinzip zweifelhaft, der Weg aber

dunkel und schauerlich ist. Würde ich nicht das geringe Talent, dessen Einfluß Sie zu hoch anschlagen, ganz auf's Spiel setzen, wenn ich jener unbeugsamen Selbständigkeit entsagte, die allein mir einige Erfolge eintrug und mich in den Stand setzen kann, meinem Vaterlande und meinem Könige Dienste zu leisten? An dem Tage, da ich, den Eingebungen meines Gewissens gehorchend und stark durch meine Ueberzeugung, als redlicher Bürger, treuer Unterthan und unbescholtener Schriftsteller mich in den Kampf stürze, an diesem Tage werde ich ausrufen können: «Hört einen Mann, der in seinen Grundsätzen nie gewankt und das Gemeinwesen nie verrathen hat!»"

Den nämlichen Geist athmet, was Mirabeau um dieselbe Zeit an Mauvillon schrieb: „Seit zehn Monaten, besonders aber seit sechs, diene ich allen möglichen Verleumdungen zur Zielscheibe, weil ich im Gespräche den parlamentarischen Fanatismus nicht theile und noch keine Zeile zu Gunsten der Opposition geschrieben habe — freilich auch keine für die Regierung. Ich war immer der Meinung, es gebe zwischen König und Parlament eine ganz unbedeutende kleine Partei, die Nation genannt, der alle verständigen und redlichen Leute angehören sollten." Mit dieser Partei der Nation aber verband er sich um so inniger, als der Beschluß, welcher die Reichsstände, und zwar für den 1. Mai 1789, einberief, jetzt endlich erlassen war. „Mit diesem Schritte", rief er in einem Briefe an Mauvillon aus, „ist die Nation binnen vierundzwanzig Stunden um ein Jahrhundert vorwärts gekommen. O, mein Freund, Sie werden sehen, was diese Nation vermag, an dem Tage, der ihr eine Verfassung gibt, an dem Tage, wo das Talent auch eine Macht sein wird..."

XXXVII.

Und diesen Tag behielt Mirabeau fortan unverrückt im Auge. Auf dem Entschlusse beharrend, sich in den Streit zwi-

schen Regierung und Parlament vor der Hand nicht einzumischen, dabei jedoch darauf bedacht, dem übernommenen Berufe getreu, der wichtigsten schwebenden Fragen sich zu bemächtigen und dadurch zugleich die öffentliche Aufmerksamkeit in Spannung zu erhalten, ließ er im Laufe des Jahres 1788, außer dem Sendschreiben „an die Batavier“ noch eine Reihe von Schriften erscheinen, die zu dem großen Ziele, das er sich vorsetzte, in mehr oder weniger naher Beziehung standen. Die „Beobachtungen eines englischen Reisenden über Bicêtre...“, zum Theile nach englischen Quellen bearbeitet, sollten die Gebrechen der französischen Strafrechtspflege enthüllen und Vorschläge zur Abhülfe bringen, deren einige, von Menschenfreunden wie Howard, Blackburne u. s. w. angeregt, in den Vereinigten Staaten Nordamerikas bereits zur Ausführung gekommen waren. In die Fußtapfen dieser Männer tretend, war Mirabeau einer der ersten, welcher darauf drang, an die Stelle der herkömmlichen barbarischen Gefängnißzucht ein hauptsächlich auf Besserung des Verbrechers berechnetes System treten zu lassen, und die scheußlichen Kerkerhöhlen durch Anstalten zu ersetzen, in denen durch Arbeit, Einsamkeit und Belehrung auf den Charakter der Sträflinge gewirkt würde. „Die Chinesen“, bemerkt er bei diesem Anlasse, „betrachten die Laster eines Menschen als Folge seines Unglücks und der schlechten Erziehung, die ihm zu Theil geworden. Deshalb bestrafen sie die Vergehen der Kinder an den Aeltern, welche sie als die eigentlichen Urheber derselben ansehen. Dieser Grundsatz könnte mit vollem Rechte noch weiter ausgedehnt werden: man sollte nämlich die Verbrechen der Armen an den Reichen strafen, deren Pflicht es wäre, ihnen väterlichen Schutz angedeihen zu lassen...“

Im Einklange mit der im Vorworte dieser Schrift hingeworfenen Andeutung, „die Nationalversammlung werde mit den Verfassungsarbeiten so beschäftigt sein, daß ihr kaum Muße bleiben werde, die Rechtspflege zu prüfen“, legte Mirabeau auch in dem Pamphlet, das er im gleichen Zeitraume unter dem Titel „Suite de la dénonciation de l'agiotage“ erscheinen ließ, das

Hauptgewicht auf das Verfassungswerk. „Gebt diesem Lande eine Verfassung“, rief er aus, „und ihr werdet sehen, welch' großartige, reichhaltige und unversiegbare Schätze ein Boden darbietet, den ihr erschöpft glaubt, ein Volk, das euch entmuthigt scheint! ... Eine Verfassung, das ist die Grundlage aller Ersparnisse und Hülfsquellen, alles Vertrauens und aller Macht! ... Diejenigen hätten keinen Begriff von der Natur der Dinge und der Menschen“, fährt er fort, „die den Glauben hegten, die königliche Macht würde durch etwas geschwächt, das ihr gerade unberechenbare Stärke verleihen muß; ja, sie wären strafbare Verleumder eines edelmüthigen Volkes, das seine Herrscher anbetet und ihnen oft nur mit allzu blinder Hingebung gehorcht .. Man spricht fortwährend von Hülfsleistungen, die man von ihm verlangen müsse. Aber an dem Tage, wo seine Vertreter sich versammeln, wird es nicht Hülfsleistungen gewähren, sondern das wirksame und vollständige Heilmittel darbieten für die Gebrechen des Staates, die sich alle auf die Verwirrung der Finanzen zurückführen lassen. Wehe Dem, der dann von Hülfsleistungen spricht! Wehe Dem, der sich scheut, alle Opfer zu bringen, die nöthig sind, um den Staatscredit und die Nationalehre aufrechtzuerhalten, das Gemeinwesen im Innern zu ordnen und uns nach Außen Achtung zu verschaffen — der diese Opfer scheut an dem Tage, wo es gilt, dem Monarchen für einen so herrlichen Act der Gerechtigkeit und Weisheit die gebührende Huldigung darzubringen!“

Auf seine eigene, vielfach angefochtene und verkannte Stellung übergehend, fügt Mirabeau bei: „Ihr, die ihr bald miethend, bald gemiethet, auch die Freundschaft für käuflich haltet, sprecht es aus, welcher eigennützige Antrieb mir diese Worte in den Mund gelegt hat, untersucht das Gift, das sie enthalten, enthüllt die ganze Schändlichkeit meiner nichtswürdigen Absichten ... Oder stempelt lieber mein Schweigen zum Verbrechen, denn meine Schriften werden über eure Angriffe stets erhaben bleiben. Sie werden vielleicht dem Zahne der Zeit nicht widerstehen, allein dem Genage der Verleumdung werden sie stets

Trotz bieten. Die vorübergehenden Angriffe leichtfertiger oder misvergnügter Geister, welche die Klatschereien des Tages oder die Launen verletzter Selbstsucht für die Stimme der öffentlichen Meinung halten, werden mich nicht abschrecken, meine Laufbahn bis zum Ziele zu verfolgen. Mir wird Gerechtigkeit werden: die Zeit läßt sie Allen widerfahren."

„Was nützte es denn", fährt Mirabeau in dieser Selbstvertheidigung fort, „fünfzehn Jahre der Verkündigung so gefährlicher Wahrheiten gewidmet zu haben, wie sie noch kein Franzose auszusprechen gewagt, wenn man damit nicht das Recht erlangt hätte, der Abtrünnigkeit von seinen eigenen Grundsätzen nicht eher beschuldigt zu werden, als bis man sie selber Lügen gestraft... Fürwahr, wenn ich in diesen Tagen der Gährung und Parteiung geschwiegen habe und noch schweige, so geschieht es nicht deshalb, weil mein Entschluß nicht gefaßt ist, oder ich ihn zu gestehen fürchte; nicht deshalb, weil ich zwischen dem fanatischen Eifer für die Sache des Parlaments, den ich bemitleide, und der knechtischen Unterwürfigkeit gegen die Gewalt, welche mir Abscheu einflößen würde, keine unabhängige Stellung zu behaupten und meine persönliche Meinung auszusprechen wagte — sondern aus dem Grunde, weil ich, obschon für meinen Theil von den guten Absichten der Regierung überzeugt, mir nicht verhehle, daß, ungeachtet der großen und heilsamen Umwälzung, welche sie anbahnt, noch genug Anlässe zu gerechter Besorgniß vorhanden sind für eine Nation, die allzu oft getäuscht und von den Machthabern zum Spielball ihrer schwankenden Grundsätze gemacht worden ist..."

Indem er im weitern Verlaufe der Schrift Bemerkungen wiederholt, die er bereits dem Minister Montmorin gegenüber geltend gemacht, knüpft er daran folgendes Schlußwort: „Diese einfachen Wahrheiten können der Regierung unmöglich entgangen sein; wollte sie täuschen, so würde sie nur sich selber täuschen, denn Minister und Monarch werden vergehen, Frankreich aber wird nicht vergehen, und es ist ein zu schönes Erbe, um es zu schmälern oder auf's Spiel zu setzen. Unmöglich kann

man die Gewalt der Bayonnete an die Stelle der Gewalt des Gesetzes, die Auskunftsmittel, welche die Unterdrückung gewährt, an die Stelle der Hülfsquellen, die das Vertrauen eröffnet, den Credit der Blutsauger an die Stelle der Unterpfänder setzen wollen, welche die Nation darbietet. Unmöglich ist es endlich, daß man nicht zu den Ständen seine Zuflucht nimmt, sei es auch nur, weil es für unsere Finanzen keinen andern Ausweg gibt — Ludwig **XVI.** hat jedoch nicht verdient, daß man ihm bei einem solchen Umschwunge so kleinliche Absichten, so engherzige Gesinnungen zutraut... Dies ist mein Glaubensbekenntniß: es lautet wol deutlich genug. Ich habe es nicht früher veröffentlicht und setze es auch jetzt nicht so weitläufig auseinander, als ich wol könnte, weil mir der Zeitpunkt zu Erörterungen über die Ständeversammlung noch nicht gekommen scheint. Die Belehrung ist zu selten, die Gährung zu groß, der Parteigeist zu thätig; man muß den Eilfertigsten Platz machen, man muß Alles anhören, Alles zusammenfassen, berechnen und ergründen, um bei einem solchen Anlasse nichts Unvollständiges oder Unreifes zu liefern — bei einem Anlasse, wo das französische Volk endlich seinen Richter finden wird. Denn bis jetzt haben uns die Machthaber nur allzu gut beurtheilt, indem sie uns von jedem Einflusse auf die Regierung entfernt. Nun aber, da die Macht der Dinge uns diesen Einfluß verschafft, wird sich's zeigen, ob wir der Freiheit würdig sind."

Diese Stellung über den Parteien nahm Mirabeau auch in der Flugschrift ein, die er kurz vor dem Sturze Brienne's unter dem Titel „**Réponse aux alarmes des bons citoyens**" veröffentlichte. Von einem früher ausgesprochenen Grundsatze abweichend, unterließ er es diesmal, sich als Verfasser zu nennen, vermuthlich weil er nicht sich neuen Misdeutungen aussetzen, und in Gefahr gerathen wollte, das Loos aller Derer zu theilen, die zwischen erbitterten Parteien ihr Recht auf eine selbständige Meinung geltend machen. „Seit langer Zeit", so lauten die einleitenden Worte dieser Schrift, „finden die alltäglichsten Aenderungen in der Verwaltung der europäischen Staaten nur in un-

merklichen Abstufungen statt. Meistens werden sie durch die öffentliche Meinung vorbereitet: Umwälzungen sind sehr selten und doch fürchtet man sie. Ein tief gewurzeltes Vorurtheil besorgt von großen Neuerungen große Gefahren, und Trägheit verschlimmert durch ihren Unglauben, was Furchtsamkeit in ihrer Angst verschuldet. Sogar Jene, die das Gute eifrig wollen, halten unwillkürlich an ihren alten Gewohnheiten fest, weil sie in dem Augenblicke, wo die Bewegung beginnt, zu ungünstig gestellt sind, um von ihrem Standpunkte aus das Ziel wahrzunehmen." Mirabeau will daher durch seine Schrift einerseits die Besorgnisse Derjenigen zerstreuen, welche, durch die Größe des Unheils erschreckt, von der Ständeversammlung keine rasche und dauernde Abhülfe erwarten, und theils im Vertrauen auf die bekannten Gesinnungen des Königs, theils aus Furcht vor Anarchie sich zu der Meinung bekennen, der Despotismus allein könne wieder gutmachen, was er selber verbrochen; andererseits aber die Annahme widerlegen, das Parlament werde berechtigt sein, Alles wieder in Frage zu stellen, was die Reichsstände entschieden. Zu diesem Zwecke erörtert er den Ursprung, die Geschichte und die Befugnisse beider Körperschaften, und zählt das ganze Sündenregister der Parlamente auf, aber nur, um mit desto größerem Nachdrucke der Nation und ihren Vertretern, den Ständen, das volle und ungeschmälerte Recht der Gesetzgebung und Steuerbewilligung zu vindiciren. Man habe sich, sagt er, die Uebergriffe des Parlaments gefallen lassen, weil der Despotismus der Menschheit so schreckliche Wunden schlage, daß sogar ein Uebel, welches ihm Schranken setzt, heilsam erscheine. Jetzt aber, da die wahren Vertreter der Nation sich versammeln würden, müßten die Parlamente den Platz räumen — sie müßten es um so mehr, als ihnen, selbst nachdem sie ihren gesetzgeberischen Anmaßungen entsagt, noch immer die Erblichkeit und die Käuflichkeit ihrer Stellen vorzuwerfen bleibe... Freilich, heißt es weiter, werde auch die Ständeversammlung eingewurzelte Gebrechen nicht auf einmal beseitigen können; indessen hänge es von ihr ab, die Lage der Nation erträglich zu machen und ihr in nicht allzu weiter Ferne

die schönste Zukunft zu bereiten. Unter den Reformen aber, die sich unverweilt bewerkstelligen ließen, hebt er namentlich, außer gewissenhafter Bewilligung und Verwendung der Steuern, die Abschaffung aller jener Privilegien hervor, wodurch seit Jahrhunderten die Nation zu Gunsten einiger Tausende ausgebeutet werde, welche diese ungerechte Bevorzugung in Unterdrücker verwandle... Alles müsse verbessert werden, erklärt er, was der großen Mehrzahl schade und nur den Machthabern Vortheil bringe, die, aus den Misbräuchen Gewinn schöpfend, sie beschützen und vertheidigen. Das wirksamste Heilmittel für alle diese Uebel sei jedoch, setzt er hinzu, die Preßfreiheit, die jener gefeierten Lanze gleiche, welche die Wunden, die sie geschlagen, allein zu heilen im Stande gewesen..."

Diese Erörterungen schließt Mirabeau mit nachstehender Anrede an Ludwig XVI.: „Möge der Monarch, der sich seinen Unterthanen auf so edle Art genähert, immer überzeugt sein, daß es besser ist, freie Menschen zu beherrschen, die ihm von selber entgegenkommen, als Sklaven, die ihm nur zitternd gehorchen würden! Möge er die Einsicht festhalten, daß er durch freiwillige Verringerung seiner eigenen Gewalt seinen Thron befestigt und sein Ansehen erhöht, und daß er, indem er der Willkür entsagt, sich nur gegen die menschliche Schwäche sicher stellt und auf die Macht verzichtet, Böses zu thun! Möge er vor Allem nie das Beispiel Marc Aurel's vergessen, der, gleich ausgezeichnet durch Weisheit wie Bescheidenheit, als Held und Gesetzgeber, als republikanischer Menschenfreund, als tugendhafter Mann sich jede Art Ruhmes erwarb. Ihn allein unter allen Fürsten schien die Natur hoch über die andern Sterblichen erhoben zu haben; aber so viele Tugenden und herrliche Eigenschaften verschwanden nur allzu schnell, und Marc Aurel bekam einen Sohn zum Nachfolger, der vom Menschen nichts besaß, als die Fähigkeit, sich zum Thiere zu erniedrigen!"

Wie es scheint, erblickten einige von Mirabeau's Freunden, darunter namentlich der Herzog von Lauzun und der Abbé von Perigord, in dieser Schrift einen unzeitigen Angriff auf das

Parlament, und machten ihm deshalb Vorwürfe, gegen die er sich in einem Schreiben an Erstern folgender Maßen vertheidigte: ... Nicht nur müssen in öffentlichen Angelegenheiten die besten Freunde einander Freiheit der Meinungen gestatten, sondern die wahre Manneswürde erfodert auch, daß man auf diesem Gebiete trotz aller Schwankungen des Lebens an seinen Grundsätzen festhalte... Davon bin ich überzeugt, und dieser Ueberzeugung habe ich mein Benehmen angepaßt. Wie Sie wissen, hatte ich erklärt: „Wollt Ihr eine vollständige Umwälzung? dann schließe ich mich Euch an, vorausgesetzt, daß Ihr das Beste der Nation im Auge habt und Alles den Reichsständen unterwerfet, die Ihr einberufen und deren Obergewalt Ihr anerkennen müßt. Da sich dies jedoch nur aus feierlichen und unwiderruflichen Schritten ergeben kann, so will ich letztere vorerst abwarten." Habe ich nun Wort gehalten? „Aber Du hast ja diese Flugschrift veröffentlicht", werden Sie mir vielleicht erwidern, „eine Schmähschrift gegen das Parlament." Eine Schmähschrift! Wohlan es sei — wenigstens ist diese Schmähschrift in ziemlich volksfreundlichem Tone gehalten, indem darin gezeigt wird, daß die Reichsstände nothwendiger und unverjährbarer Weise die höchste gesetzgeberische Befugniß besitzen und periodisch alle Rechte der Souverainetät auszuüben haben. Unter dieser Bedingung will ich gern zugeben, daß ich eine Schmähschrift verfaßt, und wäre es auch wahr, daß sie bei allem Fanatismus, den das Parlament Jedermann einflößt, demselben wirklich Schaden zugefügt, so fände ich dennoch keinen Grund zur Reue... „Aber", wenden Sie mir vielleicht ein, „Du hast zerstört zu Gunsten von Leuten, die nicht aufbauen wollen." Darauf kann ich nur Folgendes entgegnen: „Diese Leute, das heißt die Minister, sind entweder redlich oder nicht, verblendet oder besonnen, im Besitze der Gewalt oder Spielball einer Intrigue. Wollen sie die Nation nicht neu organisiren, so können sie sich nicht halten: sie werden unterliegen, und die Macht der Dinge wird uns von ihnen befreien, nachdem sie uns von dem Despotismus der Parlamente befreit, was jedenfalls ein Gewinn. Haben sie thörichte Plane und werden sie unter-

stützt, so werden sie zu Gewaltschritten ihre Zuflucht nehmen — ein barbarischer Unsinn, der noch niemals etwas Dauerhaftes hervorgebracht — und die Nation wird nur um so schneller zur Freiheit gelangen. Gibt man sie aber preis, so ist das Ansehen des Königthums vernichtet, und die Entscheidung kann nicht länger zögern. Was hätte uns demnach unter allen Umständen Günstigeres begegnen können? Wie wollte man ferner eine andere Ordnung der Dinge begründen, ohne Einzelne zu verletzen?... Was haben übrigens diese Verletzungen zu bedeuten, gegenüber der Nation, die auf den Schauplatz tritt? Und ist in dem bevorstehenden Kampfe der Despotismus der Gewalt dem der Formen nicht tausendmal vorzuziehen? Hätte ich also auch diese Wendung beschleunigt (ein thörichter Gedanke), so würde ich mich dennoch darüber freuen. Was hätte ich wol daran gesetzt, um der Sache den Ausschlag zu geben? Eine mittelmäßige Flugschrift — ein anonymes, alle Spuren der Eile tragendes, und bis auf den Eifer für die Grundsätze der Freiheit sehr schwaches und mattes Pamphlet, während ich an dem Tage, wo es gilt, dem in treulose Tyrannei übergegangenen Despotismus den Todesstoß zu versetzen, dies mit der ganzen Kraft thun werde, die mir meine bisherige Mäßigung, meine erfolglosen Rathschläge und die lügnerischen Versprechungen verleihen, welche mir zum Besten der Nation gemacht worden sind und die dann alle enthüllt werden sollen... Es blieb, wie mir scheint, in der That keine andere Wahl, und ich habe, glaube ich, der Nation keinen schlechten Dienst geleistet, indem ich, statt die Märtyrerpalme anzustreben, mich in den Stand setzte, das Land und die Personen, sowie endlich die Pläne etwas näher kennen zu lernen, die uns Krieg oder Frieden, Rettung oder Tod bringen."

Durch einen im Juli 1788 erlassenen Rathsbeschluß waren alle Körperschaften und alle Sachverständigen aufgefodert worden, über die Einrichtung der Reichsstände, die Wahlart u. s. w. Untersuchungen anzustellen, und das Ergebniß derselben zu veröffentlichen. Damit war der Sache nach Preßfreiheit zugestanden: dennoch blieb die Policei im alten Geleise und übte fort-

während strenge Censur, die um so gehässiger war, als sie ihren Zweck — wenn sie überhaupt einen hatte — ganz verfehlte und blos Einzelne belästigte. Gegen diesen Unfug erhob sich nun Mirabeau, indem er Milton's Rede zu Gunsten der Preßfreiheit bearbeitete und, mit einigen Zusätzen versehen, herausgab, vorzugsweise den künftigen Volksvertretern zum Sporn und zur Belehrung. Er beschwor sie, durch den ersten ihrer Beschlüsse für alle Zeiten die unbeschränkteste Preßfreiheit zu gewähren — nichts gleiche ja einem Irrthume so sehr als eine neue Wahrheit, nichts so sehr einer Wahrheit als ein alter Irrthum, und beide ließen sich nur durch die ungehemmteste Freiheit der Erörterung unterscheiden.

Diese Schrift, die den Wahlspruch trägt: „Wer einen Menschen tödtet, tödtet ein vernünftiges Wesen; wer aber ein gutes Buch vernichtet, tödtet die Vernunft selber", brachte unter Anderem die Unterdrückung eines Berichtes über die Verhandlungen der Provinzialstände zur Sprache, welche sich die Policei erlaubt hatte, und Mirabeau nahm sich bei diesem Anlasse des Verlegers, des straßburger Buchhändlers Levrault, um so wärmer an, als er zum Behufe seiner Erwählung zum Abgeordneten sein Augenmerk auf den Elsaß gerichtet hatte. Zu diesem Zwecke geschah es wol, daß er schon im August einem Schreiben an Levrault eine Art Programm seiner Grundsätze einverleibte, das zugleich einige Entwickelungen andeutete, die sich aus dem Zusammentritt der Reichsstände ergeben könnten. „Die Regierung hat erfahren", heißt es darin, „was ich ihr so oft voraussagte: «Wenn Ihr sie zu Fuß nicht wollt, so werden sie geritten kommen», denn, indem sie dieselben hinauszuschieben suchte, hat sie den Zeitpunkt beschleunigt, ja übereilt, und dies wird sich gewiß rächen. Was werden nun die Stände machen? Ohne Zweifel viele Dummheiten; doch was liegt daran? Die Völker haben wie die Kinder ihre Leibschmerzen, ihr Zahnfieber, und wie die Uebel alle heißen, und dennoch entwickeln sie sich. Die erste Ständeversammlung wird stürmisch sein und vielleicht zu weit gehen; die

zweite wird ihren Schritt mäßigen, die dritte aber die Verfassung zu Stande bringen. Sperren wir uns nicht gegen die Nothwendigkeit einer solchen: ist heute Alles gerecht, so wird morgen Alles gesetzlich sein. Hüten wir uns besonders vor Gelehrsamkeit, verschmähen wir das Hergebrachte, forschen wir, was geschehen soll, unternehmen wir aber nicht zu viel. Steuerbewilligungsrecht, bürgerliche Freiheit, periodische Ständeversammlungen: das sind die drei Hauptpunkte, die eine bestimmte Erklärung der Volksrechte zur Grundlage haben müssen; das Uebrige kommt von selber... Was meine persönlichen Gesinnungen betrifft, so will ich sie Ihnen unverhohlen mittheilen. Krieg den Bevorrechteten und den Vorrechten, das ist mein Losungswort. Wider die Könige lassen sich die Vorrechte mit Nutzen gebrauchen, der Nation gegenüber sind sie jedoch abscheulich, und bei der unsrigen wird sich der Gemeingeist nicht eher bilden, als bis sie von ihnen erlöst ist. Dies ist der Grund, warum wir monarchisch bleiben müssen, was ich für meine Person ganz entschieden beabsichtige. Was wäre wol, ehrlich gestanden, eine aus all den Aristokratien, die uns aussaugen, zusammengesetzte Republik? Der Schauplatz der ärgsten Tyrannei... Dies wird Ihnen deutlich genug werden aus den innern Kämpfen, in denen sich die Ständeversammlung aufreiben wird, besonders wenn die Regierung hartnäckig darauf beharrt, keine große Zahl von Abgeordneten zusammenkommen zu lassen. Achthundert Personen (weniger würden die französische Nation nicht genügend vertreten) kann man leichter lenken als dreihundert: fünf bis sechs leiten die ganze Heerde, wie groß sie auch sei. Ist sie klein, so haben persönliche Zänkereien desto mehr Einfluß; ist sie zahlreich, so herrscht das Talent, und die Regierung kann und muß, ohne zu bestechen (denn wer sich bestechen läßt, ist nie der Bestechung werth), sich dieser fünf bis sechs Männer versichern..." „Es hieße", fügt Mirabeau in diesem Schreiben endlich noch bei, „unser Zeitalter einen barbarischen Rückschritt thun lassen, wenn man zu gewaltthätigen Umwälzungen seine Zuflucht nähme; Dank der

Buchdruckerkunst genügt die Belehrung, um alle diejenigen zu bewirken, deren die Menschheit bedarf, und nur auf diese Art werden die Völker ihre Errungenschaften behaupten..."

Einer Andeutung zufolge, die sich in einem Briefe an Mauvillon findet, sah Mirabeau seinen Plan, im Elsaß eine Abgeordnetenstelle zu erlangen, durch Necker's Rückkehr ins Ministerium vereitelt — ein Umstand, der, wie sich's auch damit verhalten mochte, seinen Widerwillen gegen den Genfer nur steigern konnte. „Der tolle Erzbischof ist also gestürzt", schrieb er nach Braunschweig, „und Necker an dessen Platze König von Frankreich. Dieser verabscheut mich und zwar aus guten Gründen..." „Man kann ihm", fuhr er fort, „zurufen wie Crösus: «Warte, ehe du an dein unveränderliches Glück glaubst, bis zu deinem Todestage!» Royalist oder Volksfreund — zwischen diesen beiden Rollen hat er die Wahl. Entscheidet er sich für die erstere, so ist er verloren, denn die Nation hat den Despotismus satt, und keine menschliche Macht, wenigstens nicht die Macht eines Menschen, wie er sich darstellt, kann ohne Dazwischenkunft der Nation den Abgrund des Deficits ausfüllen. Wendet er sich aber dem Volke zu, so wird sein Reich von kurzer Dauer sein. Die Furcht, welche ihn trotz der Abneigung an die Spitze gestellt, wird sich mit Hülfe des Grolls seiner leicht wieder entledigen. Vor Allem glaube ich aber, daß sein Talent den Umständen nicht gewachsen ist; doch würden auch im Nothfalle die Fehler seines Charakters hinreichen, um es zu lähmen..." Im Einklange mit diesen und früheren Aeußerungen heißt es in einem späteren Briefe: „Sie machen mir über unsere Zustände treffende Bemerkungen, auf die ich nichts erwidern kann. Es ist nur zu wahr, daß nebst dem Königthume zwei oder drei Aristokratien sich in die dem Volke abgenommene Beute theilen. Nur zu wahr, daß alle Vorrechtler ziemlich einträchtig darnach streben, die Vorrechte des Königs zu schmälern, aber mit dem Vorbehalte, daß sie sich selber zueignen, was sie ihm entreißen. Nur zu wahr, daß die bevorstehende Nationalversammlung höchst ungewisse und trübe Aussichten eröffnet — nur zu wahr, daß die

Würfel gefallen sind, daß es sich um unsere Wiedergeburt oder unsere Auflösung handelt, und daß der Wunderthäter, welcher jenen Minister stürzte, der allein eine Umwälzung zu Gunsten der Nation beabsichtigte, weder ein den Umständen angemessenes Talent, noch Bürgertugend, noch wahrhaft freisinnige Grundsätze besitzt. Wie dem auch sei, ich werde trachten, mich auf meinen Posten zu stellen und meine Pflicht erfüllen: Sie sollen, das schwöre ich Ihnen, mit allen Bewegungen und Schritten Ihres Freundes zufrieden sein. Ich setze mich jedoch dabei den größten Gefahren aus, und schaue ihnen zwar kaltblütig, aber ohne Begeisterung entgegen..."

XXXVIII.

Fest entschlossen, einen Platz in der Ständeversammlung zu erringen, scheute Mirabeau kein, mit seinen Begriffen von Ehre nur einigermaßen verträgliches Mittel, um zum Ziele zu gelangen. Trotz der Abneigung, die er gegen Necker empfand, und die, wie er glaubte, Letzterer im vollsten Maße erwiderte, brachten ihn die Verbindungen, in denen er sowol mit Montmorin als mit dem Siegelbewahrer Lamoignon stand, auf den Gedanken, durch den Einfluß des Ministeriums seinen Wunsch zu erreichen. Nicht indem es ihm geradezu eine Abgeordnetenstelle verschaffte — denn er wußte wohl, daß seine Wirksamkeit dadurch gleich im Beginne gehemmt werden würde — sondern indem es seine Wahl auf irgend einem, der in solchen Fällen gangbaren Umwege begünstigte, besonders aber, indem es eine Aussöhnung zwischen ihm und seinem Vater herbeiführte und ihm dadurch den Versuch erleichterte, in der Provence selber als Bewerber aufzutreten. Diese Aussöhnung anzubahnen, hatte er schon sein Werk „Ueber die preußische Monarchie", das eben jetzt die Presse verließ, dem Marquis gewidmet und es mit einer ebenso würdigen als herzlichen Zueignungsschrift eröffnet, worin er den wissenschaftlichen Arbeiten seines Vaters, sowie den Bestrebungen

der Oekonomisten überhaupt Gerechtigkeit widerfahren ließ, und zugleich die Hoffnung aussprach, durch seine auf ähnliche Zwecke gerichtete Thätigkeit seinem Vater einigen Ersatz für den früheren Kummer gewährt und sich die Verzeihung desselben erworben zu haben. Nun wandte er sich noch an den Oheim, mit dem er, wie es scheint, ebenfalls schon seit mehreren Jahren nicht mehr in Berührung gekommen war, und bat ihn um seine Unterstützung. Der Bailli war um so weniger abgeneigt, ihm diese zu bewilligen, als er, auf alte Plane zurückkommend, an die Wahlangelegenheit Hoffnungen auf gänzliche Herstellung des Familienfriedens knüpfte. Hoffnungen, die Mirabeau selber, wenngleich er sie vielleicht nicht theilte, auch nicht zurückwies, weil sie ihm seinem Vater gegenüber förderlich sein konnten. Denn von der Ueberzeugung durchdrungen, daß jetzt der Augenblick gekommen sei, sich in den Augen von Mit- und Nachwelt den Platz zu sichern, von dem ihn ungünstiges Geschick und eigene Schuld so lange fern gehalten, bot er Alles auf, die letzten Spuren seiner Jugendfehler zu verwischen und seinen befleckten Ruf durch vollständige Aussöhnung mit seinem Vater zu reinigen. Deshalb ließ er ihm in den ersten Tagen des October ein Schreiben zukommen, worin er seine ganze politische Thätigkeit darstellte und rechtfertigte, und seinen Vater endlich beschwor, seiner Wiedergeburt durch eine solche Verzeihung die längst ersehnte Weihe zu geben.

Dieses Beistandes seiner Familie glaubte Mirabeau, abgesehen von dessen moralischem Gewichte, um so mehr zu bedürfen, als er die Erwartungen, zu denen ihn die Gunst zweier Minister zu berechtigen schien, getäuscht sah. Sei es, daß es ihnen damit nie Ernst war, oder daß sie sich durch Necker hatten umstimmen lassen, der namentlich auf Montmorin bedeutenden Einfluß übte — Mirabeau wünschte sich in einem Briefe an Lauzun, der zum Unterhändler gedient, Glück, daß er, wenngleich theuer genug, endlich das Recht erkauft, sich von diesen Leuten loszumachen, und schrieb schon im September an Mauvillon: „Man wird meinem Eintritt in die Ständeversammlung alle

möglichen Hindernisse in den Weg legen und die Feigheit der meisten Körperschaften, die durch ihre Gewalt oder ihren Einfluß unsere Provinzen regieren, mit der gehässigen Pflichtvergessenheit des Ministers nur allzu bereitwillig gemeinsame Sache machen. Dies ist mein ärgster Kummer — dazu gesellen sich aber so viele aus der Stockung aller Geschäfte, aus der unbehaglichen Lage aller meiner Freunde und aus der Einstellung fast aller meiner Verbindungen mit dem Ministerium entspringende Verlegenheiten, daß ich in diesem Gewirre kaum weiß, wo mir der Kopf steht. Dennoch ist und bleibt meine Handlungsweise klar vorgezeichnet. Ihr Ziel ist das allgemeine Beste — und müßte ich es aus den Händen Satans selber nehmen. Ich werde mich also bis zur Eröffnung der Ständeversammlung ruhig verhalten, außer wenn irgend eine auffallend tyrannische Maßregel oder allzu gefährliche Charlatanerie mir dies verbietet — dann geh' es wie es wolle, ich werde meine Pflicht in ihrem ganzen Umfange erfüllen, was auch daraus entstehen mag..." Was er aber unter dem allgemeinen Besten verstand und wie er es zu fördern gedachte, davon geben folgende Aeußerungen Zeugniß, die zugleich beweisen, wie wenig er sich durch Enttäuschungen und Anfeindungen aller Art auf seinem Wege hemmen, in seinen Ueberzeugungen irre machen ließ. „Wir vergessen allzu sehr", heißt es in einem aus dieser stürmischen Zeit herrührenden Briefe an Mauvillon, „wir vergessen allzu sehr, daß kein Mensch ganz verdorben ist. Wir sind ein wunderliches Gemisch von Ormuzd und Ahriman, oder, philosophischer gesprochen, von göttlichem Geiste und unvollkommener und widerspänstiger Materie. Wir dürfen daher auch nie zu lebhaft bewundern oder zu tief verachten — noch weniger jedoch verzweifeln oder hassen. Drei Eigenschaften müssen uns die größte Nachsicht einflößen: das Bewußtsein unserer eigenen Schwäche, die Klugheit, die ungerecht zu werden fürchtet, und die Begierde, Gutes zu thun, die, außer Stande, Menschen oder Dinge umzuschaffen, das Vorhandene in seiner gegenwärtigen Beschaffenheit zu benutzen sucht. Ich glaube mich fortan allen philosophischen und religiösen Ansichten gegenüber zu dieser un-

begrenzten Duldsamkeit verpflichtet. Schlechten Handlungen muß man wehren, schlechte Gedanken aber und besonders schlechte Schlußfolgerungen gewähren lassen. Der Frömmler wie der Atheist, der Oekonomist wie der Schutzzöllner sind zum Bestande und zur Leitung der Welt erfoderlich und müssen den von wahrem Ehrgeize beseelten Geistern dazu dienen, das Wohl der Menschheit so kräftig zu fördern, als dies unsere Schwäche vermag. Seien wir daher namentlich gegen alle Schriftsteller tolerant: berufen sie sich auf die Vernunft, wohlan, so thun wir dasselbe; sprechen sie im Namen der Freiheit, desto besser — wir sagen ihnen dann, daß die Denk- und Schreibfreiheit, freier Spielraum für unschädliche Handlungen und Entfesselung der Arbeit und des Verkehrs die Seele der Politik sind. Sie werden uns Beifall zollen, uns nachsprechen und ihre Schüler werden ihr Beispiel nachahmen. Seien wir auch tolerant gegen die Leute mit Rosenkränzen: sie beten die Vorsehung an, und haben Recht! Wir werden ihnen sagen, daß die Vorsehung gütig ist und uns gebietet, sie nachzuahmen; daß sie den Menschen mit Bedürfnissen überhäuft hat, und uns verpflichtet, ihm, wenn er sie stillen will, keine Hindernisse in den Weg zu legen; daß sie ihm Rechte verliehen und Pflichten auferlegt — sagen wir dies, und wir werden aus unserer hülfreichen Philosophie eine Religion, einen Gottesdienst machen. In gewissem Sinne betrachte ich wirklich Alles als gut. Ereignisse, Menschen, Dinge, Meinungen, Alles läßt sich gebrauchen, Allem beikommen. Ich werde zu alt, um den Rest meiner Kraft in Kämpfen zu zersplittern. Ich will sie benutzen, um Denjenigen zu helfen, die mir helfen, ja um mir sogar den Beistand Derer zu verschaffen, die mir ihn gerne verweigern möchten, indem ich sie überrede, daß sie großen Nutzen gestiftet. Was kümmert mich sonst der Ruhm, der selber nur als Werkzeug dienen soll? Von ihm einen andern Gebrauch machen wäre Eitelkeit. Aechten wir Niemanden und verbinden wir uns mit Jedem, der sich auch nur an einem Haare anfassen läßt. Böse ist was schadet, gut was nützt. Hüten wir uns andere Schulen anzufeinden. Die Nachwelt

wird Jedem seinen Platz anweisen. Unsere Pflicht ist's, die Herrschaft des Eigenthums, der Freiheit und wechselseitiger Hülfsleistung nach Kräften zu beschleunigen."

Ueber die Hauptfrage aber, welche damals jedermann aufwarf und jedermann nach seiner Weise zu beantworten versuchte, äußerte sich Mirabeau in einem gleichzeitigen Schreiben folgendermaßen: „Werfen Sie zuweilen, lieber Freund, einen Blick auf die seltsame Lage, worin sich Frankreich befindet? Nichts ist außerordentlicher und des Nachdenkens würdiger. Die Frage, welche uns in Spannung erhält — nämlich die Art der Berufung und Zusammensetzung der Reichsstände — hängt mit den dunkelsten Abschnitten unserer Geschichte zusammen, und steht mit den wichtigsten Grundsätzen der gesellschaftlichen Verfassung in Verbindung. Sie wird über den Gang der Umwälzung entscheiden, die sich in unserer Mitte vorbereitet: auf sie kommt es an, ob Vernunft oder Vorurtheile, das öffentliche Wohl oder Privatinteressen das Uebergewicht erlangen, ob unser Jahrhundert vorwärts schreitet oder Rückschritte thut. Der Entscheid ist einer außerordentlichen Behörde anvertraut: zum ersten Male wird alle Welt aufgefodert, zu reden und zu schreiben. Dieser Proceß der Nation gegen die Nation muß jedoch in weniger als zwei Monaten entschieden sein. So gebieten es die Umstände, so gewaltig drängen die Ereignisse!"

„Frankreich", fährt Mirabeau in diesem Schreiben fort, „läßt sich nur noch durch Reichsstände regieren. Wir wollen, daß sich die Gesammtheit unserer Vertreter versammle, wissen es jedoch nicht anzustellen. Ohne Zweifel handelt es sich hier um keine wesentliche Schwierigkeit — sie wird indessen unsern Enkeln gewiß wunderlich erscheinen und den Fremden keinen günstigen Begriff von einer Umwälzung einflößen, die unter solchen Anzeichen beginnt."

„Hätten wir", bemerkte er weiter, indem er die verschiedenen Möglichkeiten musterte, die auf diesem Gebiete eintreten konnten, „hätten wir unsere Reichsstände beibehalten, gleich einem benachbarten Volke, das vom nämlichen Punkte ausgegangen ist wie

wir, um zu seiner jetzigen Verfassung zu gelangen, so hätten die nämlichen Bedürfnisse und die nämlichen Grundsätze zu einer Umwandlung führen müssen, und wir wären vielleicht ebenso mangelhaft vertreten geblieben wie die Engländer. Allein die Nation hätte sich wenigstens in den Besitz ihrer Rechte gesetzt, und der dritte Stand wäre nicht mehr der letzte, sondern unter dem Namen der Gemeinen von Frankreich die gesetzgebende Macht... Hätte der König im Jahre 1787, statt Notabeln zu berufen, sich an die Nation selber gewendet, um sie in ihre Rechte einzusetzen, so würde er alle Stände des Reichs in angemessener Zahl und in einem Verhältnisse, das den Sieg des Gemeinwohls verbürgte, um sich versammelt haben, und die Nation hätte, im Taumel ihrer Dankbarkeit, der Führer, die sie vor Zeiten besaß, sich nur erinnert, um sich einer neuen Verfassung zu freuen, deren Gerechtigkeit und Weisheit die Mängel und Gefahren der alten nur in desto helleres Licht stellen mußte... Ja, hätte sich selbst im Laufe dieses Jahres, während der aufständischen Bewegungen, deren Nachwehen wir noch empfinden, das ganze Land stürmisch erhoben, wie die Dauphiné, die so oft schöne Lehren und noch nützlichere Beispiele gab; so würden wir bei diesem Schritte nur den gesunden Menschenverstand, der die gegenseitigen Rechte ohne Mühe festsetzt, zu Rathe gezogen und weder Zeit noch Lust gehabt haben, in den Archiven Nachforschungen anzustellen. Wir hätten dann, ehe wir Anstalten zu einer neuen Versammlung getroffen, schon eine gehabt, in der das Volk sein natürliches Uebergewicht behauptet hätte, weil die Macht derselben auf ihm allein beruhte. Wären endlich alle auf unsere alten Ständeversammlungen bezüglichen Urkunden an einem einzigen Orte verwahrt gewesen, so hätte ein Brand sie verzehren und unsern Verstand von der Gefahr befreien können, dadurch in Verwirrung zu gerathen."

„Unser Unglück", folgert Mirabeau aus diesen Betrachtungen, „entspringt also daraus, daß wir unsere alten Archive bewahrt, daß wir vor Zeiten Versammlungen gehabt, die sich nicht zu behaupten vermochten, und daß wir nicht im Sturme errun-

gen, was wir nunmehr auf gesetzlichem Wege anstreben. Wäre uns dies Alles nicht hinderlich, so könnte uns niemand das Recht bestreiten, uns unsere Fortschritte zunutze zu machen, um die ersehnte Verfassung zu Stande zu bringen, und der König würde gerade für das gesegnet werden, was jetzt auf so hartnäckigen Widerstand stößt. Wie wichtig, wie furchtbar entscheidend aber ist die Wahl, die man zu treffen im Begriff steht! Erhält die Nation eine gerechte, weise, die verschiedenen Bestandtheile des Staates angemessen berücksichtigende und den großartigen Ergebnissen, die daraus entstehen müssen, angepaßte Vertretung, so wird derselben das ehrerbietigste Vertrauen zu Theil werden; denn die Einreden, denen man im Voraus so großes Gewicht beilegt, werden vor dem allgemeinen Beifall verstummen. Diese Vertretung wird sich durch ihre eigenen Beschlüsse vervollkommnen; sie wird, zum Bösen nicht hingedrängt, den größten Nutzen stiften; der Geist des Jahrhunderts wird in seinem ganzen Umfange in ihre Berathungen übergehen, und wir werden durch unser Beispiel die andern freien Völker Europas umbilden. Nimmt man dagegen nach dem Verlangen der Parlamente, welche die Reichsstände nur nutzlos zu machen beabsichtigen, jene von **1614** zum Muster (ich setze einen Augenblick voraus, daß sich dieser Plan dem gegenwärtigen Zustande des Landes anpassen läßt, was durchaus nicht der Fall ist) — nimmt man also die Stände von **1614** zum Muster, so sinken wir, so weit es an uns liegt, in das Feudalunwesen zurück und ziehen aus unsern neuerworbenen Einsichten keinen andern Gewinn, als daß wir sie der Hinfälligkeit unserer alten Vorurtheile unterordnen. Ein Theil der Nation kann es noch einmal versuchen, den andern zu unterdrücken; dieser kann endlich zum Bewußtsein aller ihm zugefügten Unbilden kommen und seine Rechte nach seiner wirklichen Macht bemessen. Eine solche von drei Viertheilen der Nation nicht anerkannte und schlecht organisirte Versammlung wird entweder nicht den Muth oder nicht die Kraft haben, die großen Reformen anzubahnen, welche durchzuführen sind. Sie wird nach langen Stürmen einer andern Platz machen müssen,

die den richtigen Grundsätzen näher steht... und wir werden dann auf Das zurückkommen, was ein Dutzend guter Bürger jetzt vorschlägt, d. h. wenn es dazu noch Zeit ist..."

Was Mirabeau in diesem Schreiben blos andeutete, setzte er kurz darauf etwas genauer in einer Flugschrift auseinander, die er unter dem Titel „Briefwechsel zwischen Herrn C* und dem Grafen von Mirabeau" in den ersten Tagen des Jänners 1789 erscheinen ließ. Ein begeisterter Anhänger Necker's, der Exjesuit Cerutti, der damals in den höhern Kreisen der Hauptstadt als Schöngeist und politischer Schriftsteller einiges Ansehen besaß und mit Mirabeau von früher her befreundet war, hatte ihn ersucht, ihm seine Ansichten über den berühmten Beschluß mitzutheilen, der so eben auf Antrieb dieses Ministers erlassen und unter der sonderbaren Benennung „Résultat du conseil du Roi tenu le 27 décembre 1788" veröffentlicht worden war. Ganz im Widerspruche mit der zweiten Notabelnversammlung, die, zu Berathungen über die Einrichtung der Reichsstände berufen, sich im Wesentlichen für Beibehaltung der alten, den bevorrechteten Ständen günstigen Formen erklärt hatte, bewilligte dieser Beschluß dem dritten Stande die so ungestüm begehrte und so eifrig, aber mit so seichten Gründen bestrittene doppelte Vertretung, nämlich das Recht, ebenso viel Abgeordnete zu senden, als die beiden andern Stände zusammengenommen. Dagegen ließ er die Frage unentschieden, ob die drei Stände abgesondert oder gemeinschaftlich berathen, und ob die Abstimmungen nach Köpfen oder nach Ständen stattfinden sollten. Durch eine gleichzeitige Verordnung wurde die Discontocasse ermächtigt, ihre Baarzahlungen noch ein Halbjahr zu suspendiren, und ihren Scheinen Zwangscurs zugestanden, d. h. der Charakter von Papiergeld verliehen. „Man müßte ungerecht, ja undankbar sein", schrieb nun Mirabeau an Cerutti, „wenn man nicht zugäbe, daß das «Résultat» eine große Wohlthat für die Nation ist; daß es ihr einen großen Aufschwung gibt, und daß man nicht befugt war, von einem französischen Minister so viel zu erwarten, besonders aber nicht die Hoffnung zu hegen, alle diese Ansichten vom

königlichen Staatsrathe bestätigt zu sehen. Wenn ich mich jedoch entschließen könnte, auf Einzelheiten einzugehen, und Ihnen wie mir den Genuß zu verderben, so würde ich an diesem Actenstücke manche Mängel auffinden, obschon es übrigens im Hinblick auf die Umstände, die den Verfasser drückende Geschäftslast, seine mannigfaltigen Bedrängnisse und die ihm auferlegte Nothwendigkeit, das Unverträgliche zu vereinigen, alle Nachsicht verdient; ich könnte, sage ich, manche irrige Grundsätze, manche beunruhigende Schwankungen, wichtige Lücken und anstößige Ungehörigkeiten hervorheben ..." Namentlich rügt er nun die auf das Recht des dritten Standes, seine Vertreter aus den andern Ständen zu wählen, bezügliche Erörterung, sowie die verdächtige und zweideutige Art, womit die Entscheidung der Frage, ob nach Köpfen oder nach Ständen abzustimmen sei — eine Frage, fügt er bei, welche die Nation in zwei Lager trennen und, wenn man nicht auf seiner Hut sei, den Bürgerkrieg herbeiführen werde — womit die Entscheidung dieser Frage vermieden, aber zu verstehen gegeben werde, daß das Herkommen die Abstimmung nach Ständen rechtfertige und erfodere; eine Abstimmungsweise, wodurch die verhältnißmäßige Vertretung des dritten Standes ganz wirkungslos gemacht würde. „Wer weiß", sagt er bei diesem Anlasse, „ob es Herrn Necker zuletzt nicht in Sinn kommt, sein verwirrtes Geträtsch als einen frommen Betrug darzustellen, und sich einen Gedanken zuzueignen, den einer der tugendhaftesten und einsichtigsten Volksfreunde unlängst gegen mich äußerte: «Der dritte Stand besteht aus so vielen Schwächlingen, aus so vielen an die Misbräuche des Lehenwesens gewöhnten Landleuten, aus so vielen Spießbürgern, die nur ans Geld denken, aus so vielen beschränkten Köpfen, die alle ihre Hoffnungen auf die Gunst und den Schutz gewisser Machthaber stützen, daß ich große Besorgnisse hegen würde, wenn er gleich bei der Eröffnung mit unsern gnädigen Herren in eine Kammer käme, und beinahe vorziehen möchte, daß sich dieser schwache dritte Stand in seine Kammer zurückzieht, da erhitzt, erbittert und starrköpfig wird, und aus seinem Groll gegen das Veto der obern Kammern Kraft schöpft,

bevor es zu gemeinsamen Berathungen kommt.» Ferner tadelt er die unschickliche Erwähnung der Königin, die um so weniger in Staatsangelegenheiten hineingezogen werden dürfe, als in Frankreich Frauen den Thron nicht besteigen könnten. Endlich findet er noch den Stil, der indessen an einer solchen Schrift sehr unwesentlich sei, mittelmäßig, unpassend und geschraubt — mit Ausnahme der Stelle über den Ersatz, den der König für die Beschränkung seiner oder vielmehr der ministeriellen Willkürgewalt finden werde, und der genialen Bemerkung, daß die Ungunst der zwei obern Stände leicht einen Minister zum Falle bringen, die Unzufriedenheit des dritten dagegen Könige ins Verderben stürzen könne. Von dem «**Résultat**» auf den die Discontocasse betreffenden Beschluß übergehend, wodurch Necker Papiergeld geschaffen, behauptet er, daß letzteres, ohne genügendes Unterpfand, stets und überall das Verschwinden der klingenden Münze zur Folge gehabt, und ruft aus: „Die muthigen Amerikaner haben die Beschwerden des Krieges und des Klimas ertragen und die Tyrannen verjagt, aber Papiergeld haben sie nicht ertragen können." Daß es nur der Vorbote eines Anlehens sei, wie Mirabeau ferner versichert, war allerdings richtig; indessen gründete er darauf mit Unrecht neue Vorwürfe, da Necker, bei der gänzlichen Erschöpfung des Schatzes, kein anderes Mittel hatte, die laufenden Ausgaben zu decken. „Herr Necker", fuhr er fort, „wird wohl daran thun, sich als Staatsmann auszuzeichnen, denn sein Ruf im Finanzfache ist unwiederbringlich dahin... Möge er uns also eine Verfassung geben, und wohl bedenken, daß er auf diesem Gebiete nicht nur strenge Richter haben wird — weil man ihn berufen, unsere Finanzen, nicht aber unsere Verfassung in Ordnung zu bringen — sondern auch viel mehr Richter, unter den Sachkundigen sowol wie in allen andern Kreisen; denn man braucht, wie es scheint, blos Franzose zu sein, um über Verfassungsangelegenheiten abzuurtheilen, während uns der thörichte Leichtsinn, womit wir bisher eine Wissenschaft verschmäht, welche die ersten Elemente der Macht umfaßt, Finanzkünstlern gegenüber viel nachsichtiger macht. Möge er also

sorgfältig auf der Hut sein, und namentlich seine Plane mittheilen und entwickeln; denn er wird genau überwacht werden, und die Reinheit seiner Absichten wird kaum hinreichen, ihm, selbst in den Augen Derjenigen, die an diese Reinheit glauben, Verzeihung für die Fehltritte zu erwerben, die er auf so steiler und schlüpfriger Bahn thäte." Cerutti's Einwendungen, der für Necker's in zweifelhaftes Halbdunkel gehüllte Finanzmaßregeln Vertrauen in Anspruch nahm, wies Mirabeau mit der Bemerkung zurück, wer Credit sage, sage Vertrauen, Vertrauen aber schließe alle Heimlichthuerei aus. Und die Berufung auf den unbefleckten Privatcharakter des Ministers, auf den sich Necker selber wie seine Anhänger allzu viel zu gute thaten, ließ er noch weniger gelten, indem er sagte: „Ich mische mich in keines Menschen Familienangelegenheiten, und halte als Regel fest, daß man über seine Privatmoral nur Jenen Rechenschaft schuldig ist, mit denen man in Privatbeziehungen steht; daß man hingegen über sein öffentliches Leben jedermann Rede und Antwort geben muß... Möge also Herr Necker immer bereit sein, über seine politischen Grundsätze Rechenschaft abzulegen, und sich nicht mit seiner Privatmoral brüsten... Was er seiner Frau, seiner Tochter, seinen Freunden ist, hat niemand das Recht zu untersuchen..." Uebrigens habe er ja, heißt es weiter, die beste Gelegenheit, sich zu rechtfertigen; denn es nahe der Tag, wo Einem verdientes Ansehen ebenso wenig entgehen, als angemaßtes bleiben könne.

Den Stoff zu diesen Ausfällen hatte Mirabeau theilweise in jenen Zusammenkünften gesammelt, die im Laufe des Jahres 1788 bei Panchaud stattfanden und den Zweck hatten, Calonne bei seinem Streite mit Necker Unterstützung zu leisten. Wenngleich er aber vorzugsweise die finanziellen Maßregeln des Letztern zur Zielscheibe seiner Angriffe wählte, so legte er doch das Hauptgewicht auf den Umstand, daß derselbe seiner Ueberzeugung nach dem Verfassungswerke nicht gewachsen sei — alles Uebrige, sagte er, sei im Vergleiche damit bloßes Geschwätz. Und wie man auch über die Gesinnungen denken mag, die er bei diesem An=

lasse bethätigte, es läßt sich nicht bezweifeln, daß großer Muth und stolzes Selbstbewußtsein dazu gehörten, von solchen Schwierigkeiten umgeben, wie sie Mirabeau drängten, gegen einen Mann in die Schranken zu treten, der im Rathe des Königs ebenso einflußreich, wie durch Volksgunst mächtig war. Mirabeau wußte jedoch, was er wagte, und schrieb an Cerutti: „Umsonst sucht man mich zu überreden, Herr Necker und seine Freunde seien eifrig bemüht, mir den Weg in die Nationalversammlung zu versperren — ich glaube es nicht. Herr Necker würde sich den Umständen und seiner eigenen Aufgabe zu wenig gewachsen zeigen, wenn er sich in diesen entscheidenden Augenblicken nicht über persönlichen Groll und gehässige Erinnerungen erhöbe. Er ist schlecht berathen, wenn er meint, man könne seine Maßregeln wie seine Schriften nicht auf eine, sogar seiner Popularität gefährliche Weise zergliedern. Seine Freunde verstehen es nicht, ihm Dienste zu leisten, selbst auf die Gefahr hin, ihm zu misfallen, wenn sie ihm verschweigen, daß die wohlbedachten Rücksichten, welche der Graf von Mirabeau in der Nationalversammlung gegen ihn beobachten würde, ihm besser zu Statten kämen, als die Opposition desselben außerhalb dieser Versammlung. Endlich würde ich mich jedenfalls noch nicht für ausgeschlossen halten, weil Herr Necker mich auszuschließen im Sinne hätte. Wie dem auch sei, mein eifrigstes Verlangen geht dahin, der Ständeversammlung anzugehören... Sollte ich aber scheitern, so würde ich dennoch Demjenigen, der unser Verfassungswerk fördert, den Dank des Vaterlandes zu erringen trachten, Jeden hingegen, der uns dabei Hindernisse in den Weg legen wollte, vor der öffentlichen Meinung unerschrocken anklagen. Ich brauche daher niemanden zu fürchten, und niemand, der es redlich meint, braucht mich zu fürchten..."

Außer der Feder setzte aber Mirabeau noch andere Hebel in Bewegung, um sich dem Ziele zu nähern, das ihm unablässig vorschwebte. In den ersten Tagen des Novembers 1788 hatte er gemeinschaftlich mit Panchaud einen politischen Clubb gegründet — eine Verschwörung ehrlicher Leute nennt er denselben, die

weiter führen werde, als man glaube — in dem die Hauptfragen des Tages besprochen, Plane für die Ständeversammlung entworfen und besonders die Maßregeln erörtert wurden, welche die bevorstehenden Wahlen nöthig machten. Unter den Männern, die sich da einfanden, verdienen namentlich Lafayette und der Bischof von Autun (Talleyrand), die Herzoge von Lauzun und Luxemburg, Chamfort, Lacretelle, Röderer, Dupont, Target, und endlich der Parlamentsrath Adrian Duport, Calonne's Ankläger, hervorgehoben zu werden, dessen Haus in der Straße du grand Chantier als Versammlungsort diente. Gerade Letzterer scheint jedoch bald einen Einfluß angestrebt zu haben, dem Mirabeau, der sich sammt seinen Genossen keineswegs zur bloßen Katzenpfote der Parlamentsopposition hergeben wollte, dadurch zu steuern suchte, daß er Aenderung des Sitzungslocals vorschlug. Ohnedies konnten Männer, deren Gesinnungen und Zwecke im Grunde so verschieden waren, nicht lange zusammengehen, weshalb dieser Clubb, übrigens der bedeutendste und angesehnste in jenem Zeitraume, sich schon nach wenigen Monaten auflöste.

Einer der wichtigsten Beschlüsse, die bei Duport gefaßt worden waren, bezog sich auf die Frage, ob die Edelleute von der Oppositionspartei bei ihrem eigenen oder beim dritten Stande als Bewerber auftreten sollten. Mirabeau verfocht, Lafayette gegenüber, mit Erfolg die erstere Ansicht und bereitete sich, als diese Vorfrage entschieden war, zur Abreise nach der Provence. Hier sei, schrieb er nach Braunschweig, sein natürlicher Platz, und schließe ihn auch der Adel aus, so werde ihn doch sicher der dritte Stand zum Vertreter wählen. Des Sieges war er also gewiß, wenn er sich nur erst auf dem Schlachtfelde befand; daß es aber für ihn nicht so leicht war, dahin zu gelangen, ergibt sich aus folgender Stelle eines gleichzeitigen Briefes an Mauvillon: „Wie, mein theurer Freund, Sie haben geglaubt, die Aussöhnung des Menschenfreundes mit seinem Sohne könne eine gewisse Freigebigkeit zur Folge haben und die Bedrängnisse und Entbehrungen des Letztern einigermaßen erleichtern? Ach, Sie täuschen sich sehr. Er meinte allerdings, nach meiner

Zueignungsschrift und meinem Werke mir den Zutritt nicht länger versagen zu können, und bringt mich, da er gegenwärtig auf dem Lande wohnt, von Zeit zu Zeit um einen Tag, den ich dazu verwenden muß, ihn anzuhören; allein noch hat er mit keinem Worte weder meiner persönlichen Angelegenheiten noch der Mittel erwähnt, mir den Weg in die Ständeversammlung zu bahnen, Mittel, die er mir im Ueberflusse gewähren könnte..." Durch dieses Benehmen seines Vaters sah sich Mirabeau in einem Augenblicke, wo der Preis aller Kämpfe seines Lebens auf dem Spiele stand, in allen seinen Bewegungen gelähmt, wenn er sich nicht in kürzester Frist andere Hülfsquellen öffnete. Da ließ er, rasch gefaßt, die „Geheime Geschichte des berliner Hofes" erscheinen und verschaffte sich durch den Ertrag dieses Buches, sowie des zur selben Zeit herausgegebenen Briefwechsels mit Cerutti die nöthigen Geldmittel.

Die „Geheime Geschichte des berliner Hofes" umfaßte einen Theil der Berichte, die Mirabeau im Laufe des Jahres 1786 nach Paris erstattet hatte, und mußte um so größeres Aufsehen erregen, als Prinz Heinrich, der darin, nach Gibbon's Ausdruck, mit dämonischer Schärfe und Bosheit durchgehechelt wurde, sich gerade in Paris befand. Dieser Umstand gab auch zu dem Gerüchte Anlaß, die Königin Maria Antoinette habe, um die gegen Oesterreich gerichteten Bestrebungen des Prinzen, dem sie ohnehin abgeneigt war, zu durchkreuzen, zur Veröffentlichung Hand geboten, während andererseits behauptet wurde, Mirabeau habe das Manuscript benutzt, um vom Ministerium Geld zu erpressen, eine dritte Sage aber dessen Gegner beschuldigt, sie hätten durch Herausgabe des anstößigen Buches seine Wahl zum Abgeordneten verhindern wollen. Vermuthungen, die alle mehr oder weniger mit der jetzt völlig beglaubigten Thatsache in Widerspruch stehen, daß Mirabeau selber es war, der die „Geheime Geschichte" zum Drucke beförderte. Ob er dabei, außer dem eben angedeuteten Zwecke, noch die Absicht hatte, seinem Verleger le Jay aus der Klemme zu helfen, möge dahingestellt bleiben, da ihn eine solche Mildherzigkeit in den Augen Derjenigen, welche diese Veröffent-

lichung als einen der schwärzesten Flecken in seinem Leben betrachten, doch nicht rechtfertigen würde. Sie könnten ihm, auch wenn sonst nichts erweislich wäre, immer noch den Bruch des Vertrauens, den er sich der Regierung gegenüber, die seine Dienste in Anspruch genommen und bezahlt, zu Schulden kommen lassen, besonders aber die Dreistigkeit zum Vorwurfe machen, womit er, auf einige Lücken und den Titel gestützt, der das Buch als „nachgelassenes Werk" bezeichnete, die Verfasserschaft leugnete. Allein wie schwer oder leicht er sich dadurch versündigt haben mag, die Nachwelt darf mit einer That nicht rechten, die, der Nemesis vorgreifend, ein Geschichtsbild aufrollte, dessen Werth schon unbefangene Zeitgenossen nicht verkannten. Diabolically good, nennt es Gibbon, und Forster schreibt an Heyne: „Mirabeau's Histoire secrète ist sanglante, allein sie trägt die unverkennbaren Merkmale der Wahrheit. Es ist unmöglich ... zu sein als jener Hof, vom Höchsten bis zum Geringsten, und man sieht augenscheinlich, daß der französische Hof, der dieses Werk im pariser Parlamente pro forma verurtheilen läßt (NB. ohne einen rechten Grund, außer der den Höfen gebührenden Achtung anzugeben), es selbst hat herausgeben lassen, denn es sind ministerielle Depeschen, ganz ohne Schmuck, aber mit viel natürlicher Energie niedergeschrieben, und überall sind Lücken an Stellen, welche vermuthlich nicht vor das Auge des Publikums gebracht werden sollten." Dohm aber bemerkt über das Buch, viele Menschen und Dinge seien darin der Wahrheit gemäß geschildert, und es verdiene Bewunderung, wie ein Fremder binnen so kurzer Zeit über die innersten Verhältnisse und geheimen Absichten so mancher Personen sich so gut habe unterrichten, und wie er Manche, mit denen er nur in geringe Berührung gekommen, so richtig beurtheilen können. Anerkennende Worte, die wol den Widerspruch Trenck's, die Schmähungen Posselt's, der sich zum Echo der giftigsten Lästerzungen von Paris machte, und die Stachelreden aufwiegen, womit der Generaladvocat Seguier im Drange seines Amtseifers das Buch überschüttete. Es sei Schmuz, aber beflecke nicht, tröstete er den Prinzen Heinrich

und nannte es „abscheulicher, als die Geschichte Procop's" in seiner Klageschrift an das Parlament, das zwar das Werk zum Feuer verdammte, Verfasser und Verleger jedoch ganz unbehelligt ließ. Sobald durch diese aus Furcht oder Schwäche entspringende Halbheit der Staatsgewalt die Besorgniß, sich durch ein Strafurtheil den Weg in die Nationalversammlung versperrt zu sehen, beseitigt war, kümmerte sich Mirabeau um alle weitern Anfechtungen nicht im Geringsten, und schrieb an seinen Secretair Comps: „Ich werde alle hochtrabenden Redensarten über den unversöhnlichen Haß, mit dem das Publikum den Verfasser dieses Werkes verfolge und stets verfolgen werde, unbeantwortet lassen. Ich kenne die Tugendheuchler; ich kenne den Fanatismus der Mode und die Mode des Fanatismus, und das Wort nie oder immer scheint mir in Bezug auf ein französisches Publikum sehr gewagt." In der That wurde die „Histoire secrète" und was sich daran knüpfte, durch die hochwichtigen Ereignisse, die nunmehr Schlag auf Schlag einander folgten, bald aus dem Gedächtnisse der Zeitgenossen verdrängt; auch ward der Schaden, den sie etwa Mirabeau's sittlichem Rufe zufügen mochte, einigermaßen durch die hohe Meinung ausgeglichen, die sie von seinem Talente erwecken mußte, dem man seit dem Werke „Ueber die preußische Monarchie" ohnehin die größte Achtung zollte. Nur einen empfindlichen Nachtheil zog ihm diese rücksichtslose Veröffentlichung diplomatischer Geheimnisse zu: der Bischof von Autun, welcher sich dadurch bloßgestellt fühlte, brach seine Verbindungen mit ihm ab, aus denen er manchen Nutzen geschöpft, wenngleich die frühere Freundschaft bereits erkaltet war. Denn schon im Jahre 1787 hatte Mirabeau in einem Schreiben an den Grafen d'Entraigues Talleyrand, der sich von Calonne abgewandt, um sich Necker anzuschließen, einen niederträchtigen Ränkeschmied genannt und ausgerufen: „Schmuz und Geld ist's was er braucht. Um Geld hat er seine Ehre und seinen Freund verkauft; um Geld würde er seine Seele verkaufen, und mit Recht, denn er würde Gold eintauschen für Mist..."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.